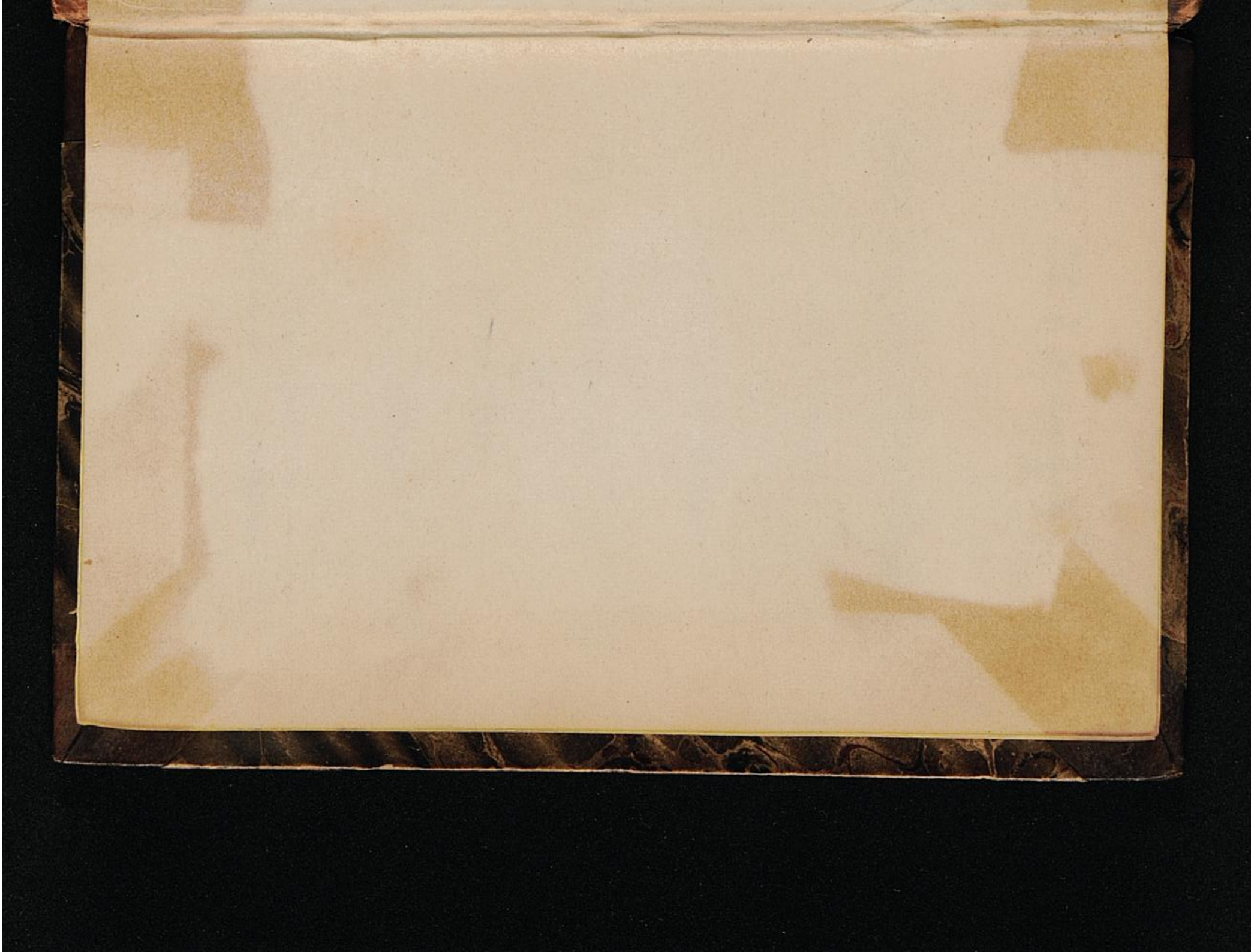
30497110 1

Hb. 444,
RIENZI, 1



Rienzi,

der

Letzte der römischen Tribune.

Ein Roman

von

Eduard Lytton Bulwer.

Uebersetzt

von

Theodor Roth.

Erster Band.

Stuttgart:
Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.
1853.

Dann, letzter Tribun, nahen wir uns Deinem Leben,
Von tausend Tyrannen ist es stets umgeben;
Befreier von der Schmach, die hart Dein Land betroffen,
Petrarka's Freund — Italiens letztes Hoffen.
Rienzi, letzter Römer! Es hat der Baum
Der Freiheit nur für wenig Blätter Raum.
Laß für Dein Grab Dir Kränze daraus winden;
Des Forums Kämpe, Du, des Volkes Haupt,
Laß Rom in Dir den neuen Numa finden.

Childe Harold, IV. 114.

Inmitten dieser Begeisterung und Beredsamkeit wurden Italien und Europa durch eine Revolution überrascht, die für einen Augenblick dessen glänzendste Träume verwirklichte.

Gibbon, Kap. XIX.

KÖNIGL. LANDES-BIBLIOTHEK DÜSSELDORF

Druck der Rieger'schen Officin in Stuttgart.

Alessandro Manzoni,

als

dem Genie des Platzes,

sind diese Früchte,

gesammelt auf dem Boden italischer Dichtung,

gewidmet.

London, 1. Dec, 1835.

Vorrede zu der ersten Auflage.

Ich fing diese Erzählung vor zwei Jahren zu Rom an. Als ich mich nach Neapel begab, legte ich sie bei Seite, um „die letzten Tage von Pompeji" zu schreiben, welche den Vortheil des Aufenthaltes in der Nähe der beschriebenen Scenen mehr als „Rienzi" erforderten. Das Schicksal des römischen Tribunen nahm indessen fortwährend mein Interesse in Anspruch, und einige Zeit, nachdem „Pompeji" herausgegeben war, machte ich mich wieder an mein früheres Unternehmen. In der That betrachtete ich die Vollendung dieser Bände als eine Art von Pflicht; denn da ich Gelegenheit gehabt, die Originalurkunden zu lesen, aus welchen neuere Geschichtschreiber ihre Berichte über das Leben Rienzi's geschöpft haben, gewann ich die Ansicht, daß ein sehr merkwürdiger Mann oberflächlich beurtheilt, und eine sehr wichtige Epoche nicht genau geprüft worden sei.* Und diese Ansicht war stark genug, um mich zuerst zu

* Siehe den Anhang.

veranlassen, meine Gedanken auf ein ernsteres Werk über das Leben und die Zeiten Rienzi's zu richten.* Verschiedene Gründe vereinigten sich gegen diesen Plan — und ich gab die Lebensbeschreibung auf, um die Dichtung anzufangen. Ich habe mich indessen mit mehr Treue, als in Romanen gebräuchlich ist, an die Hauptbegebenheiten in dem öffentlichen Leben des römischen Tribunen gehalten; und der Leser wird vielleicht in diesen Blättern einen vollständigeren und genaueren Bericht über das Steigen und den Fall Rienzi's finden, als in irgend einem anderen, mir bekannten englischen Werke. Ich habe allerdings seinen Charakter in verschiedener Hinsicht anders betrachtet, als Gibbon oder Sismondi. Dies ist das unbestreitbare Vorrecht des Romans. Aber es ist in allen ihren Hauptzügen eine Ansicht, zu welcher ich, wie ich beweisen zu können glaube, nicht weniger durch die Thatsachen der Geschichte, als durch die Gesetze der Dichtung berechtigt bin. Da ich indessen die Urkunden, aus welchen ich die Beschreibung des Hauptcharakters schöpfte, angeführt habe, so hat der Leser hinreichende Data für sein eigenes Urtheil.

Der Plan dieses Werkes, welcher im Allgemeinen die wirkliche Chronologie von Rienzi's Leben beibehält, erstreckt sich über einen Zeitraum von mehren Jahren und enthält diejenige Verschiedenheit von Charakteren, welche zu einer der Wahrheit getreuen Beschreibung der Ereignisse

* Ich habe die Benennung Rienzi statt Rienza angenommen, da die Leser im allgemeinen vertrauter damit sind. Doch ist die letztere vielleicht die richtigere, da der Name eine Volks-Corruption von Lorenzo war.

nöthig ist. Die Erzählung kann daher den interessantesten Begebenheiten nicht gerade in der Ordnung folgen, welche in streng und echt dramatischen Dichtungen gefunden wird, in welchen, wenigstens nach meiner Meinung, die Zeit möglichst beschränkt, und die Zahl der Charaktere möglichst klein sein sollte, — wo gegen das Ende des Werkes kein neuer Charakter von einiger Wichtigkeit mehr eingeführt werden sollte. Wenn ich das Wort episch in seiner bescheidensten und anmaßungslosesten Bedeutung anwenden darf, so gehört diese Dichtung, ob sie sich gleich dramatische Darstellungen erlaubt, als ein Ganzes mehr zur epischen, als zur dramatischen Schule. Ein Werk, welches die Verbrechen und Irrthümer einer Nation zu seinem Gegenstande wählt, welches, wenn auch mit wenig Erfolg, es wagt, das Wirkliche und Wesentliche auf der höchsten Stufe der Leidenschaft oder Handlung zu suchen, kann meiner Meinung nach nur selten die melodramatischen Wirkungen annehmen, welche durch gemeine Kunst, oder durch humoristischen Bühneneffekt hervorgerufen werden. Dieser letztere zieht, indem er von unbedeutenden Eigenthümlichkeiten der Charaktere entsteht, die Aufmerksamkeit des Lesers von der Größe oder vom Verbrechen ab und leitet sie auf die Schwäche oder die Thorheit. Auch läßt eine Dichtung, welche sich mit solchen Gegenständen beschäftigt, nur selten überflüssige oder genaue Beschreibungen von Sitten und Gebräuchen zu. — In Betreff der Sitten und Gebräuche habe ich in der That einen minder ehrgeizigen und minder bestreitbaren Beweggrund gehabt, mich kurz zu fassen, obgleich diejenigen, welche ich beschreibe, hoffentlich ganz

getreu sind; — ich schreibe von einem Feudalzeitalter und trage nach den unnachahmlichen und unvergänglichen Gemälden, welche wir von Walter Scott über die Sitten derselben besitzen, kein Verlangen, mehr als nöthig ist, darüber zu sagen. Ich sage so viel, um den Leser vorzubereiten, was er von den folgenden Bänden zu erwarten hat — eine Pflicht, welche jedem Bescheidenen und wohlgesinnten Schriftsteller obliegt, und eine Vorsicht, welche, indem sie ihn selbst manchmal vor Kränkungen schützt, dem Leser nicht minder selten Täuschungen erspart. — Ich muß zugeben, daß dieser Eingang etwas ominös klingt! — Wenig von Gebräuchen, noch weniger von Geheimniß,* nichts von Humor! Was bleibt denn da für Interesse oder Belustigung? Ach! in der Leidenschaft, den Charakteren und der Handlung bleibt Stoff genug, wenn der arme Bearbeiter sie nur gehörig zu verbinden weiß!

In dem Gemälde des römischen Volkes, sowie in dem der römischen Edeln des vierzehnten Jahrhunderts folge ich buchstäblich den hinterlassenen Beschreibungen; sie sind nicht geschmeichelt, aber treu — es sind Portraits. In einem großen Theile meines Werkes werden diejenigen, welche glauben, daß die Menge — gleichviel, zu welcher Zeit, oder in welchem Lande, stets Recht habe, vielleicht eine conservative Moral finden, dessen Andere mich schwerlich im Verdacht haben könnten. Aber auch nur sehr sinnreiche Köpfe können diese Bände so auslegen, als dienten sie den Parteizwecken

* Was hier unter Geheimniß zu verstehen, ist absichtlich unter einem dünnen Schleier gelassen. Der Schrecken ist zuweilen größer, wenn er in der Entfernung gezeigt wird.

unserer Zeit — wenigstens liegt meinem Wunsche, meiner Absicht Nichts ferner. Die der Geschichte entnommene Dichtung, wie die Geschichte selbst, kann von den ruhigen und anerkannten Lehren der Vergangenheit handeln, aber sie geht von ihrer Bürde ab, wenn sie zu den heftigen und zweideutigen Streitigkeiten der Gegenwart unpassende Analogieen aufstellt.

Ich kann nicht schließen, ohne der gewandten und talentvollen Verfasserin des Trauerspieles „Rienzi" den Tribut meines Lobes und meiner Huldigung abzustatten. In Betracht, daß unser Held derselbe ist, — daß wir den Stoff zu unseren Arbeiten aus denselben Materialien nahmen — hoffe ich, man werde finden, daß ich mir selten, oder nie erlaubte, etwas schon Gesagtes zu geben. Mit der einzigen Ausnahme einer Liebesintrigue zwischen einer Verwandten Rienzi's und Einem von der Gegenpartei, welche den Plan zu dem Trauerspiele der Miß Mitford gibt, und welche in meinem Roman nicht viel mehr, als eine Zwischenhandlung ist, da sie auf das Benehmen des Helden wenig, auf sein Schicksal gar keinen Einfluß hat, kenne ich keine Aehnlichkeit zwischen den beiden Werken, und auch dieses Zusammentreffen hätte ich leicht vermeiden können, wenn ich es für räthlich gehalten hätte: — aber es würde mir beinahe geschadet haben, wenn ich Nichts gegeben hätte, das einem Werke gleicht, welches nachzuahmen man sich zur Ehre rechnen darf.

In der That, die reichen Materialien der Geschichte — die füllereichen Farben von Rienzi's Charakter — vereint mit dem Vortheile, welchen der Romanschreiber hat, Alles aufzunehmen, was

der Dramatiker verwerfen muß* — sind hinreichend, um zu verhindern, daß Dramatiker und Romanschreiber einander Eintrag thun.

* So erlaubt der beschränkte Raum, welcher dem Dramatiker gestattet ist, Miß Mitford nicht, den Thatsachen sehr getreu zu sein; einen Unterschied, zwischen Rienzi's früherem Leben und der späteren Periode seiner Macht zu machen; oder die wahren, aber etwas verwickelten Ursachen seines Steigens, seines Glanzes und seines Falles genau zu beschreiben.

London, den 1. December 1835.

Erstes Buch.

Zeit, Ort und Menschen.

Fu da sua gioventudine nutricato di latte di eloquenza; buono grammatico, migliore rettorico, autorista buono . . . Oh, come spesso diceva, „Dove sono questi buoni Romani? Dov'è loro somma giustizia? Poterommi trovare in tempo che questi fioriscano?“ Era bell 'omo . . . Accadde che uno suo frate fu ucciso, e non ne fu fatta vendetta di sua morte; non lo poteò aiutare; pensa lungo mano vendicare 'l sangue di suo frate; pensa lunga mano dirizzare la cittate di Roma male guidata.

Vita di Cola di Rienzi. Ed. 1828. Forli.

In seiner Jugend genährt mit der Milch der Beredsamkeit, ein guter Grammatiker, ein noch besserer Redner und guter Schriftsteller . . . O, wie oft sagte er: „Wo sind jene wackeren Römer? Wo ist ihre hohe Gerechtigkeit? Hätte ich in der Zeit leben können, da diese blühten?“ Er war ein schöner Mann ... Es ereignete sich, daß ihm ein Bruder getödtet und sein Tod nicht gerächt wurde; er konnte ihm nicht zu Hülfe kommen; lange denkt er das Blut seines Bruders zu rächen, lange denkt er zu regieren die schlecht geleitete Stadt Rom.

Leben Rienzi's.

Erstes Kapitel.

Die Brüder.

Der gefeierte Name, welcher den Titel dieses Werkes bildet, sagt dem Leser schon, daß der Anfang

meiner Geschichte in die erste Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts fällt.

An einem Sommerabende konnte man zwei Jünglinge den Ufern der Tiber entlang wandeln sehen, nicht weit von jener Stelle ihres sich schlängelnden Laufes, wo sie den Fuß des Berges Aventino bespült. Der Weg, den sie gewählt, war abgelegen und ruhig. Nur in der Ferne sah man die an den Ufern zerstreuten, schmutzigen Häuser, inmitten welcher dunkel und häufig das hohe Dach und die ungeheuren Thürme sich erhoben, welche das feste Schloß eines römischen Edeln erkennen ließen. Auf dem einen Ufer des Stromes erhob sich hinter den Hütten der Fischer der Berg Janiculus mit seinem dichten, dunkeln Laubwerk, durch welches an mehren Stellen die grauen Mauern vieler mit Thürmen versehener Paläste, so wie die Thurmspitzen und Säulen von hundert Kirchen schimmerten; auf der entgegengesetzten Seite stieg der verlassene Aventino jäh und steil, mit dickem Reisig bedeckt, empor, während von der Höhe aus verborgenen, aber zahlreichen Klöstern durch die ruhige Landschaft und die sich kräuselnden Wellen nicht unharmonisch der Schall der heiligen Glocke drang.

Der ältere der beiden eben erwähnten Männer, der das zwanzigste Jahr zurückgelegt haben mochte, war von hohem, ja sogar Achtung gebietendem Wuchse, und es lag in seinem Auftreten etwas Auffallendes, beinahe Edles, trotz der bescheidenen Kleidung, die aus dem langen, fliegenden Oberkleide und der einfachen Tunica, beide von dunkelgrauer Sarsche,

bestand, und damals von den anspruchloseren Schülern getragen wurde, welche die Klöster solch gewöhnlicher Kenntnisse wegen besuchten, deren Erwerb in jenen Zeiten eine karge Belohnung für angestrengte Arbeiten gewährte. Seine Züge waren schön und wären ohne jenen ungewissen, zerstreuten, schwärmerischen Blick — der so häufig eine Neigung zu Träumereien und Betrachtungen andeutet, und verräth, daß Vergangenheit oder Zukunft dem Geiste mehr entsprechen, als der Genuß oder die Vorfälle der gegenwärtigen Stunde — in ihrem Ausdrucke eher heiter, als nachdenklich gewesen.

Der Jüngere, damals noch Knabe, hatte weder in Gestalt, noch Zügen etwas besonders Bemerkenswerthes, wenn nicht ein außerordentlich lieblicher und freundlicher Ausdruck so genannt werden will; es lag beinahe etwas Weibliches in der zarten Hingebung, mit der er seinen Begleiter anzuhören schien. Er trug die den niederen Klassen gewöhnliche Kleidung, wenn gleich vielleicht etwas zierlicher und neuer; die zärtliche Eitelkeit einer Mutter sprach sich in der Sorgfalt aus, mit welcher die langen, seidenen Locken gekämmt und so abgetheilt waren, daß sie sich unter der Mütze hervordrängten und halb auf die Schultern herabfielen.

Während sie so, Jeder den Arm um den Leib des Andern legend, an dem lispelnden Schilfe des Flusses hingingen, war nicht nur in den Manieren und in dem Gange, sondern in der Jugend und augenscheinlichen Liebe der Brüder — denn solche waren

sie — eine Anmuth und ein Gefühl zu bemerken, welche die Niedrigkeit des Standes, dem sie anzugehören schienen, noch erhob.

„Lieber Bruder," sagte der Aeltere, „ich kann Dir nicht sagen, welchen Genuß mir diese Abendstunden bereiten. Ich fühle, daß Du allein mich nicht für einen Schwärmer und Träumer hältst, wenn ich von der dunkeln Zukunft rede und meine Luftschlösser baue. Unsere Eltern hören auf mich, als ob ich ihnen schöne Dinge aus einem Buche sagte, und meine geliebte Mutter, der Himmel möge sie segnen! wischt die Augen und sagt: Horch, wie gelehrt er ist! Wenn ich von meinem Livius aufblicke und rufe: Noch einmal sollte Rom das werden! so staunen die Mönche, gaffen und runzeln die Stirne, als ob ich eine Ketzerei ausgesprochen hätte. Du aber, geliebter Bruder, sympathisirst, wenn Du auch meine Gedanken nicht theilst, so gütig mit allen ihren Erzeugnissen — Du scheinst meine wilden Plane zu billigen, meine ehrgeizigen Hoffnungen zu ermuthigen — daß ich bisweilen unsere Geburt, unsere Vermögensumstände vergesse, und in Gedanken mich erkühne, als ob nur das Blut des teutonischen Kaisers in unsern Adern flösse."

„Mich dünkt, geliebter Cola," sagte der jüngere Bruder, „daß die Natur uns einen schändlichen Streich gespielt — Dir gab sie die, wenn auch dunkel von der Familie unseres Vaters stammende königliche Seele; mir nur den ruhigen, demüthigen Geist von meiner Mutter niedriger Herkunft."

„Nein," erwiderte Cola rasch, „da hättest Du das bessere Theil — denn ich wäre nur barbarischen, Du aber königlichen Ursprungs. Es gab eine Zeit, wo es höher galt, ein einfacher Römer, als ein römischer König zu sein. — Nun, nun, wir können noch große Veränderungen erleben!"

„Ich werde es erleben, daß ich Dich als einen großen Mann sehe, und damit will ich zufrieden sein," entgegnete der jüngere Bruder, liebevoll lächelnd; „daß Du ein großer Gelehrter bist, damit kommen schon jetzt Alle überein: unsere Mutter weissagt Dir Glück, so oft sie von unserer freundlichen Aufnahme bei den Colonna hört."

„Die Colonna!" sagte Cola mit bitterem Lächeln, „die Colonna — die Pedanten! Die geistlosen Seelen geben sich den Anschein, als kennen sie die Vergangenheit, spielen den Herrn und citiren das Lateinische falsch bei ihren Gelagen! Sie sehen mich gerne an ihrem Tische, weil die römischen Doktoren mich gelehrt heißen, und weil die Natur mir einen kühnen Witz gab, der sie mehr ergötzt, als die abgenützten Scherze eines gemietheten Possenreißers. Ja, sie wollen mein Glück fördern — aber wie? durch eine Stelle im öffentlichen Dienste, welche eine entehrte Kasse durch noch empfindlichere Erpressungen von dem sauer erworbenen Gelde unserer verhungernden Bürger füllen würde! Wenn es auf der Welt ein gemeines Geschöpf gibt, so ist dies ein Plebejer, der durch die Patricier erhoben wurde, nicht um seinem eigenen Stande Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sondern um in ihrem

Interesse zu kuppeln. Er, der aus dem Volke stammt, wird zum Verräther an seiner Geburt, wenn er sich zu einem Spielzeug ihrer tyrannischen Gleißnerei hergibt, damit sie ihre Hände erheben und rufen: seht, welche Freiheit wir in Rom haben, wenn wir, die Patricier, einen Plebejer so erheben! Erhoben sie je einen Plebejer, wenn er die Gesinnungen eines Plebejers hatte? Nein, Bruder; sollte ich über meinen Stand erhoben werden, so soll dies auf den Armen, nicht auf dem Nacken meiner Mitbürger geschehen."

„Ich hoffe nur, Cola, daß Du in Deinem Eifer für Deine Mitbürger nicht vergessen mögest, wie theuer Du uns bist. Keine Größe könnte mich je mit dem Gedanken aussöhnen, daß sie Dir Gefahr bringe."

„Und ich könnte jeder Gefahr lachen, wenn sie zur Größe führte. Aber Größe — Größe! Eitler Traum! Versparen wir ihn für den nächtlichen Schlaf. Genug von meinen Planen; jetzt, theuerster Bruder, von den deinigen."

Und der junge Cola verbannte mit der ihm eigenen zuversichtlichen und heiteren Kraft alle wilderen Gedanken und zwang seinen Geist, auf die einfacheren Plane seines Bruders zu hören und in dieselben einzugehen: das neue Boot, das festtägliche Gewand, die an einem vor dem Ueberfalle der Adeligen sicheren Orte erbaute Hütte und solche ferne Lieblingsgemälde, wie ein feuriges Auge und fröhliche Lippen sie in den unbestimmten Gefühlen eines angehenden Jünglings heraufbeschwören. Auf Plane und Streben, deren Gränzen solche Gegenstände waren, horchte der

Gelehrte mit minder strenger Stirne und freundlichem Lächeln, oft noch fiel ihm im späteren Leben diese Unterredung ein; wenn er bei der Frage an sein eigenes Herz, welcher Ehrgeiz der weiseste sei, zurückschrack.

„Und dann," fuhr der jüngere Bruder fort, „möchte ich nach und nach genug zusammensparen, um ein Fahrzeug zu kaufen, wie wir hier eines sehen, unzweifelhaft beladen mit Korn und Kaufmannswaaren — diese würde ich verkaufen — ach, ich würde sie mit so viel Nutzen verkaufen, daß ich Dein Zimmer mit Büchern anfüllen könnte und nie mehr eine Klage hören dürfte, Du seiest nicht reich genug, um ein altes, in Staub zerfallendes Mönchsmanuscript zu kaufen. Ach, das machte mich so glücklich!" Cola lächelte und drückte seinen Bruder fester an seine Brust.

„Guter Junge," sagte er, „möge es lieber meine Aufgabe sein, für Deine Wünsche zu sorgen. Aber mich dünkt, die Herren jenes Fahrzeuges sind in keinem beneidenswerthen Besitze; siehe, wie ängstlich die Leute um sich blicken, vor- und rückwärts; wenn es gleich friedliche Kaufleute sind, so fürchten sie, wie es scheint, selbst in dieser Stadt, einst dem Stapelplatze der civilisirten Welt, die Verfolgung eines Seeräubers, und ehe die Reise beendigt sein wird, mögen sie diesen Seeräuber in einem römischen Edeln finden. Wie weit sind wir zurückgekommen!"

Das erwähnte Fahrzeug glitt rasch den Fluß hinab, und drei oder vier bewaffnete Männer auf dem Verdeck beobachteten in der That aufmerksam die beiden Ufer, als ob sie einen Feind vermutheten. Bald war

indessen die Barke aus dem Gesichte verschwunden, und die Brüder verfielen wieder auf jene Gegenstände, welche nur der Zukunft angehören dürfen, um anziehend für die Jugend zu werden.

Als endlich der Abend dunkler wurde, erinnerten sie sich, daß die gewöhnliche Stunde der Heimkehr vorüber sei, und traten den Rückweg an.

„Halt," sagte Cola plötzlich, „wie unser Gespräch mich Alles vergessen ließ! Vater Uberto versprach mir eine seltene Handschrift, die nach dem Geständnisse des guten Mönches das ganze Kloster in Verlegenheit setzte. Ich sollte deßhalb heute Abend in seine Zelle kommen. Warte hier wenige Minuten. Es ist nur noch halbwegs auf den Aventino. Bald bin ich wieder hier."

„Kann ich Dich nicht begleiten?"

„Nein," antwortete Cola mit ruhiger Freundlichkeit; „Du hast den ganzen Tag gearbeitet und mußt müde sein; meine Anstrengungen, wenigstens die körperlichen, waren leicht genug. Du bist überdies zart und scheinst bereits erschöpft; die Ruhe wird Dir wohl thun. Ich halte mich nicht auf."

Der Knabe ließ es sich gefallen, obwohl er lieber seinen Bruder begleitet hätte; aber er war sanft und nachgiebigen Gemüthes und widersprach selten dem geringsten Geheiße derer, die er liebte. Er setzte sich auf eine kleine Bank am Ufer nieder, und bald waren der feste Tritt und die hohe Gestalt seines Bruders wegen des dichten, trübsinnigen Laubwerks seinen Blicken entschwunden.

Zuerst saß er ruhig, erfreute sich der kühlen Abend-

luft und dachte über die Geschichten des alten Rom nach, die ihm sein Bruder während ihres Spaziergan-ges erzählt hatte. Endlich fiel ihm bei, daß seine jüngere Schwester, Irene, ihn gebeten, ihr einige Blumen nach Hause zu bringen; er sammelte solche, die in der Nähe wuchsen (und manche Blume blühte wild und mehre beisammen an diesem einsamen Orte), setzte sich wieder und fing an, sie in eines jener Gewinde zu flechten, für welche das südliche Landvolk noch immer die alte Zuneigung und etwas von der klassischen Geschicklichkeit bewahrt hat.

Während der Knabe so beschäftigt war, hörte man in einiger Entfernung Huftritte und laute Männerstimmen. Sie kamen näher und näher.

„Wahrscheinlich der Zug eines Edeln, der von einem Feste heimkehrt," dachte der Knabe; „das wird ein hübscher Anblick — ihre weißen Federn und scharlachfarbenen Mäntel. Ich sehe ein solches Schauspiel gern, will ihnen aber doch aus dem Wege gehen."

So näherte sich der junge Römer, indem er mechanisch immer an seinem Geflechte arbeitete, die Augen nach dem Orte gerichtet, von wo er den Zug erwartete, mehr und mehr dem Flusse.

Jetzt wurde der Zug sichtbar, in der That eine stattliche Truppe; voran Reiter, zu zweien nebeneinander, wo es der Weg erlaubte; ihre Pferde trugen sehr schöne Decken, ihre Federn wehten lustig, und der Glanz ihrer Bruststücke schimmerte durch die Schatten des dämmernden Zwielichtes. Ein großer, bunter Haufen, Alle bewaffnet — die Einen mit Pike und

Panzer, Andere mit weniger kriegerischen oder zeitgemäßen Kampfwerkzeugen folgte den Reitern, und hoch über Federn und Piken wallte das blutrothe Banner der Orsini mit in glänzendem Golde gesticktem Wahlspruch und Devise, worin mit Pracht das guelphische Abzeichen und die Schlüssel des heiligen Peter dargestellt waren. Eine augenblickliche Furcht befiel das Gemüth des Knaben, denn in dieser Stadt schien zu jener Zeit ein von Kriegern umgebener Edler den Plebejern fürchterlicher, als ein wildes Thier; aber zur Flucht war es bereits zu spät — der Zug war beinahe an ihn herangekommen.

„He, Knabe!" rief der Anführer der Reiter, Martino di Porto, ein Anhänger des mächtigen Hauses der Orsini; „hast Du ein Boot auf dem Flusse gesehen? — Doch, Du mußt es gesehen haben — wie lange ist es her?"

„Ich sah ein großes Boot vor etwa einer halben Stunde," erwiderte der Knabe, durch die rauhe Stimme und das herrschsüchtige Benehmen des Ritters erschreckt.

„Gerade vorwärts segelnd, mit grüner Flagge an dem Steuer?"

„Dasselbe, edler Herr."

„Vorwärts denn! ehe der Mond aufgeht, wollen wir ihrem Laufe Einhalt thun," sagte der Anführer. „Vorwärts! — nehmt den Knaben mit, damit er nicht zum Verräther werde und die Colonna alarmire."

„Orsini, Orsini!" schrie der Haufe; „vorwärts, vorwärts!" und ungeachtet seiner Bitten und Vorstellungen wurde der Knabe in die Mitte genommen

und athemlos, beinahe unter Thränen fortgeschleppt, während das arme, kleine Geflechte noch immer an seinem Arme hing und ihm eine Schleuder in die widerstrebende Hand gedrückt wurde. Trotz seiner inneren Unruhe fühlte er noch immer eine kindliche Neugierde, den Ausgang der Verfolgung anzusehen.

Aus der lauten und heftigen Unterhaltung seiner Umgebung erfuhr er, daß das Boot, das er gesehen, Proviant für eine oben an dem Flusse von den Colonna besetzte Festung enthalte, welche damals in tödtlicher Fehde mit den Orsini lagen, und Zweck der Expedition, in die der Knabe so unglückseliger Weise gerathen, war, die Zufuhr aufzufangen und sie für die Mannschaft von Martino die Porto zu verwenden. Diese Nachricht vermehrte seine Bestürzung einigermaßen, denn der Knabe gehörte einer Familie an, welche unter dem Schutze der Colonna stund.

Aengstlich blickte er unter Thränen alle Augenblicke nach dem sich an dem Aventino erhebenden Pfade; aber noch immer erschien sein Beschützer, sein Beschirmer nicht.

Sie waren eine Strecke weiter gegangen, als plötzlich eine Straßenbiegung ihnen den Gegenstand ihrer Verfolgung zeigte, wie er bei dem Lichte der ersten Sterne rasch auf dem Strome dahinglitt.

„Jetzt seien die Heiligen gesegnet," rief der Anführer; „sie ist unser!"

„Halt!" flüsterte ein deutscher Hauptmann, indem er zu Martino heranritt; „ich höre bei den Bäumen da unten Töne, die ich nicht liebe — horch! das

Wiehern eines Pferdes! — bei meiner Ehre, dazu noch der Schimmer eines Panzers."

„Eilen wir, meine Herren," rief Martino; „der Reiher soll dem Adler nichts anhaben — treiben Sie die Pferde an!"

Unter fortwährendem Geschrei drängten die Leute zu Fuß vorwärts, bis, als sie beinahe das von dem Deutschen bezeichnete Buschholz erreicht hatten, eine kleine, dichte, von Kopf bis zu Fuß bewaffnete Reiterschaar unter den Bäumen hervorstürzte und mit eingelegter Lanze die Reihen der Verfolger angriff.

„Colonna! Colonna!" „Orsini, Orsini!" tönte es laut und ungestüm von beiden Seiten. Martino di Porto, ein Mann von kräftigem Körperbau und durch seine Wildheit ausgezeichnet, hielt mit seinen, hauptsächlich aus deutschen Söldlingen bestehenden Reitern den Angriff, ohne zu wanken, aus. „Nehmt Euch vor den Griffen des Bären in Acht," rief der Orsini, als sein Gegner, Roß und Reiter, vor seiner Lanze zurückwich.

Der Kampf war kurz und hitzig, die vollständige Rüstung der Reiter auf beiden Parteien schützte dieselben vor Wunden — nicht so unverletzt kamen die halbepanzerten Fußgänger der Orsini durch, wie sie, hart aufeinander drängend, gegen die Colonna anrückten. Nach einem Hagel von Steinen und Wurfpfeilen, die wirklich nur wie Hagelkörner auf die dicken Panzer der Reiter fielen, schlossen sie ihre Reihen und hemmten durch ihre Zahl den Lauf der Pferde, während Speer, Schwert und Streitaxt ihrer Gegner

eine unbarmherzige Verheerung in der nicht an Zucht und Ordnung gewöhnten Schaar anrichteten. Und Martino, der sich wenig darum bekümmerte, wie Viele von diesem bloßen Pöbel gemordet wurden, gab, als er seinen Feind durch das ungestüme Drängen und den sich bildenden Kreis seines Fußvolkes in die Enge getrieben sah (denn der Kampfplatz war, obwohl breiter, als die Straße, doch beschränkt und enge), einigen seiner Reiter ein Zeichen und war eben im Begriffe, auf das jetzt beinahe dem Auge entschwundene kleine Fahrzeug zuzureiten, als ferner Hörnerschall durch einen der in der Nähe befindlichen Feind beantwortet wurde und das Geschrei: „Colonna zu Hülfe!" aus der Ferne wiedertönte. In wenigen Augenblicken sah man eine zahlreiche Reitertruppe in vollem Galopp, mit dem stattlich wehenden Banner der Colonna an der Spitze.

„Daß diese Zauberer die Pest bekommen! wer hätte gedacht, daß sie uns so schlau geahnt haben!" murmelte Martino; „wir sind dieser Ueberlegenheit nicht gewachsen;" und die Hand, welche vorher zum Angriffe Befehl ertheilt, gab jetzt das Zeichen zum Rückzuge.

Fest geschlossen wanten sich Martino's Reiter in der größten Ordnung zur Flucht; der zu Fuße gehende Volkshaufen, welcher der Beute wegen gekommen war, blieb jetzt zurück, um sich niedermetzeln zu lassen. Sie versuchten es, dem Beispiele ihrer Führer zu folgen, wie hätten sie aber Alle den fliegenden Schlachtrossen und den scharfen Lanzen ihrer

Gegner entkommen wollen, deren Blut durch den Kampf erhitzt war, und welche die in ihrer Gewalt befindlichen Leben ansahen, wie ein Knabe das Wespennest, das er zerstört. Die Menge zerstreute sich nach allen Richtungen: — Einige entkamen wirklich auf die Hügel, wo die Pferde keinen festen Fuß fassen konnten — Andere stürzten sich in den Fluß und schwammen an das entgegengesetzte Ufer — die weniger Erfahrenen, welche gerade vorwärts flohen, erleichterten dadurch, daß sie dem Feinde den Weg verstopften, ihren Anführern die Flucht, aber fielen selbst Leiche auf Leiche, niedergemetzelt von den grausamen und unwiderstehlichen Verfolgern.

„Keine Gnade den Räubern — jeder erschlagene Orsini ist ein Räuber weniger — kämpfet für Gott, den Kaiser und die Colonna!" Dieses und ähnliches Geschrei hörten die entmuthigten und fallenden Flüchtlinge gleich einer Todtenglocke. Unter denen, welche gerade auf dem den Reitern am meisten zugänglichen Wege flohen, war Cola's jüngerer, so unschuldiger Weise zu dem Streite gekommener Bruder. Eilig floh er, schwindelig vor Schrecken — armer Knabe, der vorher kaum von der Seite der Eltern oder des Bruders gekommen war! — die Bäume schwanden an ihm vorüber — die Ufer wichen zurück: — fort stürzte er, und hart hinter ihm tönten die Hufschläge — das Geschrei — das Fluchen — das rohe Gelächter des über Todte und Sterbende hinjagenden Feindes. Jetzt war er an der Stelle, wo sein Bruder ihn verlassen hatte; eilig blickte er rückwärts und sah,

wie des Reiters eingelegte Lanze und starrender Helmschmuck ihn beinahe erreichte; verzweifelnd blickte er auf, und siehe da! sein Bruder trat aus dem verschlungenen Farngesträuch, mit dem die Anhöhe bewachsen war, und eilte ihm zu Hülfe.

„Rette mich: rette mich, Bruder!" schrie er laut und der Ton drang zu Cola's Ohr; — das Schnauben der hitzigen Rosse fühlte er heiß; — einen Augenblick später fiel er mit einem wilden Schrei: „Gnade, Gnade!" zu Boden — eine Leiche; die Lanze des Verfolgers war vom Rücken bis zur Brust durch und durch gedrungen und spießte ihn gerade an den Rasen, auf dem er voll Jugendblüte und sorgloser Hoffnung noch vor nicht ganz einer Stunde gesessen hatte.

Der Reiter zog seinen Speer heraus und eilte, seinen Gefährten folgend, fort nach neuen Opfern, Colà war herangekommen, — war an der Stelle, — knieete neben dem gemordeten Bruder. Unter Hörner und Trompetenklang kam jetzt eine vornehmere Gruppe, als die bis jetzt beschriebene, näher, welch' letztere auch wirklich nur der Vortrab der Colonna gewesen war. An ihrer Spitze ritt ein bejahrter Mann, dessen lange, weiße Haare unter dem mit Federn geschmückten Helme hervorguckten und sich mit dem ehrwürdigen Barte vermengten. „Was ist das?" sagte der Anführer, indem er sein Pferd anhielt, „was ist geschehen, junger Rienzi?"

Der Jüngling blickte in die Höhe, als er diese Stimme hörte, und warf sich dann vor das Pferd

des alten Nobili, rang die Hände und rief in kaum verständlichen Tönen aus: „Es ist mein Bruder, edler Stephan, — ein Knabe, ein reines Kind! — das beste — das sanfteste! Seht, wie sein Blut sich mit dem Grase mischt; — zurück, zurück — die Hufe Eurer Pferde treten in des Blutes Strom! Gerechtigkeit, o, Herr, Gerechtigkeit! — Ihr seid ein mächtiger Mann!"

„Wer erschlug ihn? ein Orsini ohne Zweifel; es soll Gerechtigkeit Dir werden."

„Dank, tausend Dank," murmelte Rienzi, wankte wieder zu seinem Bruder, hob das Antlitz von dem Grase auf und wollte die Schläge seines Herzens fühlen; eilig zog er seine Hand zurück, denn sie war blutroth, hob sie in die Höhe und rief laut: „Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!"

Die um den alten Stephan Colonna versammelte Gruppe wurde, obwohl an solche Auftritte gewöhnt, von dem Anblicke ergriffen. Ein hübscher Knabe, dem dicke Thränen über die Wangen rollten, und der heut neben Colonna ritt, zog sein Schwert: „Herr," sagte er halb schluchzend, „nur ein Orsini kann ein so unschuldiges Wesen morden; lasset uns keinen Augenblick verlieren, — eilen wir den Schurken nach."

„Nein, Adrian, nein!" erwiderte Stephan, indem er die Hand auf des Knaben Schulter legte, „Dein Eifer ist lobenswerth, aber wir müssen uns vor einem Hinterhalte hüten. Unsere Leute haben sich zu weit gewagt. — Heda! — blaset zum Rückzuge."

In wenigen Minuten brachten die Hörner die Verfolger zurück, — unter ihnen den Reiter, dessen Lanze einen so verhängnißvollen Stoß geführt hatte. Er war der Anführer derer, welche mit Martino di Porto im Kampfe lagen, und das auf seine Rüstung gepreßte Gold, so wie die Verzierungen seines Schlachtrosses ließen seinen Rang vermuthen.

„Dank, mein Sohn, Dank," sagte der alte Colonna zu diesem Ritter, „Du hast Dich gut und tapfer gehalten. Aber sage mir, wenn Du es weißt, denn Du hast ein Adlerauge, welcher von den Orsini erschlug diesen armen Knaben? — schändliche That; seine Familie steht überdies unter unserem Schutze!"

„Wen? jenen Knaben?" erwiderte der Reiter und nahm den Helm vom Kopfe, um die heiße Stirne sich zu wischen; „sagtet Ihr so? wie kam er denn zu Martino's Schurken? Ich fürchte, der Irrthum kam ihm theuer zu stehen. Ich konnte nur Orsinisches Gesindel in ihm vermuthen, und so — und so —"

„Ihr erschluget ihn!" rief Rienzi mit einer Donnerstimme und stand vom Boden auf. „Nun denn, Gerechtigkeit! Stephan, mein Gebieter, Gerechtigkeit! Ihr habt sie mir versprochen, und ich fordere sie!"

„Mein armer Jüngling," sagte der alte Mann mitleidig, „gegen die Orsini habe Rache ich Dir versprochen; siehst Du aber nicht, daß hier ein Irrthum obgewaltet? Ich wundere mich nicht, daß Dein Kummer zu groß ist, als daß Du jetzt der Vernunft Ge-

hör geben könntest. Wir müssen diese Sache für Dich ausmachen."

„Und lasset hiefür Messen für des Knaben Seele lesen; — der Unfall geht mir sehr nahe," sagte der jüngere Colonna, indem er eine Goldbörse hinwarf. „Ach, kommt nächste Woche zu uns in den Palast, junger Cola — nächste Woche. Mein Vater, es wäre wohl am besten, wir kehrten zu dem Boote jetzt zurück; vielleicht sind wir zu seinem Schutze nöthig."

„Wahr, Gianni; bleiben Einige von Euch zurück, um für die Leiche des armen Knaben zu sorgen; — ein schmerzlicher Zufall! wie konnte es geschehen?"

Die Truppe ritt denselben Weg zurück, den sie gekommen war; außer Adrian blieben nur zwei gemeine Soldaten da; der erstere wartete noch einige Augenblicke und versuchte Rienzi zu trösten, der, als wäre er seiner Sinne beraubt, bewegungslos dastand, dem stattlichen Zuge, während er dahinritt, nachsah und in sich hineinmurmelte: „Gerechtigkeit, Gerechtigkeit! sie muß mir dennoch werden."

Den weinenden, widerstrebenden Adrian rief die laute Stimme des älteren Colonna hinweg. „Laß mich Dir Bruder sein," sagte der wackere Junge, indem er leidenschaftlich die Hand des Schülers an sein Herz drückte; „ich habe einen Bruder, wie Dich, nöthig."

Rienzi gab keine Antwort; er gab nicht auf ihn Acht und hörte ihn nicht — trübe und ernste Gedanken, Gedanken, in welchen der Keim zu einer

mächtigen Umwälzung lag, beschäftigten sein Inneres. Mit einem Schauder wachte er aus demselben auf, während die Soldaten nun ihre Schilde zusammenfügten, um eine Art Bahre daraus für den Leichnam zu machen, brach dann in Thränen aus, als er hastig sie aufbrechen hieß, und drückte den Todten an seine Brust, bis er buchstäblich von dem Blutflusse durchdrungen war.

Der Blumenkranz des armen Kindes hatte selbst beim Fallen sich nicht von seinem Arme losgemacht, und hing, um sein Gewand verwickelt, noch immer an ihm. Dieser Anblick rief in Cola all die Zärtlichkeit, das gütige Herz und die gewinnende Anmuth seines einzigen Bruders — seines einzigen Freundes zurück! Er schien das vorzeitige und unverdiente Schicksal des unschuldigen Knaben noch unmenschlicher zu machen. „Mein Bruder! mein Bruder!" seufzte der Ueberlebende, „wie soll ich vor unsere Mutter treten? — wie ohne Dich Nacht und Einsamkeit ertragen? — so jung, so unschuldig! Seht, ihr Männer, er war nur zu sanft. Und sie wollen uns nun Gerechtigkeit verweigern, weil sein Mörder ein Edler und ein Colonna ist. Und auch noch dieses Gold — Gold für das Blut eines Bruders! Wollen sie" — und die Augen des jungen Mannes funkelten wie Feuer — „wollen sie uns keine Gerechtigkeit verschaffen? Die Zeit wird es lehren!" Während er so sprach, beugte er sein Haupt über die Leiche, seine Lippen bewegten sich, wie zum Gebete, oder einer Anrufung; dann erhob er sich, und sein Antlitz war

blaß, wie der Todte neben ihm — nicht aber war es mehr der Kummer, der diese Bläße verursachte!

Als ein umgeschaffenes Wesen erhob sich Cola von dem blutenden Körper und dem innerlichen Gebete. Mit seinem jüngeren Bruder erstarb seine eigene Jugend. Ohne dieses Ereigniß wäre der zukünftige Befreier Rom's vielleicht nur ein Träumer, ein Gelehrter, ein Dichter — der friedliche Nebenbuhler Petrach's, ein Mann voll Gedanken, nicht voll Thaten geblieben. Von diesem Zeitpunkte an vereinigten sich dagegen alle seine Gaben, seine Thätigkeit, seine Gedanken, die Richtung seines Geistes in einem einzigen Punkte. Vaterlandsliebe, bis jetzt nur ein Traumbild, mischte sich in die lebendige und kräftige, beständig entflammte, standhaft verhärtete und ehrfurchtsvoll geheiligte Leidenschaft — aus Rache!

Zweites Kapitel.

Ein historischer Ueberblick — nur von denjenigen zu überschlagen, welchen nichts daran liegt, ob sie verstehen, was sie lesen.

Jahre waren vergangen und der Tod des jungen Römers war über edleren und weniger zu entschuldigenden Morden bald vergessen, — vergessen beinahe von den Eltern des Erschlagenen über dem zunehmenden Rufe und dem Glücke des älteren Sohnes, — nie weder vergessen noch vergeben von diesem Sohne selbst. Aber zwischen diesem blutigen Eingange und dem darauffolgenden politischen Drama,

— zwischen dem unbestimmten Interesse eines Traumes und den geschäftigeren, thätigeren und dauernden Aufregungen eines ernsteren Lebens — ist es wohl nicht am unrechten Platze, dem Leser eine kurze Uebersicht von dem Zustande und den Verhältnissen der Stadt, in welche die Hauptereignisse dieser Geschichte fallen, zu geben; — einen Ueberblick, der zu dem vollständigen Verständnisse der Beweggründe der handelnden Personen und der vielfachen Verwicklungen des Knotens für Viele vielleicht nothwendig ist.

Ungeachtet der Menge von vermischten Volksstämmen, die gezwungen ihren Wohnsitz in der Hauptstadt der Cäsaren aufgeschlagen, hatte die Bevölkerung Rom's doch einen unmäßigen Begriff von ihrer Obergewalt über die übrige Welt beibehalten; sie war von den ehernen Tugenden der Republick ausgeartet und besaß immer noch das trotzige, halsstarrige Ungestüm, das von dem Plebs des alten Forums unzertrennliche Attribut. Unter diesem wilden, aber durchaus nicht tapferen Pöbel behaupteten sich die Vornehmen weniger als scharfsinnige Tyrannen, denn als unbarmherzige Banditen. Vergebens hatten die Päpste gegen diese unbiegsamen, strengen Patricier gekämpft. Ihre Würde wurde verlacht, ihren Befehlen Trotz geboten, sie selbst öffentlich beschimpft, und diese Päpste, welche das ganze übrige Europa im Zügel hielten, wohnten als Gefangene im Vatican, wo sie sich fortwährend bedroht sahen. Achtunddreißig Jahre vor den Ereignissen, welche zu schildern ich im Begriffe stehe, hatte ein Franzose, unter dem

Namen Clemens VI. den Stuhl des heiligen Petrus bestiegen, und der neue Papst vertauschte, mehr aus Klugheit als Tapferkeit, den Aufenthalt in Rom mit dem ruhigen Avignon; so wurde die üppige Stadt einer ausländischen Provinz der Hof des römischen Papstes und der Thron der christlichen Kirche.

So selbst von den Banden, welche die Anwesenheit des Papstes dem Namen nach erlangte, befreit, hatte die Macht der Edeln außer ihren eigenen Launen, oder der gegenseitigen Eifersucht und Fehden, eigentlich keine Grenzen mehr. Obgleich sie durch fabelhafte Stammregister ihren Ursprung von den alten Römern abzuleiten sich anmaßten, waren sie dem größeren Theile nach doch wirklich die Söhne der kühnen nordischen Barbaren, und mehr durch italienische List befleckt, als von dem Vaterlande zugethanen Gesinnungen erfüllt, — blieb die Verachtung ihrer fremden Vorfahren einem eroberten Lande und einem entarteten Volke. Während das übrige Italien, besonders Florenz, Venedig und Mailand, sich in Civilisation und Kunst immer mehr den anderen Staaten Europa's näherte, schienen die Römer eher rückwärts, als vorwärts zu schreiten; — ohne gute Gesetze, ohne Industriefleiß, dem ritterlichen Betragen eines kriegerischen, wie den Tugenden eines friedlichen Volkes fremd, wohnte in ihnen noch immer Sinn und Verlangen nach Freiheit, und noch immer suchten sie durch wilde Paroxismen und verzweifelte Kämpfe für Rom den Namen „Hauptstadt der Welt" zu behaupten. Während der beiden letzten

Jahrhunderte hatten sie mehre Umwälzungen erfahren, — kurz, oft blutig, aber immer ohne Erfolg. Noch immer schwebte ihnen das leere Trugbild einer Volksherrschaft vor. Die dreizehn Stadttheile ernannten je ihr Oberhaupt, und die Versammlungen dieser obrigkeitlichen Personen, welche man Caporioni nannte, besaßen in der Theorie ein Ansehen, das sie nie weder den Muth noch die Kraft hatten, geltend zu machen. Noch hörte man den stolzen Namen Senator; aber zu jener Zeit war dieses Amt zwei oder drei Männern übertragen, welche bisweilen von dem Papste, bisweilen von den Adeligen gewählt wurden. Das an den Namen sich knüpfende Ansehen schien keine bestimmte Grenzen zu haben; es war eine oberste Dictatur, oder ein lässiges Puppenspiel, je nachdem der jeweilige Machtinhaber die Kraft hatte, die angenommene Würde zu behaupten. Nur dem Adel wurde diese verliehen, und nur von Adeligen wurden alle Gewaltthätigkeiten verübt. Wenn je öffentliche Rechtspflege stattfand, so wurden Privatfeindschaften verhandelt, und Herstellung der nöthigen Ordnung war nichts Anderes, als Vollziehung von Racheplanen.

Indem sie ihre Paläste zu fürstlichen Schlössern und Festungen machten, jeder seine Unabhängigkeit von Obrigkeit und Gesetz darthat, Festungen anlegte und Vorrechte auf dem angestammten Boden der Kirche ansprach, sicherte der römische Adel seine Stellung und machte sich noch verhaßter dadurch, daß er fremde Kriegsvölker, hauptsächlich Deutsche, in Sold nahm;

— sie waren besser geordnet, im Dienst disciplinirter und in Führung der Waffen geschickter, als der freieste Italiener jener Zeit; so vereinigten sie in sich richterliche und militärische Gewalt nicht zum Schutze, aber zu dem Verderben Roms. Zu den mächtigsten unter diesen Adeligen gehörten die Orsini und die Colonna; ohne Unterlaß dauerten die sich vererbenden Fehden, und jeder Tag war Zeuge von den Ergebnissen ihrer gesetzlosen Zwiste durch Blutvergießen, Entführungen und Feuersbrünste. Schmeichelei oder Zuneigung von Petrarka, welchem nur zu leicht von den neueren Geschichtschreibern geglaubt wurde, legt den Colonna, namentlich zu der Zeit, von der wir sprechen, eine Anmuth und eine Würde bei, die ihnen nicht eigen war. Gewaltthaten, Betrug, Mord, schmutzige Habsucht bei für sich in Anspruch genommenen öffentlichen Aemtern, übermüthige Bedrückung ihrer Mitbürger und feige Kriecherei gegen Mächtigere, mit nur wenigen Ausnahmen, bilden Hauptcharakterzüge der ersten Familie Roms. Aber reicher, als der übrige Adel, waren sie üppiger und vielleicht auch verständiger; ihr Stolz wurde dadurch noch geschmeichelt, daß sie Beschützer von Künsten waren, in welchen sie selbst nie eine Fertigkeit erlangen konnten. Von diesen zahllosen Unterdrückern wandten sich die römischen Bürger mit heftigem und ungeduldigem Bedauern zu der unbestimmten und dunkeln Vorstellung von einstiger Freiheit und Größe. Sie vermischten die Zeiten des Kaiserreiches mit denen der Republik und betrachteten den teutonischen König, der jenseits der Alpen

erwählt wurde, den Kaisertitel aber von den Römern annahm, als einen Abtrünnigen von der ihm anvertrauten gesetzlichen Gewalt und seiner rechtmäßigen Heimath, in dem irrigen Wahn, daß, wenn Kaiser und Papst ihren Wohnsitz in Rom nehmen, Freiheit und Recht wieder ihren natürlichen Schutz unter der wiederauflebenden Oberherrschaft des römischen Volkes suchen würden.

Die Abwesenheit des Papstes und des päpstlichen Hofes trug viel zur Verarmung der Bürger bei, und sie hatten offenbar noch mehr von den Plünderungen der zahlreichen, schonungslosen Räuberhorden zu dulden, welche die Romagna überschwemmten, alle öffentlichen Straßen versperrten und bisweilen insgeheim, bisweilen offen, von dem Adel in Schutz genommen wurden, der häufig seine Banditengarnisonen aus ihnen rekrutirte.

Aber außer den geringeren und gemeineren Plünderungen war in Italien eine noch weit furchtbarere Klasse von Freibeutern aufgestanden. Ein Deutscher, der sich den stolzen Titel eines Herzog Werner beilegte, hatte wenige Jahre vor dem Zeitpunkte, dem wir nahe stehen, unter dem Titel „die große Compagnie" eine beträchtliche Macht angeworben und organisirt, mit der er ohne einen schamloseren Zweck, als den der Plünderung, Städte belagerte und Staaten verheerte. Bald fand sein Beispiel Nachahmung: zahllose, auf ähnliche Weise errichtete „Compagnieen" durchzogen plündernd nach allen Richtungen das Land. Plötzlich erschienen sie, wie hervorgezaubert, vor den

Mauern einer Stadt und verlangten gegen Zusicherung des Friedens ungeheure Summen. Weder Tyrannen noch Freistaaten waren stark genug, um ihnen Widerstand zu leisten, und wenn man andere nordische Söldlinge gegen sie aufbot, so war dies nur, um die Fahnen der Freibeuter durch Ausreißer zu verstärken. Söldner focht nicht gegen Söldner — der Deutsche nicht gegen den Deutschen: größerer Lohn und erlaubte Plünderung verlieh den Zelten der „Compagnieen" einen weit größeren Reiz, als der geregelte Sold einer Stadt, oder die schwerfällige Festung und die verarmten Kassen eines Oberhauptes. Werner, der unversöhnlichste und wildeste von diesen Abenteurern, der in seiner Verworfenheit so weit gegangen war, daß er auf seiner Brust eine Silberplatte mit der Inschrift trug, „Feind Gottes, des Mitleids und der Gnade," hatte vor nicht langer Zeit die Romagna mit Feuer und Schwert heimgesucht. Aber entweder durch Geldrücksichten bestimmt, oder nicht im Stande, die kühnen Räuber, die er auf die Beine gebracht, zu beherrschen, führte er in der Folge den Kern seiner Truppen nach Deutschland zurück. Gleichwohl blieben kleine, im ganzen Lande zerstreute Abtheilungen zurück, die nur auf einen geschickten Führer warteten, der sie wieder vereinigte; unter denen, welche zu diesem Geschäfte am geeignetsten schienen, war Walter von Montreal, ein Ritter des heiligen Johannes und Edelmann aus der Provence, dessen Tapferkeit und militärischer Geist trotz seiner Jugend seinen Namen bereits fürchterlich berühmt gemacht hatten; sein Ehr-

geiz, seine Erfahrung und sein durch einige ritterliche und edle Eigenschaften unterstützter Scharfsinn waren zu noch größeren und wichtigeren Unternehmungen fähig, als die gewaltsamen Plünderungen des abscheulichen Werner. Kein Staat hatte von dieser Geißel empfindlicher zu leiden, als Rom. Die Erbgüter des Papstes, die ihm zum Theil von kleineren Tyrannen entrissen waren, zum Theil durch dieses fremde Raubgesindel verheert dalagen, lieferten nur einen spärlichen Zuschuß für die Bedürfnisse Clemens VI, des vollendetsten Edelmannes und raffinirtesten Wollüstlings seines Zeitalters; der gute Vater hatte einen Plan entworfen, durch welchen er die Römer und ihren Papst auf einmal zu bereichern gedachte.

Beinahe fünfzig Jahre vor der Zeit, von welcher wir sprechen, hatte Bonifacius VIII., um die päpstlichen Kisten zu füllen und die verhungernden Römer zufrieden zu stellen, das Jubelfest oder das heilige Jahr eingesetzt, der That nach ein Wiederaufleben der heidnischen Ceremonien. Jedem Katholiken, der in diesem und je dem ersten der folgenden Jahrhunderte die St. Peter- und St. Paulskirchen besuchte, wurde vollkommener Ablaß zugesagt. Ein ungeheures Zusammenströmen von Pilgern aus allen Theilen der Christenheit sprach für die Klugheit des Gedankens; und zwei Pfaffen standen Tag und Nacht mit Rechen in der Hand da, um, ohne sie zu zählen, die Haufen von Gold und Silber zu sammeln, die dem Altar des heiligen Paul zuflossen. *

* Gibbon, Band XII. Kap. 59.

Man darf sich nicht wundern, daß dieses einträgliche Fest, ehe das nächste Jahrhundert nur halb verstrichen war, einem verständigen Papste als zu weit hinausgeschoben erschien. Beide, Papst und Stadt, stimmten in der Ansicht überein, dasselbe sollte in kürzerer Zeit eine Wiederholung erleiden. Demzufolge hatte Clemens VI. im Jahre 1350, nämlich drei Jahre später, als in dem nächsten Kapitel meine Erzählung beginnen wird, unter dem Namen Jubelfest Moses ein zweites heiliges Jahr verkündet. Dieser Umstand erregte großes Aergerniß unter dem Volke gegen den Adel, und bereitete die Ereignisse vor, die ich berichten werde; denn die Straßen waren, wie schon oben gesagt, durch Banditen unsicher gemacht, die Werkzeuge oder Verbündeten der Adeligen. Wurden die Straßen nicht gesäubert, so durfte man keine Reisende erwarten. Es war die Aufgabe des Stellvertreters des Papstes, Raimund, Bischof von Orvietto — eines schlechten Politikers, aber guten Kirchengelehrten —, schlechterdings alle Hindernisse zwischen den Opfern der Frömmigkeit und dem Schatze des heiligen Peter aus dem Wege zu räumen.

Dies war, um kurz zu sein, der Zustand Rom's zu der Zeit, die wir zu prüfen im Begriffe stehen. In Italiens und Europa's Augen hatte sein Ruf noch nicht gelitten. Dem Namen nach war es wenigstens immer noch die Königin der Erde; aus seinen Händen empfingen die nordischen Herrscher ihre Krone und der Kirchenvater die Schlüssel. Seine Lage bot dem kühnen Ehrgeize einen großen, glänzenden

Triumph, — einen begeisternden, wenn auch traurigen Anblick dem zum Grabe wankenden Patriotismus — und eine geeignete Schaubühne für die erhabenere Tragödie, die unter den Wechselfällen und Freveln der Nationen ihre Zwischenhandlungen sucht, ihre handelnden Personen wählt und ihre Nutzanwendung bildet.

Drittes Kapitel.

Der Aufstand.

An einem Aprilabende des Jahres 1347 war auf einem der geräumigen Plätze, wo das neue wie das alte Rom vermengt schien — gleich verlassen und gleich zerstört — ein sehr gemischter, unwilliger Volkshaufe versammelt. Am Morgen desselben Tages waren die Söldlinge des Martino di Porto mit Gewalt in das Haus eines römischen Juweliers gedrungen und hatten dasselbe mit einer kühnen Frechheit geplündert, die sogar die gewöhnliche Unverschämtheit der Adeligen überstieg. Tief und von schlimmer Vorbedeutung war das Mitgefühl und die Entrüstung in der ganzen Stadt.

„Nie werde ich mich diesen Gewaltthätigkeiten fügen!"

„Ich auch nicht!"

„Ich auch nicht!"

„Nein, bei den Gebeinen des heiligen Peter, ich thue es nicht!"

„Und worin, meine Freunde, bestehen die Gewalt-

thätigkeiten, denen Ihr Euch nicht fügen wollt?" fragte ein junger Edelmann, indem er sich an die Menge von Bürgern wandte, die erhitzt, zornig, halb bewaffnet und mit den heftigen Geberden italienischer Leidenschaft jetzt die lange, enge Straße hinabzogen, die nach dem düsteren, von den Orsini behaupteten Stadtviertel führte.

„Ach, gnädiger Herr!" schrieen zwei oder drei Bürger zumal, „Sie werden uns in unserem Rechte schützen — werden uns Gerechtigkeit widerfahren lassen — Sie sind ein Colonna."

„Ha, ha, ha!" lachte verächtlich ein Mann von riesenhafter Gestalt, mit einem ungeheuren Hammer auf der Schulter, der sein Gewerbe errathen ließ. „Gerechtigkeit und Colonna! Gott's Tod! Diese Namen findet man nicht häufig beisammen."

„Nieder mit ihm! nieder mit ihm! er ist ein Orsini, — nieder mit ihm!" schrieen wenigstens Zehn in dem Gedränge; aber keine Hand erhob sich gegen den Riesen.

„Er spricht die Wahrheit," sagte eine zweite Stimme fest.

„Ja, das that er," nahm ein Dritter das Wort, indem er die Stirne runzelte und sein Schwert entblößte, „und wir stehen dafür ein. Die Orsini sind Tyrannen — und die Colonna sind im besten Falle eben so schlimm."

„Du bist ein frecher Lügner, Schurke!" schrie der junge Edelmann, der sich vorwärts drängte und demjenigen sich gegenüber stellte, der zuletzt die Colonna schmähte.

Vor dem blitzenden Auge und der drohenden Geberde des Cavaliers trat der würdige Schreier einige Schritte zurück, so daß ein wenig Raum zwischen der hohen Gestalt des Schmiedes und der kleineren, schlanken, aber kräftigen Figur des jungen Nobili war.

Von ihrer Geburt an lernten Roms Patricier den Muth eines Plebejers verachten, kümmerten sich auch wenig um den eigenen Namen und waren schon an die rohe Gemeinschaft dieser Schreier gewöhnt; auch war es nicht selten, daß das bloße Erscheinen eines Adeligen hinreichte, um ganze Haufen zu zerstreuen, die den Augenblick zuvor seinem Stande und seinem Hause Rache geschworen hatten.

Der junge Adrian di Castello, ein entfernter Verwandter der Colonna, winkte daher dem Schmiede mit der Hand und befahl ihm stolz, völlig gleichgültig gegen die geschwenkte Waffe oder die ungeheure Leibesgröße, Platz zu machen.

„Geht nach Hause, Freunde! und wisset," fügte er mit Würde hinzu, „daß Ihr uns sehr Unrecht thut, wenn Ihr glaubt, wir haben Theil an den Uebelthaten der Orsini, oder wir befriedigen nur unsere eigenen Leidenschaften im Kampfe zwischen jenem Hause und dem unsrigen. Möge die heilige Mutter mich so richten," fuhr er mit andächtig erhobenen Augen fort, „wie ich jetzt der Wahrheit gemäß erkläre, daß ich nur wegen der Euch, wegen der Rom gewordenen Unbilden dieses Schwert gegen die Orsini gezogen habe."

„So sprechen alle Tyrannen," erwiderte keck der

Schmied, während er seinen Hammer gegen ein Fragment von einem Stein — einem Ueberbleibsel von dem alten Rom — stemmte, „sie kämpfen nie gegen einander, es wäre denn zu unserem Heile. Schneidet ein Colonna Orsini's Bäcker den Hals ab — so ist es zu unserem Heile! entführt ein anderer Colonna die Tochter von Orsini's Schneider — so geschieht auch dies zu unserem Besten! zu unserem Besten — ja, zum Besten des Volkes; — des Bäckers und des Schneiders, he?"

„Gesetzt," sagte der junge Edelmann mit Nachdruck, „wenn ein Colonna dies gethan, so hatte er sehr Unrecht; aber die heiligste Sache kann schlimme Vertheidiger haben."

„Ja, die heilige Kirche selbst stützt sich auf sehr mittelmäßige Säulen," * erwiderte der Schmied in roher Anspielung auf die Zuneigung des Papstes gegen die Colonna.

„Er lästert! der Schmied lästert!" schrieen die Anhänger dieses mächtigen Hauses. „Colonna! Colonna!"

„Orsini! Orsini!" wurde beinahe zu gleicher Zeit von der anderen Partei geschrieen.

„Das Volk!" schrie der Schmied und schwenkte seine Waffe hoch über den Köpfen der Menge.

In einem Augenblicke theilte sich der ganze Haufen, der zuerst nur um den Angriff eines einzigen Mannes sich versammelt hatte, durch die vererbte

* Ein im Deutschen nicht wieder zu gebendes Wortspiel. D. U.

Parteiwuth. Bei dem Rufe Orsini eilten neue Anhänger herbei; die Freunde der Colonna stellten sich auf die eine Seite — die Vertheidiger der Orsini auf die andere — und die Wenigen, welche mit dem Schmiede übereinstimmten, daß beide Parteien gleichen Haß verdienen und daß bei einer Gährung im Volke einzig und allein das Volk rechtmäßig seine Stimme erhebe, hätten sich von der bevorstehenden Schlägerei zurückgezogen, wenn nicht der Schmied, der bei ihnen für eine Autorität von bedeutendem Einflusse galt, — sei es aus Groll gegen das stolze Betragen des jungen Colonna, oder aus jener bei Menschen von kräftigem Körperbaue, der ihnen bei allen Schlägereien das erhabene Vergnügen der Ueberlegenheit gewährt, nicht ungewöhnlichen Begierde nach einem Kampfe — wenn nicht, sage ich, der Schmied nach kurzer Unentschlossenheit sich zu den Orsini gestellt und durch sein Beispiel seine Freunde den Anhängern dieser Partei zugeführt hätte.

Bei Volksaufständen wird Jeder mit dem Rudel, oft halb gegen seine Billigung oder seinen Willen, fortgerissen. Die wenigen Worte des Friedens, mit denen Adrian di Castello eine Anrede an seine Freunde begonnen hatte, wurden, während er sprach, übertäubt. Die Anhänger der Colonna stellten, stolz darüber, in ihren Reihen einen der Beliebtesten und Edelsten dieses Namens zu finden, ihn an ihre Spitze und griffen ungestüm ihre Feinde an. Adrian indessen, der durch die Umstände sich etwas von den ritterlichen Gesetzen zu eigen gemacht hatte, was er

seiner römischen Abkunft gewiß nicht verdankte, hielt es im Anfange unter seiner Würde, mit Leuten zu kämpfen, unter denen er weder an Rang, noch in Führung der Waffen, Seinesgleichen erkannte. Er beschränkte sich darauf, die wenigen in dem Gedränge des Kampfes auf ihn gerichteten Streiche abzuwehren; die wenigen — denn diejenigen, welche ihn erkannten, wollten sich selbst unter den erbittertsten Anhängern der Orsini nicht der Gefahr und der Gehässigkeit aussetzen, das Blut eines Mannes vergossen zu haben, der neben seiner hohen Geburt und der fürchterlichen Macht seiner Verwandten, persönlich bei dem Volke sehr beliebt war, was er mehr einer Vergleichung mit den Fehlern der Letzteren, als Tugenden zu verdanken hatte, die bis jetzt an ihm selbst merklich aufgefallen wären. Der Schmied allein, welcher bis jetzt keinen thätigen Antheil an der Schlägerei genommen hatte, schien sich zu entschlossener Gegenwehr zu bereiten, als der junge Ritter ihm einige Schritte näher trat.

„Haben wir Dir nicht gesagt," begann der Riese, indem er die Stirne runzelte, „daß die Colonna eben so die Feinde des Volkes seien, wie die Orsini? Blicke auf Dein Gefolge und Deine Anhänger: morden sie nicht friedliche Leute, um die Schandthat eines Großen zu rächen? Aber dies ist immer die Art, wie ein Patricier die Gewaltthaten des andern züchtigt. Er legt die Ruthe auf des Volkes Nacken und ruft dann: Seht, wie gerecht ich bin!"

„Ich gebe Dir jetzt keine Antwort," erwiderte

Adrian; „wenn Du aber, wie ich, dieses Blutvergießen verabscheuest, so vereinige Deine Kräfte mit den meinigen, um demselben Einhalt zu thun."

„Ich — gewiß nicht! Lassen wir das Blut der Sklaven heute fließen: bald wird die Zeit kommen, wo es durch das Blut der Herren weggewaschen wird."

„Hinweg, Schurke!" sagte Adrian, um einer weiteren Unterhandlung auszuweichen, und schlug den Schmied mit dem flachen Schwerte. In demselben Augenblick war der Hammer des Schmiedes in der Luft geschwungen und hätte unfehlbar den jungen Nobili zu Boden geschlagen, wäre dieser nicht durch einen behenden Sprung demselben entgangen. Ehe der Schmied Zeit gewinnen konnte, um einen zweiten Streich zu führen, traf Adrian's Schwert zweimal seinen rechten Arm, daß die Waffe schwer zu Boden fiel.

„Erschlaget ihn, erschlaget ihn!" schrieen mehre Anhänger der Colonna und drängten sich furchtsam um den entwaffneten, kampfunfähigen Schmied.

„Ja erschlaget ihn!" sagte in leidlichem Italienisch, aber mit fremdem Accent ein halb in eine Rüstung gekleideter Mann, der so eben zu der Gruppe kam und zu den rohen, deutschen Banditen gehörte, welche die Colonna in ihrem Solde hielten; „er gehört zu einer fürchterlichen Bande von Bösewichten, die gegen alle Ordnung und Ruhe sich verschworen haben. Er gehört zu Rienzi's Gefolge und, — gesegnet seien die drei Könige! — wüthet für das Volk."

„Du sprichst Wahrheit, Barbar," sagte der trotzige Schmied mit lauter Stimme, und riß mit der linken

Hand die Jacke von seiner Brust; „kommt Alle — Colonna und Orsini — durchbohrt dieses Herz mit Euren Klingen, und wenn Ihr ganz in dasselbe eingedrungen seid, so werdet Ihr dort den Gegenstand Eures gemeinschaftlichen Hasses finden — Rienzi und das Volk!"

Als er diese Worte in einer Sprache äußerte, die für seinen Stand zu erhaben geschienen hätte, wenn nicht eine gewisse Glut und Uebertreibung in Ausdruck und Gefühl bei jedem Römer, war er aufgeregt, vorherrschend gewesen wären, übertönte seine laute Stimme den Lärm um ihn herum und beschwichtigte einen Augenblick das allgemeine Getöse; als er am Ende die Worte „Rienzi und das Volk" aussprach, drangen sie mitten durch den immer zunehmenden Haufen, und aus hundert Kehlen antwortete das Echo — „Rienzi und das Volk!"

Welchen Eindruck auch diese Worte des Handwerkers auf die Anderen gemacht haben mochten, so war er doch in dem jungen Colonna besonders bemerkbar. Bei dem Namen Rienzi wich die Glut der Aufregung von seinen Wangen; er schauderte, murmelte Etwas in sich hinein und schien selbst mitten in dem bewegten Aufstande in tiefsinnige Träumerei versunken. Als das Geschrei in der Luft verhallte, gewann er seine Besinnung wieder und sagte mit leiser Stimme zu dem Schmied: „Freund, es thut mir leid, daß ich Dich verwundet, suche mich morgen auf und Du sollst Dich überzeugen, daß Du mir Unrecht gethan." Er winkte dem Deutschen, daß er ihm folge,

und nahm seinen Weg durch die Menge, die ihm zu beiden Seiten Platz machte. Denn mit dem erbittertsten Hasse gegen den Adelstand verband sich in jener Zeit eine knechtische Unterwürfigkeit gegen dessen Mitglieder, und eine geheime Furcht vor ihrer unwiderstehlichen Macht.

Als Adrian durch denjenigen Theil der zusammengelaufenen Menge schritt, welcher die Feindseligkeiten noch nicht begonnen hatte, folgte ihm ein Gemurmel, das wohl nicht Viele seines Standes gehört haben mochten.

„Ein Colonna," sagte der Eine.

„Doch keiner von den Nothzüchtigern," sagte ein Anderer mit wildem Lachen.

„Auch kein Mörder," murmelte ein Dritter, indem er die Hand gegen die Brust drückte. „Nicht gegen ihn schreit laut meines Vaters Blut."

„Segnet ihn," sagte ein Vierter, „denn noch Niemand flucht ihm bis jetzt!"

„Ach, Gott steh uns bei!" sagte ein alter Mann mit grauen Haaren, der sich auf seinen Stab stützte, „die Schlange ist noch jung: das Gift wird nach und nach kommen."

„Pfui, Vater; er ist ein artiger junger Mann, und nicht im geringsten stolz. Wie er lächelt!" sagte eine hübsche Frau außerhalb des Gedränges.

„Adieu, Ehre des Mannes, wenn ein Adeliger seinem Weibe zulächelt!" war die Antwort.

„Nein," sagte Luigi, ein lustiger Fleischer mit schelmischem Blicke, „was ein Mann von einem Mäd-

chen, oder einer Frau ohne Trug erhalten kann, das mag er haben, Plebejer oder Patricier — das ist meine Moral; wenn aber ein häßlicher, alter Adeliger um schöne Worte keine freundliche Blicke bekommt, nur auf dem Rücken eines deutschen Bären ein Weib entführt und den Gatten mit einem Stiche in die Seite tröstet — dann sage ich, ist er ein schlechter Kerl und ein Ehebrecher."

Während diese und ähnliche Bemerkungen dem Nobili folgten, bemerkte der deutsche Söldling ganz andere Worte und Blicke.

Ebenso, ja noch bereitwilliger machte die Menge dem schweren Tritte des Bewaffneten Platz, aber in ihren Blicken war keine Ehrerbietung zu lesen; — das Auge glänzte, wenn er näher kam, aber die Wange wurde blaß — das Haupt neigte sich — die Lippen zitterten — Haß und Furcht durchschauderten Jeden, als erblickte er in ihm einen fürchterlichen Todfeind. Zornig bemerkte der kecke Söldner wohl die Zeichen der allgemeinen Abneigung. Unsanft drängte er sich vorwärts — lächelte bald verächtlich, bald runzelte er drohend die Stirne, während er nach beiden Seiten blickte — und seine langen, geflochtenen, hellen Haare, sein rothbrauner Schnurrbart und fleischige Stirne bildeten einen auffallenden Gegensatz zu den dunkeln Augen, den Rabenlocken und schlanken Gestalten der Italiener.

„Der Teufel hole zweimal diese deutschen Meuchelmörder!" murmelte ein Bürger zwischen den knirschenden Zähnen.

„Amen!“ antwortete von Herzen ein Anderer.

„Stille,“ sagte ein Dritter, ängstlich um sich blickend; „wenn Dich einer von ihnen hört, bist Du ein verlorener Mann.“

„O Rom! o Rom! wie tief bist Du gesunken!“ sagte bitter ein in Schwarz gekleideter Bürger von größerem Ansehen als die Uebrigen; „wenn Du in deinen Straßen bei dem Tritte eines gedungenen Barbaren zitterst!“

„Höret auf einen unserer Gelehrten und reichen Bürger!“ sagte der Fleischer ehrerbietig.

„Er ist ein Freund Rienzi's,“ entgegnete ein Anderer aus der Gruppe, indem er seine Mütze abnahm.

Mit niedergeschlagenen Augen und einer Miene, in welcher Kummer, Schande und Zorn sichtlich sich ausdrückten, ging Pandulfo di Guido, ein Bürger von Geburt und Ruf, langsam durch die Menge und verschwand.

Adrian hatte unterdessen eine Straße erreicht, die, obwohl nicht weit von dem Zusammenlaufe entfernt, doch leer und verlassen war, und wandte sich jetzt an seinen dreisten Gefährten. „Rudolph!“ sagte er, „merke Dir! — keine Gewalt gegen die Bürger. Kehre zu dem Gewühle zurück, sammle die Freunde unseres Hauses und entferne sie von dem Schauplatze; beschimpfe die Colonna's nicht durch eine Gewaltthat dieses Tages; versichere unseren Anhängern in meinem Namen, daß ich bei dem Ritterorden, den ich aus des Kaisers Händen empfing, schwöre, Martino di

Ponto soll durch mein Schwert für seinen Schimpf gezüchtigt werden. Gerne würde ich in eigener Person mich in das Getümmel mischen, aber schon meine Gegenwart scheint dasselbe gut zu heißen. Gehe — Du hast bei Allen einiges Gewicht."

„Ja, gnädiger Herr, das Gewicht der Schläge!" erwiderte der grimmige Krieger. „Aber der Auftrag ist hart, gerne ließe ich ihr unreines Blut noch einige Stunden länger fließen. Doch verzeiht mir; handle ich, wenn ich Eurem Befehle gehorche, nicht denen meines Herrn, Eures Verwandten, entgegen? Ich stehe im Solde des alten Stephan Colonna, der selten Blut oder Geld spart — (ausgenommen sein eigenes) Gott segne ihn — seinem Dienste bin ich durch einen Eid verpflichtet."

„Diavolo!" murmelte der Ritter, und ein zorniges Roth flog über seine Wangen; aber mit der gewohnten Selbstbeherrschung eines italienischen Edelmannes unterdrückte er seine aufsteigende Galle und sprach ruhig, aber würdevoll: „Thue, wie ich Dir befahl; thue dem Aufruhr Einhalt, — mache uns zu der duldenden Partei. Sorge, daß nach einer Stunde Alles ruhig ist und hole morgen bei mir Deinen Lohn; nimm diese Börse zum Pfande fernerer Dankesbezeigungen. Was meinen Verwandten betrifft, den ich Dir mit mehr Ehrerbietung zu nennen empfehle, so handle ich in seinem Auftrage. Horch! der Lärm wird größer — der Streit nimmt zu — gehe — verliere keinen Augenblick."

Durch die ruhige Festigkeit des Patriciers etwas

eingeschüchtert, verbeugte sich Rudolph ohne Widerrede, ließ das Geld in seine Tasche gleiten und schritt hinweg nach dem heftigsten Gedränge. Aber ehe er hinkam, hatte eine plötzliche Reaktion Statt gefunden.

Der junge Ritter, der sich nun allein sah, folgte dem sich entfernenden Söldner mit den Augen, auf dessen glänzenden Helm die untergehende Sonne schief ihre Strahlen warf, und sprach schmerzlich zu sich selbst: „Unglückliche Stadt, Quelle aller großen Andenken — gefallene Königin von tausend Nationen — wie wirst du von deinen feigen, abtrünnigen Kindern deiner Krone beraubt und verwüstet! Deine Großen stehen sich feindlich gegenüber — dein Volk flucht auf den Adel — deine Priester, welche Frieden säen sollten, streuen Zwietracht aus — der Kirchenvater verläßt deine stattlichen Mauern, seine Heimath wird ein Schlupfwinkel, sein Bischofshut ein Lehen, sein Hof kommt in ein gallisches Dorf — und wir! wir, von dem edelsten Blute Rom's — wir, die Söhne der Cäsaren, die wir von Halbgöttern abstammen, bewachen einen trotzigen, verachteten Staat durch die Schwerter von Miethlingen, die unserer Feigheit spotten, während sie sich von uns bezahlen lassen, — die unsere Bürger zu Sklaven machen und ihre rechtmäßigen Gebieter beherrschen! O, daß wir, die erblichen Häupter Rom's, es fühlen — o, daß wir unseren rechtmäßigen Schutz in den dankbaren Herzen unserer Mitbürger finden könnten!"

Der junge Adrian fühlte die beunruhigende Wahrheit von Allem, was er sprach, so tief, daß Thränen

des Unwillens über seine Wange rollten. Er fühlte keine Scham, als er sie hinwegwischte, denn die Schwäche, die um gefallene Geschlechter weint, ist nicht die Rührung des Weibes, sondern eines Engels.

Als er langsam sich umwandte, um den Ort zu verlassen, wurde er plötzlich durch den lauten Ruf: „Rienzi! Rienzi!" aufgehalten, der durch die Lüfte drang. Von den Mauern des Capitols bis zu dem Bette der glänzenden Tiber tönte weit und breit dieser Name; und als der Schall sich verlor, folgte ihm eine so tiefe, so gänzliche, athemlose Stille, daß man hätte glauben können, der Tod selbst sei in die Stadt eingezogen. Und jetzt stand vorne an der Spitze der Menge, höher als sie, auf Steinhaufen, die bei einem der in der neuern Zeit zwischen den einander feindlich gegenüberstehenden Parteien häufig vorgefallenen Tumulte aus den Trümmern Roms zusammengetragen worden waren, um Bürgern als Schutzwehr gegen Bürger zu dienen, — der merkwürdige Mann, der mehr als sein ganzes Geschlecht von der Rühmlichkeit der einen, wie von dem Verderbnisse des andern Zeitalters durchdrungen war.

Adrian stand so entfernt von dem Schauplatze, daß er nur die dunkeln Umrisse von Rienzi's Gestalt unterscheiden konnte; er vernahm nur einen schwachen Schall seiner mächtigen Stimme; er bemerkte nur an dem gedämpften, aber wogenden Meere von Menschen, deren entblößte Häupter die letzten Strahlen der Sonne beschienen, den unaussprechlichen Eindruck, den eine, von den Zeitgenossen als beinahe überna-

türlich beschriebene Beredsamkeit, — die aber in Wirklichkeit mehr dem Mitgefühle der Zuhörer, als dem Geiste des Mannes zuzuschreiben ist, — auf Alle machte, welche mit Herz und Seele den Strom ihrer glühenden Gedanken hinabschlürften.

Dem ernsten Auge Adrian's di Castello war diese Gestalt nur kurze Zeit sichtbar, nur mit Unterbrechungen erreichte diese Stimme sein Ohr; aber diese kurze Zeit reichte hin, um all die Wirkung zu haben, welche Adrian selbst gewünscht.

Neues Jubelgeschrei, ernstlicher — anhaltender, als das frühere, worin sich die Befreiung von schwellenden Gedanken — von heftigen Gefühlen aussprach — deutete den Schluß der Rede an; und dann konnte man nach einer augenblicklichen Pause die Menge nach allen Richtungen hin sich wälzen und durch die Straßen in bunten Haufen und Gruppen strömen sehen, Alle von dem gewaltigen und dauernden Eindruck beseelt, den die Rede auf sie gemacht hatte. Jede Wange glühte — jede Zunge sprach; wie ein lebendiger Geist war das Feuer des Sprechers in die Brust der Zuhörer gedrungen. Er hatte gegen die unordentliche Aufführung gedonnert, doch mit einem Worte hatte er die Wuth der Plebejer entwaffnet — er hatte Freiheit gepredigt, aber sich der Zügellosigkeit widersetzt. Durch Aussichten auf eine bessere Zukunft hatte er die Gegenwart beschwichtigt. Er hatte ihre Streitigkeiten getadelt, gleichwohl aber ihre Sache vertheidigt. Durch das feierliche Versprechen, daß morgen Gerechtigkeit geübt werden solle, hatte er die Rachgier

von heute bemeistert. So groß kann die Macht, so hinreißend die Beredsamkeit, so furchtbar das Genie eines Mannes sein — ohne Waffen, ohne Rang, ohne Schwert oder Hermelin, der zu einem unterdrückten Volke spricht.

Viertes Kapitel.

Ein Abenteuer.

Indem er den getheilten Strömen der sich zerstreuenden Menge auswich, schritt Adrian Colonna eilig eine der engen Straßen hinab, welche nach seinem Palaste führten, der in ziemlicher Entfernung von dem Platze lag, wo der jüngste Streit vorgefallen war. Seine Erziehung flößte ihm ein tiefes Interesse nicht nur an den Spaltungen und Streitigkeiten seines Vaterlandes, sondern auch an dem Auftritte ein, von dem er so eben Zeuge gewesen, und an dem Einflusse, den Rienzi ausübte.

Als Waise eines jüngeren, aber reichen Zweiges der Colonna, war Adrian unter der sorglichen Vormundschaft seines Verwandten, des schlauen, aber tapfern Stephan Colonna, erzogen worden, der sowohl als Günstling des Papstes, wie wegen der Anzahl bewaffneter Söldlinge, welche zu halten sein Reichthum ihn in den Stand setzte, unter allen römischen Edlen der mächtigste war. Adrian hatte frühe für die Begriffe der damaligen Zeit außerordentliche Anlagen für geistige Studien gezeigt und sich von dem Wenigen, was man damals von der alten Sprache

und Geschichte seines Vaterlandes wußte, so viel möglich zu eigen gemacht.

Obgleich noch Knabe zu der Zeit, wo er dem Leser zum ersten Male vorgeführt wurde, wo er Zeuge von den Gemüthsbewegungen Rienzi's bei dem Tode seines Bruders war, hatte doch Mitgefühl für Cola's Schmerz, und Scham über die Fühllosigkeit seines Verwandten bei den Folgen ihrer Fehden sein sanftes Herz durchdrungen. Er hatte Rienzi's Freundschaft geflissentlich gesucht und trotz seiner Jugend die Macht und Thatkraft seines Charakters erkannt. Wenn auch Rienzi nach kurzer Zeit nicht mehr an den Tod seines Bruders zu denken schien — wenn er auch wieder die Hallen der Colonna betrat und ihre höhnisch stolze Gastfreundschaft benützte, beobachtete er dennoch eine gewisse Entfernung und Zurückhaltung in seinem Betragen, welche selbst Adrian nur theilweise zu überwinden vermochte. Er wies jedes Anerbieten eines Amtes, von Gunstbezeigung oder Beförderung zurück, und mehr als gewöhnliche Beweise von Adrian's Gefälligkeit schienen, statt ihn zutraulicher zu machen, sein kühles Sichentfernthalten nur noch zu vermehren. Der heitere Humor und die lebhafte Unterhaltung, welche ihn im Anfange zu einem willkommenen Gaste bei denen gemacht hatten, die ihr Leben unter Kämpfen und Schmausereien hinbrachten, waren jetzt in eine ironische, cynische und bittere Laune verwandelt. Gleichwohl fanden die geistlosen Adeligen an seinem Witz Gefallen, und Adrian war beinahe der Einzige, der die unter dem Lächeln verborgene Schlange bemerkte.

Oft saß Rienzi schweigend, aber beobachtend bei dem Feste, als belauerte er jeden Blick, wäge jedes Wort ab, als bemäße und berechnete er den Verstand, die Klugheit, das Temperament jedes Gastes, und wenn er befriedigt schien, erhoben sich seine Lebensgeister auf einmal, seine Worte flossen, und wenn sein blendender, aber bitterer Witz das lärmende Gelage entzündete, sah Niemand, daß dieses freudelose Aufblitzen den nahen Sturm verkündete. Während dieser ganzen Zeit versäumte er jedoch keine Gelegenheit, sich unter den niedrigeren Bürgern sehen zu lassen, ihre Gemüther aufzuwiegeln, ihre Einbildungskraft zu entflammen, ihren Ehrgeiz durch Schilderungen der Gegenwart und Sagen der Vorzeit rege zu machen. Er stieg in Volksgunst und Ansehen, und seine Gewalt unter den Haufen war um so größer, weil er von dem Adel in Ehren gehalten wurde. Vielleicht ist es hieraus zu erklären, daß er fortwährend der Gast der Colonna blieb.

Als sechs Jahre vor dem jetzigen Zeitpunkte das Capitol der Cäsaren den Triumph Petrarka's sah, hatte der gelehrte Ruf des jungen Rienzi ihm die Freundschaft des Dichters gewonnen — eine Freundschaft, die, mit kurzer Unterbrechung, durch so unendlich verschiedene Bahnen bis ans Ende dauerte, und später sah er sich als einer der Abgeordneten, welche die Römer nach Avignon sandten, mit Petrarka * ver-

* So nach den neueren Geschichtschreibern; aber es scheint wahrscheinlicher, daß Rienzi's Sendung nach Avignon eine spätere war, als die Petrarka's. Wie dem auch sein mag,

eint, um Clemens VI. zu bitten, er möge den heiligen Stuhl wieder von Avignon nach Rom verlegen. Bei dieser Sendung bewies er zum erstenmale seine außerordentliche Macht in Beredsamkeit und Ueberzeugung. Freilich wurde der Papst, dem mehr an der Bequemlichkeit, als an dem Ruhme lag, durch die Gründe nicht überzeugt, aber er war von dem Sprecher entzückt, und Rienzi kehrte, mit Ehren überhäuft und mit der Würde eines hohen, verantwortlichen Amtes bekleidet, nach Rom zurück. Nicht länger der thatlose Gelehrte, der heitere Gesellschafter, errang er sich auf einmal einen höheren Einfluß auf seine Mitbürger. Nie zuvor war die gesetzmäßige Gewalt mit so strenger Rechtlichkeit, so reinem Eifer verwaltet worden. Er hatte es versucht, seinen Kollegen dieselben erhabenen Grundsätze einzuflößen — aber vergebens. Nachdem er jetzt festen Fuß gefaßt hatte, fing er offen an, sich an das Volk zu wenden, und bereits schien ein neuer Geist Roms Bevölkerung zu beseelen.

Während Rienzi diese Schicksale erlebte, war Adrian lange von ihm getrennt und von Rom abwesend gewesen.

Die Colonna waren ihren Grundsätzen nach getreue Anhänger der kaiserlichen Partei, und Adrian di Castello war einer Einladung an den kaiserlichen Hof gefolgt. Unter diesem Monarchen hatte er sich mit den Waffen vertraut gemacht und von den deutschen

in Avignon wurden Petrarka und Rienzi, wie der Erstere selbst in einem seiner Briefe sagt, die vertrautesten Freunde.

Rittern gelernt, die dem Italiener angeborene Schlauheit mit edler, nordischer Tapferkeit zu paaren.

Nachdem er Baiern verlassen, hatte er kurze Zeit in der Einsamkeit einer seiner Besitzungen an dem schönsten See des nördlichen Italiens zugebracht, von da aus mit einem durch Thaten und Studien veredelten Geiste manche der italienischen Freistaaten besucht, weniger von Vorurtheilen eingenommene Gefühle, als diejenigen seines Standes, eingesogen und sich frühe einen Namen erworben, während er Charaktere und Thaten Anderer genau beobachtete. In ihm waren die vorzüglichsten Eigenschaften des italienischen Adels vereint. Dem Studium der Wissenschaften leidenschaftlich ergeben, fein und tief in Politik, von sanftem, gefälligem Benehmen, erhöhte er die Liebe zum Vergnügen zu einem gewissen erhabenen Geschmacke und besaß zugleich einen Edelmuth in seinem Benehmen, eine Ehrenhaftigkeit und einen Abscheu gegen Grausamkeit, wie man sie sehr selten in einem italienischen Gemüthe fand, und denen sogar die Ritterschaft des Nordens, während sie doch unter sich im höchsten Grade darauf hielten, in dem Augenblick untreu wurde, wo sie mit der systematischen List und der Verachtung von Redlichkeit in Berührung kamen, die dem Charakter des heftigen, aber verschmitzten Südens eigen sind. Mit diesen Vorzügen verband er jedoch die friedlicheren Leidenschaften seiner Landsleute — er betete die Schönheit an und machte die Liebe zu seiner Gottheit.

Er war erst seit wenigen Wochen in seine Vater-

stadt zurückgekehrt, wohin ihm sein Ruf schon vorangeeilt war, und wo man sich seiner frühen Neigung für die Wissenschaften und seines anständigen Benehmens noch wohl erinnerte. Weit mehr, als seine eigene, fand er bei seiner Rückkehr Rienzi's Stellung verändert. Noch hatte Adrian den Gelehrten nicht besucht. Er wollte zuerst mit eigenen Augen aus der Ferne seine Beweggründe und den Zweck seiner Handlungen prüfen; denn theilweise nährte er den Verdacht, den seine Standesgenossen hinsichtlich Rienzi's hegten, theilweise stimmte er mit in die vertrauensvolle Begeisterung des Volkes ein.

„Gewiß," sprach er jetzt zu sich selbst, als er nachdenklich dahinschritt, „gewiß hat es kein Mann mehr in seiner Gewalt, unseren krankhaften Zustand zu verbessern, unsere Spaltungen zu heilen, unsere Bürger zu der Erinnerung an die Tugenden ihrer Vorfahren zu erwecken. Wie gefährlich ist aber gerade diese Gewalt! Habe ich nicht in den freien Staaten Italiens Männer gesehen, die, um das Volk zu schützen, zur Herrschergewalt berufen wurden, im Anfange die redlichsten Absichten hatten und dann, trunken von der Höhe, zu der sie so schnell erhoben wurden, gerade die Sache verriethen, die ihre Erhöhung veranlaßt hatte? Wahr, diese Männer waren Fürsten und Edle; sind aber Plebejer weniger Menschen? Wie dem auch sei, ich habe aus der Ferne genug gesehen und gehört, ich will jetzt näher treten und den Mann selbst prüfen."

Während er so mit sich selbst sprach, bemerkte Adrian nur wenig die verschiedenen, nach Hause keh-

renden Vorübergehenden, die mit dem seinem Ende sich nahenden Abende immer seltener wurden. Unter ihnen waren zwei weibliche Gestalten, die sich jetzt allein mit Adrian in der nunmehr von ihm betretenen Straße befanden. Der Mond glänzte bereits hell am Himmel, und als die Frauen mit leichtem, raschem Schritte an dem Ritter vorüberkamen, wandte sich die jüngere um und betrachtete ihn bei dem reinen Lichte des Mondes mit lebhaftem, aber furchtsamem Blicke.

„Warum zitterst Du, meine Liebe?" fragte ihre Begleiterin, die etwa fünfundvierzig Jahre zählen mochte, und deren Kleidung und Stimme verriethen, daß sie von geringerem Stande war, als die jüngere.

„Die Straßen scheinen jetzt ziemlich ruhig, die Jungfrau sei gepriesen! wir sind unserer Wohnung nicht mehr ferne."

„Ach! Benedetta, er ist es! es ist der junge Signor — es ist Adrian!"

„Das trifft sich glücklich," erwiderte die Amme, dies war sie, „denn sie sagen, er sei so tapfer wie ein Nordländer, und da der Palast Colonna nicht sehr weit von hier ist, wäre er mit seiner Hülfe gleich zur Hand, wenn wir ihrer bedürfen sollten: das heißt, Holde, wenn Du ein wenig langsamer gehen wolltest, als bisher."

Die junge Dame hemmte ihren Schritt und seufzte.

„Er ist gewiß sehr schön," sagte die Amme; „aber Du mußt nicht mehr an ihn denken; zum Heirathen ist er für Dich viel zu vornehm, und zu irgend etwas Anderem bist Du zu anständig, und Dein Bruder zu stolz —"

„Und Du, Benedetta, bist zu vorlaut. Wie kannst Du so sprechen, da Du weißt, daß er nie, wenigstens seit ich kein ganzes Kind mehr bin, nicht wieder mit mir gesprochen hat; kaum weiß er ja, daß ich nur lebe. Er, der Baron Adrian di Castello, von der armen Irene träumen! Der bloße Gedanke ist Tollheit!"

„Warum," fragte die Amme lebhaft, „träumst Du dann von ihm?"

Ihre Begleiterin seufzte jetzt noch tiefer, als das erste Mal.

„Heilige Katharina!" fuhr Benedetta fort, „wenn es nur einen Mann in der Welt gäbe, so wollte ich eher ledig sterben, ehe ich an ihn dächte, ohne daß er wenigstens zweimal meine Hand geküßt und es nur an mir gelegen hätte, daß es nicht die Lippen waren."

Das junge Mädchen antwortete noch immer nicht.

„Aber wie kamst Du auf den Gedanken, ihn zu lieben?" fragte die Amme. „Du kannst ihn nicht sehr oft gesehen haben: er ist erst seit vier oder fünf Wochen wieder in Rom."

„Ach, wie blöd bist Du!" erwiderte die schöne Irene. „Habe ich Dir nicht schon zu wiederholtenmalen gesagt, daß ich ihn vor sechs Jahren liebte?"

„Als Du erst zehn Jahre alt warst, und eine Puppe ein passender Geliebter für Dich gewesen wäre? So wahr ich eine Christin bin, Signora, Du hast Deine Zeit wohl genützt!"

„Und hörte ich während seiner Abwesenheit," fuhr

das Mädchen zärtlich, aber traurig fort, „nicht von ihm sprechen, und war nicht der bloße Klang seines Namens gleich einem Liebespfand, das mir ihn ins Gedächtniß rief? und wenn man ihn lobte, habe ich mich nicht darüber gefreut? wenn man ihn tadelte, that mir das nicht wehe? und wenn man sagte, daß seine Lanze bei dem Turnier siegreich sei, habe ich nicht vor Stolz geweint? Wenn man sich zuflüsterte, daß seine Gelübde in den Gemächern der Damen willkommen seien, weinte ich da nicht eben so heftig aus Schmerz? Sind nicht die sechs Jahre seiner Abwesenheit ein Traum gewesen, und war nicht seine Rückkehr ein Erwachen zum Licht — ein Morgen der Herrlichkeit und der Sonne? Jetzt sehe ich ihn in der Kirche, wenn er nicht an mich denkt, und auf seinem glücklichen Rosse, wenn er an meinem Fenster vorüberreitet: ist das nicht Glück genug für die Liebe?"

„Wenn er aber Dich nicht liebt?"

„Närrin! darnach frage ich nicht — ja, ich weiß nicht einmal, ob ich es wünsche. Vielleicht träume ich lieber von ihm, wie er als Ideal mir vorschwebt, als daß ich ihn kennen möchte, wie er in Wahrheit ist. Er könnte unfreundlich, oder unedel sein, oder mich nur wenig lieben, ich wollte lieber gar nicht geliebt werden, als nur kalt, und mein Herz aufzehren, wenn ich es mit dem seinigen vergleiche. Jetzt kann ich ihn als etwas Außerordentliches, nicht wirklich Vorhandenes, als etwas Göttliches lieben: wie groß wäre aber meine Scham, mein Kummer, wenn ich finden müßte, daß er hinter meinen Erwartungen zu-

rückbliebe! Dann wäre mein Leben gewiß zerstört; dann wäre die Schönheit der Erde für mich dahin!"

Die gute Amme war nicht sehr geeignet, mit derartigen Gefühlen zu sympathisiren. Wäre auch ihre Gemüthsart sich ähnlicher gewesen, so hätte ihre Altersverschiedenheit eine solche Sympathie unmöglich gemacht. Wo anders, als in einer jugendlichen Seele findet die Jugend Wiederhall — für all die Musik ihrer wilden Schwärmereien und romantischen Thorheiten? Die gute Amme theilte die Gefühle ihrer jungen Dame nicht, aber sie begriff den tiefen Ernst, womit dieselben ausgesprochen wurden. Es kam ihr wunderbar einfältig, aber wunderbar rührend vor; sie wischte sich die Augen mit der Ecke ihres Schleiers und nährte die stille Hoffnung, es werde ihre junge Pflegbefohlene bald einen wirklichen Gatten finden, der solche leere Phantasien ihr aus dem Kopf bringe. Es entstand eine kleine Pause in ihrem Gespräche, als, gerade wo sich zwei Straßen kreuzten, ein lautes Geräusch von lachenden Stimmen und Fußtritten sich hören ließ. Man sah Fackeln in der Nähe, die dem blassen Schein des Mondes Trotz boten, und in nur geringer Entfernung von den beiden Frauen kam in der Querstraße ein Trupp von sieben oder acht Männern, die, wie man bei dem rothen Licht der Fackeln sah, das schreckenerregende Abzeichen der Orsini trugen.

Unter anderen Unordnungen jener Zeit war es keine seltene Gewohnheit der jüngeren oder ausgelasseneren Adeligen, bei Nacht in kleinen, bewaffneten Abtheilungen durch die Straßen zu paradiren und

Gelegenheit zu einer frechen Heldenthat unter den niedrigeren Bürgern, oder ein Scharmützel mit herumziehenden Rivalen ihres eigenen Standes zu suchen. Einer solchen Bande führte nun der Zufall Irene und ihre Gefährtin in den Weg.

„Heilige Mutter!“ rief Benedetta ganz blaß und fing zu laufen an, „welcher Fluch hat uns betroffen? Wie konnten wir auch so thöricht sein; so lange bei Signora Nina zu verweilen! Lauft, Signora, lauft, oder wir fallen in ihre Hände!“

Aber Benedetta's Rath kam zu spät — schon waren die flatternden Gewande der Frauen erspäht; im nächsten Augenblicke sahen sie sich von den Räubern umgeben. Eine rauhe Hand riß Benedetta's Schleier bei Seite, und bei dem Anblicke von Zügen, denen, wenn sie die Zeit nicht geschont hatte, sie nicht mehr viel anhaben konnte, stieß der rohe Angreifer die arme Amme mit einem Fluche gegen die Mauer, den seine Kameraden mit einem lauten Gelächter beantworteten.

„Du hast viel Glück mit Gesichtern, Giuseppe!“

„Ja, erst dieser Tage griff er ein Mädchen von sechzigen auf.“

„Und zog ihr, um ihre Schönheit zu vervollkommnen, seinen Dolch über das Gesicht, weil sie nicht sechzehn war!“

„Seht Gesellen! wen haben wir da?“ sagte der Anführer der Rotte, ein reichgekleideter Mann, der, obgleich er sich dem mittleren Alter nahte, sich nur um so mehr an die Ausschweifungen der Jugend gewöhnt hatte; wie er so sprach, riß er die zitternde

Irene aus den Händen seiner Begleiter. „Ha, hierher! Fackeln! Oh che bella faccia! welche Röthe — welche Augen! — nein, schlage sie nicht nieder, meine Schöne; Du darfst Dich nicht schämen, die Liebe eines Orsini zu gewinnen — ja, so wisse, welchen Triumph Du errungen, es ist Martino di Porto, der Dich um ein Lächeln bittet!"

„Um der heiligen Mutter willen, laßt mich los! Nein, mein Herr, lassen Sie mich — ich bin nicht ohne Freunde — dieser Schimpf soll nicht so hingehen!"

„Hört diese Silberstimme; sie ist hübscher als das Bellen meines besten Hundes! Monatlangen Harrens ist dieses Abenteuer werth. Wie! wollt Ihr nicht kommen? — Euch sträuben — gar auch noch schreien? — Franzeska, Pietro, Ihr seid die Menschlichsten von der Bande. Schlagt ihren Schleier um sie — stillet diese Musik — so! traget sie vor uns her nach dem Palaste, und morgen, meine Holde, sollst Du mit einem Korbe voll Gulden heimkehren, von denen Du sagen magst, Du habest sie auf dem Markte gewonnen."

Aber Irene's Hülferufen, Irene's Sträuben hatten bereits Hülfe herbeigebracht, und als Adrian sich der Stelle näherte, warf sich die Amme vor ihm auf die Kniee.

„O, gütiger Signor, um Christi willen, rettet uns! Befreit meine junge Dame — ihre Freunde lieben Euch sehr! Wir sind alle für die Colonna, gnädiger Herr; ja, wahrlich, alle für die Colonna! Rettet die Tochter Eurer Schützlinge, edler Herr!"

„Es ist genug, daß sie ein Weib," erwiderte Adrian und murmelte zwischen den Zähnen, „daß ein Orsini ihr Angreifer ist." Stolz trat er mitten unter den Haufen; die Dienstmannen legten die Hand ans Schwert, machten aber Platz, als sie ihn erkannten; er erreichte die beiden Männer, welche Irene bereits ergriffen hatten; in einem Augenblicke schlug er den Vordersten zu Boden, im nächsten hatte er seinen linken Arm um die leichte, schlanke Gestalt des Mädchens geschlungen und stand dem Orsini mit gezogener Klinge gegenüber, deren Spitze er jedoch zu Boden senkte.

„Pfui, Herr, schämt Euch!" sagte er entrüstet. „Wollt Ihr Rom zwingen, in einem Manne sich gegen Euren Stand zu erheben? Neckt den Löwen nicht zu sehr, wenn er auch angekettet ist; kämpft gegen uns, wenn Ihr wollt! zieht Eure Schwerter gegen Männer, wenn sie auch von Eurem Stamme sind und Eure Sprache reden; wenn Ihr aber des Nachts schlafen und nicht vor der Hand des Rächers zittern — wenn Ihr sicher über den Marktplatz wandeln wollt — so beleidigt kein römisches Weib! Ja, selbst die Mauern, die uns umgeben, verkünden Euch die Strafe einer solchen That; für diese Missethat fielen die Tarquinier — wegen derselben wurden die Decemvire verjagt — für diese Missethat soll, wenn Ihr sie begeht, das Blut Eures ganzen Hauses fließen. Steht also ab, Herr, von diesem tollen, Eures Namens so unwürdigen Unternehmen; steht ab davon und danket es selbst einem Colonna, daß er im Augenblick des Wahnsinns Euch den Weg vertrat!"

So edel, so erhaben waren Miene und Geberde Adrians, wie er jetzt sprach, daß selbst die rohen Diener Beifall und Reue fühlten — nicht so Martino di Porto. Er war von der Schönheit der ihm so plötzlich entrissenen Beute entzückt, seit langer Zeit an Gewaltthat und Straflosigkeit gewöhnt; schon der Anblick, ja die Stimme eines Colonna war seinem Auge ein Dorn, seinem Ohr ein Mißklang; wie nun, wenn ein Colonna seinen Lüsten entgegentrat und ihm seine Laster vorwarf?

„Schulfuchs!" schrie er mit bebenden Lippen, „schwatze mir nicht von Deinen ekeln Legenden und Gevattergeschichten! Denke nicht daran, mir den Besitz von Anderen zu entreißen, wenn Dein eigenes Leben in meinen Händen steht. Lasse das Mädchen los! wirf Dein Schwert weg! gehe nach Hause, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, oder, bei meiner Ehre und den Klingen meiner Begleiter — (betrachte sie Dir wohl) — Du stirbst!"

„Signor," sagte Adrian ruhig, aber während er sprach, zog er sich mit seiner schönen Bürde nach und nach gegen die nahe Mauer zurück, um von der bedeutenden Uebermacht wenigstens nur von vornen angegriffen werden zu können — „Du wirst den Dir günstigen Augenblick nicht so mißbrauchen und Dir in der Menschen Mund so schaden, daß Du selbst Deinen Erbfeind mit acht Schwertern angreifest, während er überdies noch so gehindert ist. Aber — nein, halt! — wenn dies wirklich Deine Absicht ist, so bedenke wohl, daß ein Ruf meiner Stimme bald eine der

Deinigen überlegene Schaar herbeirufen wird. Du bist in dem Stadttheile meines Stammes, von den Wohnungen der Colonna umgeben; jener Palast wimmelt von Männern, die nur, den Harnisch auf dem Rücken, schlafen — von Männern, die selbst jetzt meine Stimme erreichen kann, aus deren Händen sie Dich aber, sehen sie einmal Blut, nicht mehr retten könnte!"

„Er spricht wahr, edler Herr," sagte einer von der Bande; „wir haben uns zu weit entfernt; wir sind gerade in ihrer Höhle; die Stimme kann den Palast des alten Stephan Colonna erreichen, und so viel ich weiß," setzte er leise hinzu, „sind achtzehn frische Gewaffnete — und dazu Nordländer — heute durch seine Thore eingegangen."

„Und stünden achthundert Gewaffnete auf Armslänge da," entgegnete Martino wüthend, „so ließe ich mir mitten unter meinen Leuten nicht so beim Barte rupfen! Fort mit jenem Weibe! Zum Angriff! Zum Angriff!"

So sprechend, führte er einen verzweifelten Stoß nach Adrian, der jede Bewegung seines Feindes mit vorsichtigem Blicke bewachte und nicht unvorbereitet auf den Ausfall war. Indem er dem Gegner mit dem Schwerte das seinige aus der Hand schlug, rief er mit lauter Stimme: „Colonna! zu Hülfe, Colonna!"

Nicht ohne anderweitigen Zweck hatte der scharfsinnige, geistesgegenwärtige Adrian den Wortwechsel bis jetzt hinauszuziehen gesucht. Im Anfange, wie er Orsini anredete, hatte er beim Mondschein die glänzenden Rüstungen zweier Männer bemerkt, die von

dem fernen Ende der Straße herkamen, und hatte aus der Gegend geschlossen, sie müssen zu den Söldlingen der Colonna gehören.

Sanft ließ er die Gestalt Irenens, die vor Schrecken ohnmächtig, jetzt zu schwer auf ihm lastete, von seinem linken Arme herabgleiten, stand über ihr, von hinten durch die Mauer geschützt, die er so vorsichtig erreicht hatte, und parirte die eilig auf ihn gezielten Streiche, ohne einen Versuch, sie heimzugeben. Wenige Römer waren, obgleich an solche vorübergehende Zwistigkeiten gewöhnt, damals in dem gewandten und richtigen Gebrauche der Waffen geübt, und die Geschicklichkeit, die sich Adrian in den Schulen des kriegerischen Nordens erworben hatte, half ihm jetzt, selbst solcher Ueberzahl die Spitze zu bieten. Wahr ist freilich, daß Orsini's Begleiter die Wuth ihres Gebieters nicht theilten, theils aus Furcht vor den Folgen für sich selbst, wenn das Blut eines so hochgeborenen Signors durch sie vergossen würde, theils in der unangenehmen Besorgniß, sie möchten sich plötzlich von den so nahen, unbarmherzigen Söldlingen umringt sehen, führten sie nur schlecht gezielte Streiche in die Luft, wobei sie sich jeden Augenblick rück- und seitwärts umsahen, mehr zur Flucht als zum Kampfe geneigt. Den Ruf Colonna wiederholend, floh die arme Benedetta bei dem ersten Waffengeklirr. Sie rannte die traurige Straße hinab, rief fortwährend um Hülfe und eilte sogar an dem Portale von Stephans Palaste vorüber, wo noch einige grimmige Gestalten plauderten, ohne

dort ihren Schritten Einhalt zu thun, so groß waren bei ihr Schrecken und Bestürzung.

Mittlerweile kamen die beiden Männer, welche Adrian erblickt hatte, gemächlich die Straße herauf. Der Eine war von rohem, gemeinem Aussehen, Waffen und Gesichtsfarbe ließen seinen Beruf und seine Abstammung errathen, und aus der großen Achtung, die er seinem Begleiter bezeugte, konnte man mit Sicherheit schließen, daß dieser Letztere kein geborener Italiener war; denn die nordischen Straßenräuber gaben sich, während sie den Lastern der Südländer dienten, kaum die Mühe, ihre Verachtung der Feigheit dieser Letzteren zu verhehlen.

Der Gefährte des Räubers war ein Mann von kriegerischem, aber gefälligem Aeußeren. Er trug keinen Helm, sondern eine Mütze von karmesinrothem Sammt, auf welcher eine weiße Feder prangte; auf seinen scharlachenen Mantel oder Ueberrock war auf Rücken und Brust ein weißes Kreuz gewirkt, und der Glanz seines Brustharnisches war so schimmernd, daß, wenn bisweilen der Mantel bei Seite flog und ihn den Mondstrahlen aussetzte, er wie das Licht selbst blitzte.

„Nein, Rudolph," sagte er, wenn es Dir hier bei dem eisgrauen Planmacher so gut geht, so sei der Himmel dafür, daß ich Dich wieder zu unserer lustigen Bande zurückziehen sollte. Aber sage mir — dieser Rienzi — glaubst Du, er habe eine zuverlässige und furchtbare Macht?"

„Pah! edler Häuptling, nicht im geringsten. Er gefällt dem Pöbel, was aber den Adel betrifft, so

lacht der über ihn, und für die Soldaten hat er kein Geld."

„Dem Pöbel gefällt er also?"

„Ja, das thut er, und wenn er laut zu ihnen spricht, so ist das Schreien in ganz Rom zum Schweigen gebracht."

„Hm! — wenn der Adel verhaßt ist und die Krieger erkauft sind, so kann ein Pöbel in einer Stunde Herr werden. Ein tüchtiges Volk, ein schwacher Pöbel — ein verdorbenes Volk, ein starker Pöbel," sagte der Andere, mehr zu sich selbst, als zu seinem Gefährten, und sich vielleicht kaum der ewigen Wahrheit seines Lehrsatzes bewußt. „Er ist kein bloßer Schreier, dieser Rienzi, befürchte ich — ich muß zusehen. Horch! was ist das für ein Lärm? Bei dem heiligen Grabe, es sind die Klänge unseres eigenen Metalles!"

„Und der Ruf — Colonna!" rief Rudolph aus. „Verzeiht mir, Herr — ich muß zu Hülfe eilen!"

„Ja, Deine Pflicht als Miethling verlangt es; laufe; — doch halt, ich will Dich einmal begleiten, gratis, und aus bloßer Freude an Unheil. Bei dieser Hand, keine Musik ist so angenehm, wie das Klirren des Stahles!"

Noch immer vertheidigte sich Adrian tapfer und unverwundet, obgleich sein Arm jetzt mude, sein Athem kürzer wurde und seine Augen unter dem Schimmer der geschwungenen Fackeln zu blinzeln und zu taumeln anfingen. Orsini selbst, erschöpft durch seine Hitze, hatte einen Augenblick inne gehalten und stand seinem Feinde keuchend mit wilden Blicken gegenüber, als plötz-

lich seine Begleiter riefen: „Flieht! flieht! — die Banditen nahen — wir sind umzingelt!“ und zwei von den Dienern ohne weitere Umstände Reißaus nahmen. Die anderen fünf blieben unentschlossen und harrten der Befehle ihres Gebieters, als der mit der weißen Feder, den ich so eben beschrieben, sich in das Handgemenge stürzte.

„Wie! meine Herren,“ sagte er, „Sie sind schon fertig? Nein, wir wollen den Spaß nicht verderben; fangen Sie wieder an, ich bitte. Wer ist im Vortheil? Ha! Sechs gegen einen! — nun, kein Wunder, daß Sie auf Ausgleichung gewartet. Seht, wir beide wollen uns auf die schwächere Seite schlagen. „Nun denn, so beginnen wir jetzt wieder.“

„Unverschämter!“ rief der Orsini. — „Kennst Du den, mit welchem Du auf eine so freche Weise sprichst? — Ich bin Martino di Porto. Wer bist Du?“

„Walter von Montreal, Edelmann aus der Provence und Johanniterritter!“ erwiderte der Andere nachlässig.

„Bei diesem furchtbaren Namen — dem Namen eines der kühnsten Krieger und eines der vollendetsten Freibeuter seiner Zeit — wurde selbst Martino's Wange blaß und seinen Begleitern entfuhr ein Schrei des Entsetzens.

„Und dieser, mein Gefährte,“ fuhr der Ritter fort, „denn wir müssen die Vorstellung vollständig durchführen, ist Euch wohl bekannter als ich, Ihr Edle von Rom, und Ihr erkennt ohne Zweifel in

ihm Rudolph von Sachsen, einen tapferen Mann und treu, wo seine Dienste beständig bezahlt werden."

„Signor," sagte Adrian zu seinem Feinde, der bestürzt und stumm die beiden Ankömmlinge mit leeren Blicken anstarrte, „jetzt seid Ihr in meiner Gewalt. Seht, es nähern sich auch unsere eigenen Leute."

Und in der That blitzten auch von dem Palaste Stephan Colonna's her Fackeln, und man sah Bewaffnete herbeieilen.

„Geh' heim in Frieden, und wenn Du morgen oder an einem andern Dir gelegenen Tage mich allein treffen willst, Lanze gegen Lanze, wie es Sitte ist bei den Rittern des Reiches, oder Trupp gegen Trupp, und Mann gegen Mann, wie es mehr römischer Gebrauch ist, so stehe ich Dir zu Diensten — hier ist mein Pfand."

„Edel gesprochen," sagte Montreal; „und wenn Ihr das Letztere vorzieht, so will mit Eurer Erlaubniß ich auch von der Partie sein."

Martino gab keine Antwort; er hob den Handschuh auf, steckte ihn in seine Brust und ging eilig hinweg; als er einige Schritte die Straße hinab gemacht hatte, drehte er sich um, schüttelte die geballte Faust gegen Adrian und rief in ohnmächtiger Wuth mit zitternder Stimme — „Getreu dem Tode!"

Die Worte waren einer von den Wahlsprüchen der Orsini und waren, was auch ihre frühere Bedeutung gewesen sein mochte, schon längst zum geläufigen Sprüchwort geworden, um ihren Haß gegen die Colonna zu bezeichnen.

Adrian, der jetzt Irene erhob und mit dem Versuche beschäftigt war, die noch immer Ohnmächtige ins Leben zurückzurufen, überließ verächtlich die Antwort an Montreal.

„Ich zweifle nicht, Signor," sagte der Letztere kaltblütig, „daß Du dem Tode getreu sein wirst; denn seine Bande sind auch die Klügsten nicht im Stande zu brechen, oder ihnen zu entgehen."

„Verzeihe mir, edler Ritter," sagte Adrian, indem er von seiner Schutzbefohlenen aufblickte, „wenn ich nicht ganz der Dankbarkeit mich jetzt noch widmen kann. Ich habe genug vom Ritterdienste gelernt, um zu fühlen, daß Du anerkennst, meine erste Pflicht —"

„Ach, also eine Dame war die Ursache des Streites! Da brauche ich nicht zu fragen, wer im Rechte war, wenn ein Mann mit solcher Ueberzahl kämpft, wie jener Schurke."

„Du irrst ein wenig, ritterlicher Herr, — es ist nur ein Lamm, das ich dem Wolfe entrissen."

„Für Deinen eigenen Tisch! Es sei!" versetzte im Scherze der Ritter.

Adrian lächelte ernst und schüttelte verneinend den Kopf. Er war in der That über seine Lage etwas in Verlegenheit. Obgleich immer tapfer, wünschte er doch nicht, die Uneigennützigkeit dieser seiner Handlungsweise einer Mißdeutung ausgesetzt zu sehen und (denn seine Politik ging dahin, sich Volksgunst zu erwerben) das Ansehen, das ihm seine Tapferkeit unter den Kriegern verschaffen mußte, dadurch zu beflecken, daß er Irene, deren Schönheit er bis jetzt

kaum bemerkt hatte, in seine Wohnung führte; und doch blieb ihm bei ihrem jetzigen Zustande keine andere Wahl. Sie gab kein Lebenszeichen von sich. Er wußte weder ihre Wohnung, noch kannte er ihre Familie. Benedetta war verschwunden. Er konnte sie nicht in den Straßen lassen; er konnte sie nicht der Fürsorge eines Andern übergeben, und als sie jetzt an seiner Brust lag, fühlte er bereits, daß sie ihm theuer geworden durch jenes Bewußtsein des Schutzes, das dem menschlichen Herzen so wohlthut. Er setzte daher kurz denen, die sich um ihn gesammelt hatten, seine gegenwärtige Lage und die Ursache des vorangegangenen Kampfes auseinander und hieß die Fackelträger ihm nach seiner Wohnung vorangehen.

„Ihr, Herr Ritter," wandte er sich an Montreal, „werdet, wenn Ihr nicht schon bequemer logirt seid, belieben, mein Gast zu sein?"

„Dank, Signor," erwiderte Montreal boshaft, „aber auch ich habe vielleicht auf meiner Hut zu sein. Adieu! Bei der nächsten Gelegenheit werde ich Dich aufsuchen. Gute Nacht und schöne Träume!

„Robers Bertrams qui estoit tors
Mais à ceval estoit mult fors
Cil avoit o lui grand effors
Multi ot 'homes par lui mors"!

Und indem er dieses holperige Lied aus dem alten Roman de Rou summte, zog der Provenzale, von Rudolph gefolgt, seinen Weg weiter.

Die ungeheure Ausdehnung Roms und die dünne Bevölkerung ließen viele Straßen ganz leer. Die vor-

nehmsten Edelleute sahen sich so in den Stand gesetzt, sich einer langen Reihe von Häusern zu bemächtigen, die sie theils gegen einander, theils gegen das Volk befestigten: ihre zahlreiche Verwandte und Klienten wohnten um sie herum und bildeten so gleichsam unter sich kleine Höfe und Städte.

Beinahe dem Hauptpalaste der Colonna gegenüber, den sein mächtiger Verwandter, Stephan, bewohnte, lag die Wohnung Adrian's. Schwer flogen, als er näher kam, die massiven Thore auf; er stieg die breite Treppe hinan und trug seine Bürde in ein Gemach, das sein Geschmack auf eine seinem Zeitalter nach ungewöhnliche Weise eingerichtet hatte. Alte Bildsäulen und Büsten waren ringsum aufgestellt; gemalte Tapeten der Lombardie zierten die Wände und bedeckten die massiven Stühle.

„Heda! Lichter her und Wein!" rief der Seneschall.

„Laßt uns allein," sagte Adrian, während er leidenschaftlich die blasse Wange Irenens betrachtete und bei dem hellen Lichte all ihre Schönheit gewahrte, und eine süße, aber brennende Hoffnung beschlich sein Herz.

Fünftes Kapitel.

Schilderung eines Verschwörers und Anbruch der Verschwörung.

Allein, an einem mit allerlei Papieren bedeckten Tische, saß ein Mann noch in der Jugendblüte. Das

Zimmer war nieder und lang; viele alte und entstellte Basreliefs und Torsos standen an den Wänden umher, zwischen denen hie und da das kurze Schwert und der geschlossene Helm, die veralteten Ueberreste von Roms einstiger Tapferkeit, zu sehen waren. Rechts über dem Tische, an dem er saß, strömte das Mondlicht durch ein hohes und schmales, tief in die Mauer versenktes Fenster. In einer Nische, rechts von diesem Fenster, standen, durch eine jetzt eben halb bei Seite geschobene Schiebthüre geschützt — aus deren Festigkeit und dem Eisenblech, womit sie beschlagen war, man schließen konnte, welchen Werth der Schatz, den sie verbarg, in den Augen des Eigenthümers habe — etwa dreißig oder vierzig Bände, eine nach den Begriffen der damaligen Zeit nicht unbedeutende Bibliothek, zum größten Theile von der Hand des Eigenthümers mühsam gefertigte Copieen von unsterblichen Originalen.

Die Wange auf die Hand gestützt, die Stirne etwas gerunzelt, die Lippen leicht zusammengedrückt, hing dieser Mann ganz anderen Betrachtungen nach, als den sorglosen Träumen eines Gelehrten. Das erhabene, stille Mondlicht, das auf seine Züge fiel, verlieh diesen, die von Natur einen ernsten und majestätischen Anstrich hatten, noch eine feierlichere Würde. Dicke, kastanienbraune Haare, deren Farbe man als etwas bei den Männern Ungewöhnliches seiner Abstammung von dem teutonischen Kaiser zuschrieb, standen in dichten Locken über einer hohen, breiten Stirne; und selbst das jetzt so nachdenkliche Zusammenziehen der

Augenbrauen konnte den Ausdruck verborgener Kraft nicht schwächen, der in der großen Breite zwischen den Augen lag, worein die griechischen Bildhauer des Alterthums so bewundernswürdig den Ausdruck der moralischen Gewalt und die stille Thatkraft befehlender Größe legten. Aber seine Züge waren nicht von griechischem, noch viel weniger von deutschem Schnitte. Die eiserne Kinnlade, die Adlernase, die etwas eingefallene Wange erinnerten auffallend an den Charakter des harten Römerstammes, und hätten ganz füglich einem Maler als Modell zu dem jüngeren Brutus dienen können.

Die markirten Umrisse des Gesichtes und die kurze, feste Oberlippe waren nicht von Backen- und Schnurrbart, wie man sie damals gewöhnlich trug, verdeckt; und in dem verblichenen Bilde des so eben beschriebenen Mannes, das noch in Rom zu sehen ist, kann man eine gewisse Aehnlichkeit mit den gewöhnlichen Bildnissen Napoleon's herausfinden, zwar nicht in den Zügen, welche bei dem Römer viel trotziger und ausgezeichneter sind, aber in dem eigenthümlichen Ausdrucke gesammelter und ruhiger Kraft, die dem Ideal geistiger Majestät so nahe kommt. Obwohl noch jung, waren doch die gewöhnlich der Jugend eigene persönliche Vortheile, — die Blüte und Glut, die runde Wange, in welche Sorgen noch nicht ihre Furchen gezogen, das volle, nicht eingesunkene Auge und die zarte, schlanke Gestalt — nicht das Charakteristische dieses einsamen Gelehrten. Und obgleich er bei seinen Zeitgenossen für außerordentlich hübsch galt, gründete

sich doch wahrscheinlich dieses Urtheil weniger auf die gewöhnlichen Ansprüche zu solcher Auszeichnung, als auf die Höhe des Wuchses, die damals höher als jetzt geschätzt wurde, und jene edlere Art von Schönheit, welche ein gebildeter Geist und ein achtungeinflößender Charakter gewöhnlich auch schlichteren Zügen aufdrücken, — uns in einem so rohen Zeitalter sehr selten ist.

Rienzi's Charakter (denn der Jüngling, welcher dem Leser in dem ersten Kapitel dieser Erzählung vorgeführt wurde, steht jetzt in reiferen Jahren wieder vor ihm) hatte mit jedem Schrittsteine auf der Bahn zur Macht mehr Stärke als Haltung gewonnen. Ein seine Geburt betreffender Umstand hatte wahrscheinlich frühe großen Einfluß auf seinen Ehrgeiz geübt. Obgleich seine Eltern in dürftigen Umständen waren und ein niedriges Gewerbe betrieben, war doch sein Vater der natürliche Sohn von Kaiser Heinrich VII.; * und wahrscheinlich war es der Stolz seiner Eltern, der Rienzi den ungewöhnlichen Vortheil einer besseren Erziehung zu Theil werden ließ. Dieser Stolz vererbte sich auf ihn — die königliche Abstammung klang von der Wiege

* De Sade glaubt, Rienzi's Mutter sei die Tochter von einem illegitimen Sohne Heinrich VII. gewesen und unterstützt diese Ansicht durch eine Handschrift des Vatican. Aber nach den Geschichtschreibern, die mit Rienzi lebten, leitete dieser, als er sich an Karl, König von Böhmen, wendete, die Verwandtschaft von seinem Vater ab: „Di vostro legnaggio sono — figlio di bastardo d'Enrico imperatore," etc. Ein neuerer Schriftsteller, der Pater Gabrini, citirt, um diese Abstammung zu unterstützen, eine Aufschrift: „Nicolaus Tribunus ... Laurentii Teutonici Filius," etc.

an in seinem Ohr und vermischte sich mit seinen Gedanken — daß er sich schon in seiner frühesten Jugend den römischen Herren ebenbürtig dünkte, und ohne es selbst zu wissen, darnach trachtete, über sie zu gebieten. Als sich aber seinem begierigen Auge und seinem ehrgeizigen Herzen die Literatur Roms entfaltete, da erwachte in ihm jener vaterländische Stolz, edler, als Stolz auf Geburt, — und wenn er nicht gerade durch Anspielung auf seine Abstammung gereizt wurde, that er sich ganz ungekünstelt mehr darauf zu Gute, ein römischer Plebejer, als der Abkömmling eines teutonischen Königes zu sein. Der Tod seines Bruders und die Schicksale, die er selbst schon erlebt, gaben den ernsten, feierlichen Eigenschaften seines Charakters eine höhere Richtung; und zuletzt concentrirten sich alle die Fähigkeiten eines ungewöhnlichen Verstandes auf einem Gegenstande — der von einem ebenso streng und geheimnißvoll religiösen, wie dem Vaterlande ergebenen Gemüthe einen geheiligten Anstrich annahm und zugleich Pflicht und Leidenschaft wurde.

„Ja," sagte Rienzi, sich plötzlich von seinen Träumereien losreißend, „ja, der Tag ist nicht mehr ferne, wo Rom sich wieder aus der Asche erheben wird; Gerechtigkeit wird die Unterdrückung vom Throne stürzen, und sicher werden die Männer auf ihrem alten Forum wandeln. Wir wollen die unbezähmbare Seele Cato's aus ihrem vergessenen Grabe aufwecken! Ein Volk soll wieder in Rom sein! Und ich — ich werde das Werkzeug dieses Triumphes sein — der Wieder-

hersteller meines Geschlechtes — meine Stimme wird zuerst das Schlachtgeschrei der Freiheit ertönen lassen — meine Hand zuerst ihre Banner erheben — ja, von der Höhe meiner Seele, wie von einer Burg, sehe ich schon Größe und Freiheit des neuen Roms aufsteigen; und auf dem Ecksteine des mächtigen Gebäudes wird die Nachwelt meinen Namen lesen."

Das ganze Wesen des Redners schien, als er diese erhabenen Worte sprach, von seinem Ehrgeize bewegt. Mit leichten, raschen Schritten ging er in dem düsteren Zimmer auf und ab, wie auf der Bühne; seine Brust arbeitete — seine Augen glühten. Er fühlte, daß die Liebe selbst kaum ein Entzücken gewähren kann, das dem eines Patrioten gleich käme, der in dem ersten jungfräulichen Enthusiasmus sich noch ganz seiner Aufrichtigkeit bewußt ist!

Es wurde leicht an die Thüre gepocht, und ein Diener in der reichen Livrée der päpstlichen Officialen erschien.

„Signor," sagte er, „mein Gebieter, der Bischof von Orvietto, ist draußen."

„Ha! glücklicher Zufall. Lichter her! — Mein Herr, das ist eine Ehre, die ich mehr zu fühlen, als auszudrücken im Stande bin."

„Pah, pah! mein guter Freund," sagte der Bischof während des Eintretens, und setzte sich vertraulich; „keine Ceremonien zwischen den Dienern der Kirche; und nie war sie, glaube ich, treuer Freunde bedürftiger, als jetzt. Diese gottlosen Tumulte, diese ausgelassenen Streitigkeiten, gerade in der Stadt und

vor dem Altar des heiligen Petrus, reichen hin, um der ganzen Christenheit ein Aergerniß zu geben."

„Und so wird es bleiben," sagte Rienzi, „bis Seine Heiligkeit dahin gebracht sein wird, Ihre Residenz an dem Sitze Ihrer Vorfahren aufzuschlagen und mit kräftigem Arm die Ausschweifungen des Adels zu zügeln."

„Ach, Mann!" sagte der Bischof, „Du weißt, daß dies nur in den Wind gesprochen ist; denn erfüllte der Papst Deine Wünsche und käme wieder von Avignon nach Rom, er würde, bei dem Blute des heiligen Peter! nicht den Adel, sondern der Adel würde ihn am Zaume halten. Du weißt wohl, daß, bis sein gesegneter Vorgänger, gottseligen Andenkens, den weisen Plan faßte, nach Avignon zu fliehen, der Vater der Christenheit, gleich vielen andern Vätern in ihren alten Tagen, von seinen rebellischen Kindern eingeschränkt und bewacht wurde. Erinnerst Du Dich nicht, wie der edle Bonifacius selbst, ein Mann von großem Herzen und ehernen Nerven, von den Vorfahren der Orsini in Knechtschaft gehalten wurde — wie sein Ein- und Ausgang von ihrem Willen abhing — so daß er, wie ein in einem Käfig eingesperrter Adler, selbst gegen seine Balken rannte und starb? Wahrlich, Du sprichst von Erinnerungen Roms — diese Erinnerungen aber sind nicht sehr anziehend für Päpste."

„Nun," sagte Rienzi, freundlich lachend, während er mit seinem Stuhle dem Bischof näher rückte, „mein hoher Herr hat gewiß den besten Beweis gleich bei

der Hand, und ich muß gestehen, daß, so stark, zügellos und ruchlos der Adel damals war, er es doch jetzt noch in höherem Grade ist."

„Sogar ich," erwiderte Raimund, und seine Wangen rötheten sich beim Sprechen, „obgleich Vicar des Papstes und Stellvertreter seiner geistlichen Macht, war erst vor drei Tagen einer groben Beleidigung von gerade diesem Stephan Colonna ausgesetzt, der von dem heiligen Stuhle immer Gunstbezeigungen und Artigkeiten erfuhr. Seine Diener rannten die meinigen an auf offener Straße und ich — ich, der Abgesandte des Herrn der Könige — war genöthigt, mich bei Seite an die Mauer zu drücken und zu warten, bis der übermüthige Graukopf vorübergestürmt war. Auch fehlte es nicht an Gotteslästerungen, um die Beschimpfung vollständig zu machen. „Verzeihung, Herr Bischof," sagte er im Vorbeigehen, „aber Du weißt wohl, diese Welt muß nothwendig der anderen vorangehen.""

„Hat er sich das erkühnt?" fragte Rienzi und bedeckte sein Gesicht mit der Hand, als ein ganz eigenthümliches Lächeln — es war an sich kein fröhliches, obgleich es Andere erheiterte, und veränderte den von Natur ernsten Ausdruck seiner Züge sogar bis zur Strenge — um seine Lippen spielte. „Dann ist es Zeit für Dich, heiliger Vater, wie für uns, zu — —"

„Zu was?" unterbrach ihn der Bischof rasch. „Können wir Etwas ausrichten? Lasse Deine enthusiastischen Träume fahren — steige auf die wirkliche

Erde herab — blicke nüchtern um Dich. Was vermögen wir gegen so mächtige Männer?"

„Herr," erwiderte Rienzi ernst, „es ist ein Unglück der Leute Eures Standes, daß sie nie das Volk oder die richtigen Zeichen der Zeit kennen. Wie diejenigen, welche auf einem hohen Berge hinwandeln, die Wolken unten hintreiben sehen, wo sie Ebenen und Thäler ihren Blicken verschleiern, während diese, nur wenig über die Oberfläche erhaben, die Bewegungen und Wohnungen der Menschen erblicken; gerade so erblicket Ihr von Eurem erhabenen Standpunkte aus nur die verworrenen und trüben Dünste — während ich von meiner bescheidenen Stellung nur die Vorbereitungen der Schäfer sehe, um sich und ihre Heerden vor dem Sturme zu schützen, den diese Wolken verkünden. Verzweifelt nicht, Herr; man erträgt nur bis zu einer gewissen Grenze — bis zu dieser Grenze reicht die Spannung schon — Rom wartet nur auf die Gelegenheit (bald wird sie kommen, aber nicht plötzlich), um mit Einemmale gegen seine Unterdrücker aufzustehen."

Das große Geheimniß der Beredsamkeit soll in dem Ernste liegen — das große Geheimniß von Rienzi's Beredsamkeit bestand in der Macht seiner Begeisterung. Er sprach nie wie Einer, der noch an dem Erfolge zweifelt. Vielleicht erkannte er wie die meisten Unternehmer von erhabenen, großen Thaten selbst nie vollkommen die sich ihm bietenden Hindernisse. Er sah das Ziel hell und klar, und übersprang in der Einbildung seiner Seele die Kreuzungen und

die Länge der Bahn; so prägten sich die tiefen Ueberzeugungen seines Gemüthes unwiderstehlich Andern ein. Er schien weniger zu versprechen, als vorherzusagen.

Der Bischof von Orvietto, ein Mann von keinem zu erhabenen Geiste, aber von ruhigem Temperamente und viel Welterfahrung, war von der Thatkraft seines Gesellschafters lebhaft ergriffen; vielleicht dies um so mehr, als auch sein eigener Stolz und seine Leidenschaften gegen den Uebermuth und die Frechheit des Adels aufgebracht waren. Er schwieg eine Weile, ehe er Rienzi antwortete.

„Aber werden," fragte er endlich, „sich nur die Plebejer erheben? Du weißt, wie elend und unzuverlässig sie sind."

„Herr," erwiderte Rienzi, „urtheilt nach einer Thatsache, wie kräftig ich von Freunden nicht gewöhnlicher Art umgeben bin: Du weißt, wie laut ich gegen den Adel spreche — ich nenne Namen — den Savelli, den Orsini, den Colonna biete ich Trotz vor ihren Ohren. Glaubst Du, daß sie mir vergeben? Glaubst Du, sie würden, wären nur die Plebejer mein Schutz und meine Gönner, mich nicht mit offener Gewalt angreifen? — es wäre mir nicht längst ein Knebel in ihren Kerkern zu Theil geworden, oder ewige Stille des Grabes hätte mich verschlungen? Bemerke," fuhr er fort, als er in den Zügen des Vicars den Eindruck las, den er auf ihn gemacht — „bemerke, daß in der ganzen Welt eine große Umwälzung begonnen. Die barbarische Finsterniß von Jahrhunderten ist gebrochen; das Wissen,

das in früheren Zeiten Menschen zu Halbgöttern machte, ist aus seiner Urne hervorgerufen; eine Macht, schlauer, als rohe Gewalt, und mächtiger, als bewaffnete Männer, ist geschäftig; wir haben noch einmal angefangen, der Herrschaft des Geistes zu huldigen. Ja, dieselbe Macht, die vor wenigen Jahren Petrarka auf dem Capitol krönte, als es nach einem Schweigen von zwölf Jahrhunderten Zeuge war von der Herrlichkeit eines Triumphes, — die auf einen Mann von dunkler Herkunft, unerfahren in den Waffen, dieselben Ehren häufte, welche vor Alters Kaisern und Besiegern von Königen zu Theil wurden — die in einem Akte der Huldigung die rivalisirenden Häuser Colonna und Orsini vereinigte — welche die stolzesten Patrizier wetteifern ließ, um dem Sohne des Florentinischen Plebejers die Schleppe zu tragen, nur seinen Purpurmantel zu berühren — die noch immer Europa's Augen auf die niedere Hütte von Vaucluse zieht — die dem bescheidenen Gelehrten die überall anerkannte Freiheit gibt, Tyrannen zu warnen und mit stolzen Bitten sich selbst dem Kirchenvater zu nahen; ja, dieselbe Macht, die schweigend wirksam unter der festen Grundlage der Venetianischen Oligarchie * murrt, die jenseits der Alpen in Spanien, Deutschland und Flandern sichtbares, plötzliches Leben erweckte, und die sogar auf jener bar=

* Etwa acht Jahre später brach der lange unterdrückte Groll des venetianischen Volkes gegen die weiseste und wachsamste aller Oligarchien, das Sparta Italiens, in der Verschwörung unter Marino Faliero aus.

barischen Insel, die das Schwert der Normannen eroberte, und der Tapferste der lebenden Könige * regiert, einen Geist erweckte, den der Normann nicht lähmen kann — Könige, die über ihn herrschen wollen, müssen durch ihn herrschen — ja, diese nämliche Macht ist überall zu erkennen; sie spricht, sie singt in der Stimme dessen, der vor Euch steht; sie vereinigt für ihre Sache Alle, in die nur ein schwacher Schimmer des Lichtes gedrungen ist, Alle, in welchen ein großartiges Verlangen entflammt werden kann! Wisset, Herr Vicar, daß nicht ein Mann in Rom ist, außer gerade unseren Unterdrückern — nicht ein Mann, der eine Silbe von unserer alten Sprache gelernt hat — dessen Herz und Schwert nicht für mich wären. Die friedlichen Pfleger der Wissenschaften — der stolze Adel zweiten Ranges — das aufblühende Geschlecht, reifer, als ihre trägen Väter; vor Allem, Herr, die niederen Diener der Kirche, Priester und Mönche, welche Schwelgerei nicht verblendet, Pracht nicht betäubt hat für die Schmach, welche der Christenheit bei Tag und Nacht in der christlichen Hauptstadt zugefügt wird; diese — alle diese — stehen mit dem Kaufmann und Künstler in einem unauflöslichen Bund und warten nur auf das

* Eduard III., unter dessen Regierung viel volksthümlichere Ansichten, als die des folgenden Jahrhunderts sich zu erheben begannen. Die Bürgerkriege machten diese Aktion blutig. Es war in der That ein Zeitalter, das in der ganzen Welt eine Menge Blüten trieb, aus denen aber nur rohe, unreife Früchte wurden; — ein außerordentlicher Sprung, dem ein ebenso außerordentlicher Stillstand folgte.

Signal, zu fallen oder zu siegen, frei zu leben, oder im Tode Unsterblichkeit zu erringen für Rienzi und ihr Vaterland!"

„Sprichst Du im Ernste so?" fragte der erstaunte Bischof, indem er sich halb erhob. „Beweise mir diese Deine Worte, und Du sollst die Diener Gottes nicht weniger eifrig für das Glück der Menschen finden, als ihre Laienbrüder."

„Was ich sage," versetzte Rienzi in kälterem Tone, „kann ich beweisen; doch mag ich dies nur gegen diejenigen thun, welche für uns sein werden."

„Fürchte nichts von mir," antwortete Raimund; „ich kenne die geheime Gesinnung Seiner Heiligkeit wohl, deren Abgesandter und Stellvertreter ich bin, und könnte er der Macht der Patricier nur die gesetzlichen und natürlichen Schranken gesetzt sehen, die in ihrem Uebermuthe selbst das Ansehen der Kirche nicht achten, so seid versichert, daß er der Hand hold wäre, welche diese Grenzlinie zöge. Ja ich bin dessen so gewiß, daß ich, sein verantwortlicher, aber unwürdiger Stellvertreter, wenn Ihr die Oberhand behaltet, selbst dem Erfolg Gesetzeskraft ertheilen will. Aber hütet Euch vor rohen Angriffen; die Kirche darf dadurch nicht leiden, daß man ihr einen Fehler zur Last legte."

„Recht, mein Herr," erwiderte Rienzi; „die Politik der Religion kommt mit jener der Freiheit hierin überein. Schließet aus meinem langen Zögern auf meine Vorsicht. Wer Alles um sich ungeduldig sehen — während er selbst vor Ungeduld brennt — und

noch das Signal zurückhalten, und die Stunde erwarten kann, verliert seine Sache nicht leicht aus Unbesonnenheit."

„Noch etwas mehr also hievon," sagte der Bischof, indem er in seinen Stuhl zurücksank. „Sind Deine Plane reif, so trage kein Bedenken, sie mir mitzutheilen. Glaube, daß Rom keinen aufrichtigeren Freund hat, als den, der bestimmt ist, Ordnung zu erhalten, und sich einem Angriffe nicht gewachsen fühlt. Doch kommen wir nun zu dem Zwecke meines jetzigen Besuches, der vielleicht einigermaßen mit dem Gegenstande zusammenhängt, den wir so eben besprachen ... Du weißt, daß, als Seine Heiligkeit Dir Dein jetziges Amt anvertraute, er Dir auch befahl, seine wohlwollende Absicht hinsichtlich der Bewilligung eines allgemeinen Jubelfestes zu Rom für das Jahr 1350 zu verkünden — eine bewundernswerthe Absicht aus zwei Gründen, die Dir hinlänglich einleuchten werden; erstens, weil jede Christenseele, welche bei dieser Gelegenheit nach Rom wallfahrtet, gänzliche Vergebung ihrer Sünden erhält, und zweitens, weil, um fleischlich zu sprechen, das Zusammenströmen der hiedurch angelockten Pilger durch die Schenkungen und Opfer ihrer Frömmigkeit die Einkünfte des heiligen Stuhles gewöhnlich sehr wesentlich vermehrt werden, welch letztere, beiläufig gesagt, im gegenwärtigen Augenblicke in keinem sehr blühenden Zustande sind. Das weißt Du, lieber Rienzi."

Rienzi nickte bejahend und der Prälat fuhr fort: „Nun bemerkt Seine Heiligkeit mit der größten Be-

trübniß, daß seine frommen Absichten wahrscheinlich vereitelt würden; denn die Räuber auf den öffentlichen Straßen gegen Rom sind jetzt so kühn und zahlreich, daß auch der kühnste Pilger zittern muß, die Reise zu unternehmen, und diejenigen, welche es dennoch wagen, werden wohl aus den Aermsten der christlichen Gemeinschaft bestehen — Leute, die, da sie weder Gold noch Silber, noch werthvolle Geschenke bringen, wenig von der Raubgier der Schurken zu fürchten haben werden. Hieraus läßt sich zweierlei folgern: auf der einen Seite werden die Reichen — die, der Himmel weiß und das Evangelium sagt es ausdrücklich, einer Vergebung ihrer Sünden am bedürftigsten sind — der rühmlichen Gelegenheit zur Absolution verlustig; auf der andern dagegen werden die Kisten des Stuhles auf eine gottlose Weise der Reichthümer beraubt, die im andern Falle ohne Zweifel von dem frommen Eifer seiner Kinder zu erwarten wären."

„Nichts kann logisch klarer sein, mein Herr," erwiderte Rienzi.

Der Vicar fuhr fort: „Nun befahl mir Seine Heiligkeit in Briefen, die ich vor fünf Tagen erhielt, diese fürchterlichen Folgen für die Christenheit den verschiedenen Patriciern, rechtmäßigen Lehensträgern der Kirche, auseinanderzusetzen und ihre entschlossene Verbindung gegen die Straßenräuber zu verlangen. Ich habe mich mit ihnen berathschlagt, und vergebens."

„Denn durch den Beistand und die Truppen dieser Räuber haben die Patricier ihre Paläste gegen einander befestigt," fügte Rienzi hinzu.

„Gerade aus diesem Grunde," versetzte der Bischof. „Ja, Stephan Colonna besaß sogar die Dreistigkeit, es zuzugeben. Gänzlich ungerührt durch den Verlust so vieler kostbarer Seelen und, kann ich hinzusetzen, des päpstlichen Schatzes, der doch einem scharfsinnigen Manne nicht weniger theuer sein sollte, weigern sie sich, einen Schritt gegen die Banditen zu thun. Nun hört denn den zweiten Auftrag Seiner Heiligkeit: „Sollte es mit dem Adel nicht gelingen," sagt er mit seinem prophetischen Scharfsinne, „so berathe Dich mit Cola di Rienzi. Er ist ein kühner und frommer Mann und, wie Du mir sagst, von großem Einflusse bei dem Volke; sage ihm, daß, wenn sein Verstand das Mittel finden kann, die Söhne Belial's auszurotten und die Heerstraßen sicher zu machen, er sich höchlich um Uns verdient machen werde — dauernd wird die Dankbarkeit sein, zu der er Uns verpflichtet; welchen Beistand Du und die Diener unseres Stuhles ihm leisten könnt, mit dem zögert nicht.""

„Sagt Seine Heiligkeit so?" rief Rienzi aus. „Ich verlange nicht mehr — die Dankbarkeit ist auf meiner Seite, daß er so an seinen Diener gedacht und mir dieses Geschäft übertragen hat; zugleich nehme ich den Auftrag an und verbürge mich für den Erfolg. Laßt uns denn, mein Herr, laßt uns genau über die Grenzen verständigen, die meiner Willkür überlassen sind. Um die Räuber außerhalb der Mauern zu bändigen, muß ich Gewalt über die innerhalb derselben befindlichen haben. Wenn ich mich mit Gefahr meines Lebens unterziehe, alle Zugänge Roms von dem Räu-

bergesindel, das sie unsicher macht, zu säubern, soll ich unumschränkte Freiheit für kühnes, unbedingtes und strenges Verfahren haben?"

„Ein solches Benehmen fordert ja die Natur des Auftrages," antwortete Raimund.

„Ja, wenn es auch gegen die Erzfrevler, gegen diejenigen, welche die Räuber unterstützen — wenn es gegen den höchsten Adel selbst anzuwenden wäre?"

Der Bischof schwieg und sah dem Sprecher scharf in das Gesicht. „Ich wiederhole," sagte er endlich mit gedämpfter Stimme und bedeutungsvoller Betonung, „es ist bei diesem kühnen Unternehmen Gelingen die einzige Bestätigung. Erreiche den Zweck, so werden wir Dich aller Verantwortung überheben — selbst des — —"

„Todes eines Colonna oder Orsini, wenn die Gerechtigkeit ihn verlangt, wenn er in dem Gesetze vorgesehen und nur durch eine Verletzung des Gesetzes verschuldet wäre!" setzte Rienzi bestimmt hinzu.

Der Bischof antwortete nicht durch Worte, aber eine leichte Bewegung seines Kopfes war Rienzi genügend.

„Mein Herr," sprach er, „von diesem Augenblicke an steht Alles gut; die Revolution — die Herstellung der Ordnung des Staates leite ich von dieser Stunde — von dieser Unterredung her. Bis jetzt habe ich in dem Bewußtsein, daß die Gerechtigkeit nie ein Auge zudrücken darf, aus Furcht gezögert, Du und Seine Heiligkeit möchten es für Strenge halten und denjenigen tadeln, der das Gesetz wieder aufrichtet, weil

er die Uebertreter des Gesetzes straft. Jetzt beurtheile ich Euch richtiger. Eure Hand, mein Herr!"

Der Bischof reichte ihm die Hand; Rienzi ergriff sie fest und erhob sie ehrfurchtsvoll zu seinen Lippen. Beide verstanden, daß der Vertrag besiegelt war.

Diese in der Erzählung so lange Unterredung war der That nach nur sehr kurz; aber der Zweck war bereits erreicht, und der Bischof erhob sich, um wegzugehen. Das äußere Portal des Hauses stand offen, die zahlreichen Diener des Bischofs hielten ihre Fackeln empor, und als er sich eben von Rienzi hinwegwandte, der ihn bis zum Thor begleitete, stürzte eine weibliche Gestalt durch das Gefolge des Prälaten, blieb plötzlich stehen, als sie Rienzi ansichtig wurde, und fiel zu seinen Füßen nieder.

„O, eilt, Herr! eilt, um Gottes willen eilt! oder die junge Signore ist für immer verloren!"

„Die Signora! — Himmel und Erde, Benedetta, von wem sprecht Ihr? — von meiner Schwester — von Irene? ist sie nicht zu Hause?"

„O, Herr — die Orsini — die Orsini!"

„Was ist mit ihnen? — sprich, Weib!"

Jetzt erzählte Benedetta athemlos und mit vielen Unterbrechungen Rienzi, in welchem der Leser bereits Irenens Bruder erkannte, so viel von dem Abenteuer mit Martino di Porto, als sie mit angesehen: von dem Ausgange und dem Ergebnisse des Streites wußte sie noch nichts.

Rienzi hörte sie schweigend an, aber die tödtliche Bläße seines Gesichtes und das Verzerren der Unter-

lippe zeugte von der Aufregung, der er nicht in Worten Luft machte.

„Ihr hört, mein Herr Bischof, Ihr hört," sagte er, als Benedetta zu Ende war, und wandte sich an den Bischof, der durch die Erzählung aufgehalten war; „Ihr hört, welchen Gewaltthaten die Bürger Roms ausgesetzt sind! — Meinen Hut und mein Schwert! augenblicklich! Mein Herr, verzeiht meine Eile."

„Wohin — wohin?" fragte der Bischof.

„Ach, ich vergaß, mein Herr, Ihr habt keine Schwester. Vielleicht hattet Ihr auch keinen Bruder? — Nein, nein; ich will wenigstens ein Opfer erretten. Wohin fragt Ihr mich?— nach dem Palaste Martino's di Porto."

„Zu einem Orsini, allein, und um Gerechtigkeit zu erlangen?"

„Allein, und um Gerechtigkeit zu erlangen! — Nein!" schrie Rienzi mit lauter Stimme, indem er sein Schwert, das ihm jetzt ein Diener gebracht, ergriff, und stürzte aus dem Hause; „aber ein Mann ist genug zur Rache!"

Der Bischof blieb einen Augenblick stehen, um zu überlegen. „Er darf nicht verloren werden," murmelte er, „wie es wohl der Fall sein könnte, wenn er so allein der Wuth des Wolfes preisgegeben wäre. Heda!" rief er laut; „tragt die Fackeln voran! — rasch, rasch! Wir selbst — wir, der Stellvertreter des Papstes — wollen es mit ansehen. Beruhigt euch, gute Leute; wir bringen eure junge Signora zurück. Vorwärts! zu dem Palaste Martino's di Porto!"

Sechstes Kapitel.

Irene in dem Palaste Adrian's di Castello.

Wie der Cyprier das Bild betrachtete, in welchem er die Träume seiner Jugend verkörpert hatte, während die lebendigen Farben langsam unter dem Marmor hervorquollen, — so betrachtete der junge und leidenschaftliche Adrian die vor ihm liegende Gestalt, wie sie nach und nach wieder zum Leben erwachte. Und wenn die Schönheit dieses Gesichtes nicht von der erhabensten, blendendsten Art war, wenn sein sanfter und ruhiger Ausdruck von mancher wirklich weniger vollkommenen Schönheit überstrahlt werden mochte, so gab es doch nie ein Antlitz, das manches Auge mehr angesprochen hätte, und nie eines, in welchem der unaussprechliche, jungfräuliche Ausdruck, den die italienische Kunst in ihren Bildern zu erreichen sucht, beredter ausgedrückt gewesen wäre, — in welchem Bescheidenheit den äußeren, Zärtlichkeit den mehr verborgenen Grundzug ausmacht; die Jugendblüte des Körpers und des Herzens, ehe die erste schwache und zarte Frische beider abgestreift ist: und wo selbst die Liebe, der einzige unruhige Gast, der in diesem Alter gekannt sein sollte, nur ein Gefühl, nicht eine Leidenschaft ist!

„Benedetta!" flüsterte Irene endlich, indem sie bewußtlos ihre Augen gegen den Mann aufschlug, der neben ihr kniete, — Augen von jener ungewissen, sanften Farbe, in die man Jahre lang blicken, und

nie das Geheimniß ihrer Farbe erfahren könnte, da sie mit der sich erweiternden Pupille sich ändert, — im Schatten dunkler wird, und im Lichte in Azur glänzt: „Benedetta," sagte Irene, „wo bist Du? O, Benedetta: Ich habe einen schrecklichen Traum gehabt."

„Und welche Erscheinung!" dachte Adrian.

„Wo bin ich?" rief Irene, indem sie von dem Lager sich erhob. „Dieses Zimmer — diese Tapeten — heilige Jungfrau! träume ich noch immer! — und Ihr! Himmel! — es ist der Signor Adrian di Castello!"

„Ist das ein Name, den Du fürchten gelernt hast?" fragte Adrian; „wenn dies der Fall ist, so will ich ihn abschwören."

Wenn Irene jetzt tief erröthete, so geschah es nicht in jenem wilden Entzücken, mit dem sie, wie ihr schwärmerisches Herz ihr prophezeihen mochte, die ersten Worte der Huldigung von Adrian di Castello anhören würde. Verwirrt und bestürzt, — erschreckt durch die Unbekanntschaft mit dem Orte, und zurückbebend selbst vor dem Gedanken, sich allein mit dem Manne zu finden, der seit Jahren in ihrer Einbildung gelebt, — waren Unruhe und Kummer die Regungen, die sie am heftigsten fühlte und die sich am deutlichsten in ihren beredten Zügen aussprachen; und als Adrian sich ihr jetzt näherte, da wuchs, trotz seiner sanften Stimme und der Ehrerbietung in seinen Blicken, ihre Angst, die ganz unbestimmt, nur um so heftiger war; sie floh an das fernste Ende des Zimmers,

blickte wild um sich, bedeckte dann ihr Gesicht mit den Händen und brach in einen Strom von Thränen aus.

Gerührt von diesen Thränen, errieth Adrian ihre Gedanken und vergaß für einen Augenblick alle kühneren Wünsche, die in ihm aufgestiegen.

„Fürchte nichts, holdes Mädchen," sagte er voll Ernst, „sammle Dich, ich bitte — keine Gefahr, keine Bosheit kann Dich hier erreichen; diese Hand war es, welche Dich vor der Gewaltthat der Orsini rettete — dieses Zimmer ist nur das Obdach eines Freundes! Sage mir denn, schöner Engel, Deinen Namen und Deine Wohnung, so will ich meine Diener rufen und sogleich Dich nach Hause geleiten."

Vielleicht brachte noch mehr die Erleichterung durch Thränen, als selbst Adrian's Worte Irene wieder zu sich und gaben ihr die Kraft, ihre ungewöhnliche Lage zu begreifen, und als ihr heller Verstand ihr nun sagte, was sie dem zu verdanken habe, der ihr so lange in ihren Träumen als Ideal alles Vorzüglichen vorgeschwebt war, da wurde sie wieder Herrin ihrer selbst und sprach ihren Dank mit einer durch die Verlegenheit, in der sie sich befand, nur noch erhöhten Anmuth aus.

„Danke mir nicht," erwiderte Adrian leidenschaftlich; „ich habe Deine Hand berührt, ich bin belohnt. Belohnt! — ja, an mir ist es, Dankbarkeit und Huldigungen darzubringen!"

Wieder erröthend, aber aus einer ganz anderen Regung als zuvor, erwiderte Irene nach einem augen-

blicklichen Schweigen: „Doch, mein Herr, muß ich meine Schuld als eine um so gewichtigere betrachten, weil Ihr so leicht darüber weggehet. Macht meine Verbindlichkeit jetzt voll; — ich sehe meine Begleiterin nicht — erlaubt, daß sie mich nach Hause führt; es ist von hier nur eine kurze Strecke."

„Gesegnet also ist die Luft, die ich so unbewußt einathmete!" sagte Adrian. „Aber Deine Begleiterin, liebes Mädchen ist nicht hier. Sie floh, meine ich, in der Verwirrung des Handgemenges, und da ich Deinen Namen nicht wußte und in Deinem damaligen Zustande ihn von Deinen Lippen nicht erfahren konnte, so war es nur glückliche Nothwendigkeit, Dich hierher zu bringen — aber ich will Dich geleiten. Nein, warum dieser furchtsame Blick? — auch meine Leute sollen mit uns gehen."

„Mein Dank, edler Herr, ist von geringem Werthe; mein Bruder, der Dir nicht unbekannt ist, wird Dir passender denselben abstatten. Kann ich gehen?" und bereits war Irene, während sie so sprach, an der Thüre.

„Verlangst Du so heftig, mich zu verlassen?" antwortete Adrian traurig. „Ach, wenn Dich meine Augen nicht mehr erblicken, wird es sein, als hätte der Mond die Nacht im Stiche gelassen! — Aber Glückseligkeit ist es, Deinen Wünschen zu gehorchen, auch wenn sie Dich von mir reißen."

Ein leichtes Lächeln trennte Irenens Lippen, und Adrians Herz schlug so laut, daß er selbst es hörte, während er das Lächeln und die niedergeschlagenen Augen für kein ungünstiges Vorzeichen hielt.

Widerstrebend und langsam wandte er sich gegen die Thüre und rief seine Diener. „Aber," sagte er, als sie nun oben an der Treppe standen, „Du sagtest, holdes Mädchen, der Name Deines Bruders sei mir nicht unbekannt. Der Himmel gebe, daß er ein wahrer Freund der Colonna sei!"

„Sein Stolz," antwortete Irene ausweichend, „der Stolz Cola di Rienzi's ist, der Freund der Freunde Roms zu sein."

„Heilige Jungfrau von Ara Coeli! — ist jener außerordentliche Mann Dein Bruder?" rief Adrian aus, als er bei Nennung dieses Namens ein Hinderniß für seine plötzliche Leidenschaft sah. „Ach! in einem Colonna, in einem Adeligen wird er kein Verdienst erblicken; obgleich Dein glücklicher Befreier, holdes Mädchen, früher seine Freundschaft suchte!"

„Du thust ihm sehr Unrecht, mein Herr," versetzte Irene mit Wärme! „mehr als alle Andere erkennt er Deine edelmüthige Tapferkeit, wäre sie auch zur Vertheidigung des niedrigsten Weibes in Rom erprobt worden — wie viel mehr denn, wenn sie seine Schwester beschützte!"

„Die Zeiten sind in der That krank," antwortete Adrian nachdenklich, als sie sich jetzt auf der offenen Straße befanden, „wenn Männer, die mit denselben Gefühlen um das Wehe ihres Vaterlandes trauern, argwöhnisch gegen einander sind — wenn ein Patricier sein, heißt: ein Feind des Volkes sein — wenn der Freund des Volkes als ein Feind der Patricier angesehen werden muß. Aber komme, was da will, o!

lasse mich hoffen, theures Mädchen, daß keine Zweifel, keine Spaltungen eine freundliche Erinnerung an mich aus Deiner Brust verdrängen sollen!"

„Ach! wenig, wenig kennt Ihr mich!" fing Irene an und stockte plötzlich.

„Sprich! sprich weiter! — welcher Musik hat dieses boshafte Schweigen meine Seele beraubt! So willst Du mich also nicht vergessen? Und," fuhr Adrian fort, „wir werden uns wieder treffen? Auf Rienzi's Haus sind wir jetzt beschränkt; morgen werde ich meinen alten Kameraden besuchen — morgen Dich wiedersehen — oder nicht?"

In Irenens Schweigen lag ihre Antwort.

„Und nachdem Du mir den Namen Deines Bruders genannt, mache, indem Du den Deinigen hinzufügst, ihn meinem Ohre noch lieblicher."

„Man nennt mich Irene."

„Irene, Irene! laß mich ihn wiederholen. Es ist ein sanfter Name und hängt an den Lippen, als wollte er sie nicht gern verlassen — ein passender Name für ein Wesen wie Du!"

So machte Adrian, ohne zurückgewiesen zu werden, Irene in seiner blumenreichen und glühenden Sprache den Hof, die, wenn auch jenem Zeitalter und der Galanterie des Südens besonders eigenthümlich, doch die Sprache ist, in welcher die Poesie jugendlicher Leidenschaft zu allen Zeiten und in allen Ländern ihr reiches Uebermaß zu äußern pflegte, wenn Herz zu Herzen sprechen konnte. Er geleitete seine schöne Schutzbefohlene auf dem größten Umwege nach Hause; Irene

bemerkte entweder den Kunstgriff nicht, oder vergab sie ihn stillschweigend. Jetzt sahen sie die Straße, wo Rienzi wohnte, als unerwartet eine Abtheilung Männer mit Fackeln auf sie zukam. Es waren die Diener des Bischofes von Orvietto, die von dem Palaste Martino's di Porto zurückkamen, um, begleitet von Rienzi, sich zu dem Adrian's zu begeben. Sie hatten, ohne den Orsini zu Gesicht zu bekommen, von den Dienern im Hofe unten den Verlauf des Kampfes und den Namen von Irenens Retter erfahren, und Rienzi wußte, ungeachtet Adrian's allgemein bekannter Galanterie, genug von seinem Charakter und kannte seinen Edelmuth hinlänglich, um zuversichtlich Irene unter seinem Schutze für sicher zu halten. Ach! in dieser Sicherheit für die Person liegt oft die größte Gefahr für das Herz. Ein Weib liebt nie so gefährlich, als wenn derjenige, der sie liebt, sich um ihretwillen Gewalt anthut.

An ihres Bruders Brust gedrückt, hieß Irene ihn ihrem Befreier danken, und Rienzi ging mit jener bezaubernden Offenherzigkeit, welche den gewöhnlich Zurückhaltenden so wohl ansteht, und über die Alle, welche die Herzen ihrer Mitmenschen zu beherrschen pflegen, zu Zeiten zu gebieten haben, auf den jungen Colonna zu und ergoß sich in Dankbarkeit und Lobsprüchen.

„Wir sind zu lange getrennt gewesen — wir müssen einander wieder kennen lernen," versetzte Adrian. „Gewiß, ich werde Dich binnen kurzem heimsuchen."

Er wandte sich gegen Irene, um von ihr Abschied

zu nehmen, führte ihre Hand zu seinen Lippen, drückte sie und schmeichelte sich mit der Einbildung, diese zarten Finger haben, während sie seiner Hand entglitten, leicht und unwillkürlich den Druck erwidert.

Siebentes Kapitel.

Ueber Liebe und Liebende.

Wenn Shakespeare, als er die legendenartige Liebessage von Romeo und Julie zum Gegenstand wählte, den Schauplatz, wohin sie verlegt ist, in ein nördlicheres Klima versetzt hätte, so zweifle ich, ob selbst Shakespeare's Kunst uns mit dem plötzlichen Zünden und der Heftigkeit von Juliens Leidenschaft auszusöhnen vermocht hätte. Und auch wie es nun einmal ist, glaube ich, daß Wenige unter unseren vernünftigen und nüchternen Inselbewohnern sein werden, die, wenn man sie ernstlich fragt, nicht offen gestänben, sie halten die Romantik und Inbrunst dieser unglücklichen, liebenden Veroneser für übertrieben und überspannt. Jedoch in Italien bieten sich diesem Gemälde der in einer Nacht entstandenen — aber „bis zum Tode starken" — Leidenschaft in den gewöhnlichsten Verhältnissen des Lebens zahllose Gegenstücke. Wie in den verschiedenen Altersstufen, so nimmt unter verschiedenen Himmelsstrichen die Liebe wunderbar verschiedene Gestalten an; und bis auf den heutigen Tag würde unter italienischem Himmel manches einfache Mädchen fühlen, wie Julie, und

mancher gewöhnliche Liebhaber würde mit Romeo's Schwärmerei wetteifern. Lange Bewerbungen kennt man in dem Lande, in und von welchem ich jetzt schreibe, nicht. Vielleicht entsteht in keinem andern Lande die Liebe gewöhnlich so auf den ersten Anblick, die in Frankreich ein Scherz, in England etwas Ungewisses ist; auch wird in keinem andern Lande die Liebe, wenn auch so plötzlich entstanden, treuer bewahrt. Was in der Phantasie gereift ist, wird auf einmal zur Leidenschaft, aber bleibt durch alle Zeiten durch das Gefühl einbalsamirt. Und dies muß meine und ihre Entschuldigung sein, wenn Adrians Liebe als zu frühzeitig und die Irenens als zu romantisch erscheint; — es ist die Entschuldigung, welche sie von Luft und Sonne — von den Gewohnheiten ihrer Vorfahren — von der sanften Ansteckung des Beispieles erhalten. Aber während sie den Einflüsterungen ihrer Herzen Gehör gaben, bemerkte man an ihnen eine gewisse, wenn gleich geheime, Traurigkeit, ein Vorgefühl, das, wenn es auch Unannehmlichkeiten und Kummer verkündete, doch nicht ohne Reize war. Bei seiner Abstammung von einem so stolzen Geschlechte konnte Adrian kaum an eine Verbindung mit der Schwester eines Plebejers denken, und Irene, die keine Vorstellung von der zukünftigen Größe ihres Bruders hatte, konnte schwerlich eine andere Hoffnung genährt haben, als die — geliebt zu werden. Doch trugen diese widrigen Umstände, welche für härtere, klügere, mehr sich selbst verläugnende und vielleicht tugendhaftere Gemüther, wie sie unter dem nordischen

Himmel sich bilden, ein Antrieb gewesen wären, gegen die Liebe zu kämpfen, nur dazu bei, die ihrige zu nähren und zu bestärken durch einen Widerstand, der für die Romantik immer seine Reize hat. Sie fanden häufig, doch kurz, Gelegenheit, sich zu treffen — nicht ganz allein, sondern nur im Beisein der nachlässigen Benedetta — bisweilen in den öffentlichen Gärten — bisweilen unter den ungeheuern verlassenen Ruinen, von denen Rienzi's Haus umgeben war. Sie überließen sich, ohne sich viel um die Zukunft zu bekümmern, der Aufregung — dem Elysium der Stunde; sie lebten nur von Tag zu Tag; ihre Zukunft war die Zeit, wo sie sich das nächste Mal trafen; über diese hinaus vereinigten sich die Uebel ihrer jugendlichen Liebe in Dunkelheit und Schatten, welche sie nicht zu durchdringen suchten: und da sie noch nicht auf jener Stufe der Zärtlichkeit standen, wo ein Fall sie bedrohte, — so war ihre Liebe noch nicht durch das goldene Thor gegangen, wo der Himmel aufhört und die Erde anfängt. Alles war für sie die Poesie, die Unbestimmtheit, die Reinheit, — nicht die Gewalt, die Vereinigung, die Sterblichkeit des Verlangens! — der Blick — das Flüstern — der kurze Händedruck, — höchstens die ersten Küsse der Liebe, selten und wenige — bezeichneten die menschliche Grenze des Gefühles, das sie mit einem Leben erfüllen, — das ihrer Seele einen neuen Schwung gab.

Das schwärmerische Streben Adrian's hatte auf einmal eine bestimmte Richtung und einen Mittelpunkt erhalten; die Träume seiner Geliebten waren

zu einem noch immer träumerischen, aber doch von einer Wahrheit umgebenen Leben erwacht. All der Ernst, die Thatkraft und die hitzige Aufregung, die bei ihrem Bruder in den Planen des Patriotismus und in dem Streben nach Macht sich Luft machten, waren in Irene auf einen Zweck des Daseins, in eine Vereinigung der Seele verschmolzen — nämlich die Liebe. Doch war in diesem scheinbar so beschränkten Felde des Denkens und Handelns der Wirklichkeit nach keine weniger grenzenlose Sphäre, als in dem weiten Raume von ihres Bruders ausgebreitetem Ehrgeize. In ebenso hohem Grade besaß sie Kraft und Antrieb zu den erhabensten, unserer Schwachheit möglichen Gedanken. Gleich groß war ihre Begeisterung für ihr Idol — gleich groß, wäre sie ebenso auf die Probe gestellt worden, wäre ihr Edelmuth, ihre Ergebung gewesen; — größer gewiß ihr Muth, unveränderlicher ihre Anbetung — weniger befleckt von selbstsüchtigen Absichten und niedrigen Zwecken. Zeit, Wechsel, Mißgeschick, Undankbarkeit hätten sie nicht verändert! Welcher Staat könnte sinken, welche Freiheit in Verfall gerathen, wenn der Eifer von des Mannes lärmendem Patriotismus ebenso rein wäre, wie die schweigende Treue weiblicher Liebe?

Bei ihnen war Alles jung! — das Herz nicht erkältet, ungetrübt, — jene Fülle und jener Ueberfluß von des Lebens Mark, die an sich etwas Göttliches haben. In diesem Alter, wo wir uns den Tod als unmöglich denken, wie unsterblich, wie glühend

und durch die Jugendlichkeit eines Gottes mächtig ist da Alles, was unser Herz erschafft! Unsere eigene Jugend ist gleich der der Erde, als sie Wälder und Gewässer mit gewöhnlichen Wesen bevölkerte, — als das Leben ausschweifte und doch nur Schönheit erzeugte — alle ihre Gestalten, Poesie, — alle ihre Lüfte die Melodieen Arkadiens und des Olymps! Das goldene Zeitalter verläßt die Welt nie: es besteht noch immer und wird bestehen, bis Liebe, Gesundheit, Poesie verschwunden sind, aber nur für die Jugend!

Wenn ich jetzt, obwohl nur für einen Augenblick, bei diesem Zwischenspiele eines Drama's verweile, das männlichere Leidenschaften, als Liebe, in Bewegung setzt, so geschieht dies, weil ich voraussehe, daß die Gelegenheit hiezu nur selten wiederkehren wird. Wenn ich mich bei der Schilderung Irenens und ihrer verborgenen Neigung aufhalte, statt die Ereignisse abzuwarten, die sie besser zeichnen, als es die Worte des Schriftstellers vermögen, so geschieht dies, weil ich voraussehe, daß das liebende und liebenswürdige Bild, gegen das Ende mehr Schatten als Bild, — wie es auch in der Wirklichkeit die Bestimmung solcher Naturen ist, wegen kühnerer Gestalten und prächtigeren Farben, in den Hintergrund treten muß —, als ein Etwas, dessen Gegenwart man mehr fühlt, als sieht, und dessen wahre Harmonie mit dem Ganzen in seiner zurückgezogenen und bescheidenen Ruhe besteht.

Achtes Kapitel.

Der Enthusiast, beurtheilt von dem Besonnenen.

„Du thust mir Unrecht," sagte Rienzi mit Wärme zu Adrian, gegen das Ende einer langen Unterredung, wie sie so allein dasaßen; „ich spiele nicht die Rolle eines bloßen Demagogen; ich will die großen Tiefen nicht aufwühlen, damit die Hefen meines Glückes sich zur Oberfläche erheben. Ich habe so lange über der Vergangenheit gebrütet, daß es mir scheint, als wäre ich ein Theil von ihr geworden — als hätte ich kein von ihr getrenntes Dasein. Meine ganze Seele brennt von einer Hauptleidenschaft, deren Zweck ist — die Wiederherstellung Rom's."

„Aber durch welche Mittel?"

„Mein Herr, mein Herr! es gibt nur einen Weg, die Größe eines Volkes wieder herzustellen — der ist, ein Aufruf an das Volk selbst. Es steht nicht in der Macht von Fürsten und Baronen, einem Staate dauernde Berühmtheit zu verschaffen; sie erheben sich selbst, aber sie erheben das Volk nicht mit sich. Jede große Wiedergeburt ist eine gänzliche Umwälzung der Masse."

„Nun," erwiderte Adrian, „dann haben wir die Geschichte in sehr verschiedenem Sinne gelesen. Mir scheinen alle großen Regenerationen das Werk Weniger gewesen zu sein, welche die Menge stillschweigend annahm. Aber wir wollen nicht, wie es in den Schulen üblich, streiten. Du verkündest laut, daß eine ungeheure Krisis bevorstehe; daß der gute Zustand

(buono thato) gegründet werden soll. Wie? wo sind Eure Waffen? — Eure Soldaten? Ist der Adel weniger stark, als bisher? — Ist der Pöbel kühner, beständiger? Der Himmel weiß, daß ich nicht mit den Vorurtheilen meines Standes rede; ich weine um das Verderben meines Vaterlandes. Ich bin ein Römer und vergesse in diesem Namen, daß ich zu dem Adel gehöre. Aber ich zittere bei dem Sturme, den Ihr so gewagt heraufbeschwören wollt. Wenn Euer Aufstand glückt, wird er heftig sein — er wird durch Blut — durch das Blut all der stolzesten Namen Roms erkauft werden. Ihr bezweckt eine zweite Vertreibung der Tarquinier, aber es wird einer zweiten Proscription Sulla's ähnlicher sein. Blutbad und Unordnungen bessern nie den Weg zum Frieden; wenn Ihr aber unterlieget, so sind die Ketten Roms für immer geschmiedet; ein fruchtloser Versuch zur Flucht ist nur ein Vorwand für weitere Qualen des Sklaven."

„Und welchen Rath würde denn der Signor Adrian uns geben?" fragte Rienzi mit dem schon oben beschriebenen, sarkastischen Lächeln. „Sollen wir warten, bis die Colonna und Orsini sich nicht mehr raufen? Sollen wir die Colonna um Freiheit, und die Orsini um Gerechtigkeit bitten? Herr, wir können die Edeln nicht gegen die Edeln anrufen. Wir müssen sie nicht bitten, ihre Macht zu mäßigen; wir müssen diese Gewalt wieder an uns bringen; das Wagniß mag mit Gefahren verbunden sein — aber wir beginnen es unter den Denkmälern des Forums, und wenn wir fallen — so sterben wir würdig unserer

Väter! Ihr habt viele Ahnen und helltönende Titel, ausgedehnte Ländereien, und sprecht von Euern angestammten Ehren! Auch wir, — wir Plebejer Roms — wir haben die unsrigen! Unsere Väter waren freie Männer! Wo ist unser Erbe? Nicht verkauft — nicht weggegeben — sondern gestohlen, bald durch Betrug, bald durch Gewalt — uns während des Schlafes geraubt; oder unter Toben und Kämpfen uns mit kühner Hand entrissen. Herr, wir verlangen nur, daß dieses gesetzliche Erbe uns zurückgegeben werde; uns, nein, für Euch ist es dasselbe — Eure Freiheit ist mit der unserigen dahin. Könnt Ihr in den Häusern Eurer Väter ohne Thürme und Verschanzungen, und die erkauften Schwerter der Bravos wohnen? Könnt Ihr ohne Waffen oder Gefolge Nachts in den Straßen gehen? Zwar Ihr, ein Adeliger, könnt Gleiches mit Gleichem vergelten — obgleich wir es nicht wagen dürfen. Ihr könnt auch Andere ängstigen und Gewaltthaten verüben; ist aber die Zügellosigkeit ein Ersatz für die Freiheit? Man hat Euch Macht und Glanz gegeben — aber Sicherheit durch gleiche Gesetze wäre ein besseres Geschenk. O, wäre ich an Eurer Stelle — wäre ich Stephan Colonna selbst, ich lechzte eben so dürstig, wie jetzt, nach der freien Luft, die nicht durch Schranken und gegen meine Mitbürger errichtete Bollwerke kommt, sondern unter dem weiten, offenen Himmel weht — sicher durch den Schutz der schweigenden Vorsehung des Gesetzes, und nicht durch elende Angst und hohläugigen Verdacht, die Begleiter einer verhaßten Gewalt. Der

Tyrann hält sich für frei, weil er über Sklaven gebietet — der geringste Bauer in einem freien Staate ist freier, als er. O, Herr, daß Ihr — der Tapfere, der Großmüthige, der Erleuchtete — Ihr, beinahe der Einzige unter Euren Standesgenossen, der weiß, daß wir ein Vaterland hatten, — o, möchtet doch Ihr unsere Leiden fühlen können, möchtet doch Ihr mit uns kämpfen, um sie abzuschütteln!"

„Du willst gegen Stephan Colonna, meinen Verwandten, streiten; und obgleich ich ihn nur wenig gesehen habe, und ihn, die Wahrheit zu gestehen, nicht sehr achte, ist er doch der Stolz unseres Hauses; wie kann ich gemeinschaftliche Sache mit Dir machen?"

„Sicher bleibt sein Leben — sicher sein Besitzthum — sicher sein Rang. Gegen was kämpfen wir? Gegen seine Gewalt, Andern Unrecht zu thun."

„Sollte er entdecken, daß Dir noch andere Kräfte, als Worte, zu Gebote stehen, er wäre weniger gnädig gegen Dich."

„Und hat er das nicht entdeckt? Sagt ihm nicht der Jubel des Volkes, daß ich ein Mann bin, den er fürchten sollte? Erbaut er — der Vorsichtige, der Verschlagene, der Tiefblickende — erbaut er Festungen und errichtet Thürme und sieht er von seinen Zinnen nicht das mächtige Gebäude, das auch ich gegründet habe?"

„Ihr! wo, Rienzi?"

„In den Herzen Roms! Sieht er es nicht?" fuhr

Rienzi fort. „Nein, nein; er — Alle, Alle seines Stammes sind blind. Ist dem nich so?"

„Zuverlässig glaubt Stephan Colonna nicht an Eure Macht, sonst hätte er Euch längst zermalmt. Ja, erst vor drei Tagen sagte er im Ernste, er wolle lieber, daß Ihr zum Volke sprechet, als der vorzüglichste Priester der Christenheit; denn andere Redner entflammen die Menge, und Niemand beruhige und zerstreue sie so, wie Ihr."

„Und Den nennen sie tiefblickend! Läßt nicht der Himmel die Luft am ruhigsten, gerade wenn er sie zum Sturme vorbereitet? Ja, Herr, ich verstehe. Stephan Colonna verachtet mich. Ich habe" — (als er hier weiter sprach, überzog eine tiefe Röthe seine Wangen) — „wie Ihr Euch erinnert — in meinen früheren Jahren seinen Palast besucht und durch witzige Erzählungen, wie durch leichte Kernsprüche, ihm gefallen. Ja — ha! ha! — ich glaube, er pflegte mich bisweilen, in scherzendem Complimente, seinen Spaßmacher — seinen Narren zu nennen! Ich habe den Schimpf verschluckt, habe mich sogar für seine Beifallsbezeigung verneigt. Ich würde mich aus demselben Grunde und für dieselbe Sache noch heute der Buße unterziehen, noch heute zu derselben Schmach herablassen. Was wollte ich erreichen? Könnt Ihr es mir sagen? Nein! Dann will ich es Euch zuflüstern: es war — die Verachtung Stephan Colonna's. Unter dieser Verachtung war ich gesichert, bis ich des Schutzes nicht mehr bedurfte. Ich wollte den Patriciern nicht furchtbar erscheinen, um ruhig und

unverdächtigt meinen Weg unter dem Volke machen zu können. Es ist mir gelungen; ich werfe jetzt die Hülle ab. Keck könnte ich Stephan Colonna noch in dieser Stunde sagen, daß ich seinem Zorne trotze — daß ich seine Kerker und seine Bewaffneten verlache. Hält er mich aber für denselben Rienzi, wie früher, so laßt ihn; ich kann meine Stunde abwarten."

„Aber," sagte Adrian, indem er eine Antwort in der erhabenen Sprache seines Gesellschafters vermied, „sage mir, was verlangst Du für das Volk, um einen Aufruf an seine Leidenschaften zu unterlassen? — unwissend und eigensinnig, wie sie sind, kannst Du von ihrer Vernunft nichts erwarten."

„Ich verlange volle Gerechtigkeit und Sicherheit für Alle. Mit keinem geringeren Versprechen lasse ich mich zufrieden stellen. Ich verlange von den Edeln, daß sie ihre Festungswerke schleifen, — daß sie ihre Bewaffneten entlassen, — daß sie keine Straflosigkeit für Verbrechen der Vornehmen ansprechen, — daß sie nur bei den öffentlichen Gerichten Schutz suchen."

„Vergebliches Verlangen!" sagte Adrian. „Verlangt, was zugestanden werden kann."

„Ha — ha!" erwiderte Rienzi mit bitterem Lachen, „sagte ich Euch nicht, es sei ein eitler Traum, von den Großen Gesetz und Gerechtigkeit zu verlangen? Könnt Ihr mich dann tadeln, wenn ich sie anderswo verlange?" Dann änderte er plötzlich Ton und Haltung und setzte mit großer Feierlichkeit hinzu: — „Auch das wache Leben hat falsche und eitle Träume; aber der Schlaf ist bisweilen ein mächtiger Prophet.

Durch ihn verkehrt der Himmel geheimnißvoll mit seinen Geschöpfen und lenkt und erhält seine irdischen Werkzeuge auf dem Pfade, auf den sie seine Vorsehung leitete."

Adrian gab keine Antwort. Nicht zum erstenmale machte er die Bemerkung, daß Rienzi's weitsehender Verstand seltsamer Weise mit tiefem, mystischem Aberglauben verbunden war. Und dies machte den jungen Adeligen, der, obwohl hinreichend fromm, doch weit entfernt war, von der Leichtgläubigkeit seines Zeitalters, noch geneigter, an dem Gelingen von Rienzi's Planen zu zweifeln. Er irrte sich hierin gewaltig, obgleich sein Irrthum der weltlicher Klugheit war. Denn nichts begeistert menschliche Kühnheit so, als der feste Glaube, man sei das Werkzeug göttlicher Weisheit. Rachsucht und Patriotismus, vereint in einem geistreichen und ehrgeizigen Manne — sind die Hebel des Archimedes, die in dem Fanatismus den Punkt außer der Welt finden, um die Welt zu bewegen. Der kluge Mann kann einen Staat lenken, aber der Enthusiast ist es, der ihn verjüngt, — oder zu Grunde richtet.

Neuntes Kapitel.

„Als das Volk dieses Gemälde sah, erstaunte Jedermann." *

Vor dem Marktplatze, am Fuße des Capitols, war eine ungeheure Menschenmasse versammelt. Jeder

* Der gleichzeitige Biograph von Cola di Rienzi. Ich muß bemerken, daß ich bei meinen Citaten oder

suchte sich vor seinen Nebenmann vorzudrängen; jeder kämpfte, um zu einem Platze zu gelangen, um welchen herum die Menge dicht und fest zusammengekeilt war.

„Corpo di Dio!" sagte ein Mann von ungeheurer Statur, indem er sich wie ein großes Schiff vorwärts drängte, das die geräuschvollen Wasser rechts und links von seinem Spiegel wirft, „das ist heiße Arbeit; aber warum, in der heiligen Mutter Namen, drängt Ihr Euch so? Seht Ihr nicht, Signor Ribald, daß mein rechter Arm der Kräfte beraubt, eingewickelt und verbunden ist, daß ich mir nicht besser helfen kann, als ein kleines Kind? und doch drängt Ihr auf mich, als wäre ich eine alte Mauer!"

„Ach, Cecco del Vecchio! wie, Mann! wir müssen Euch Platz machen — Ihr seid zu klein und schwächlich, um durch einen Haufen zu kommen! Kommt, ich will Euch schützen!" sagte ein Zwerg von etwa vier Fuß Höhe, indem er an dem Riesen hinaufblickte.

„Wahrlich," sagte der grimmige Schmied, den Pöbel ringsum betrachtend, der bei des Zwerges Anerbieten laut auflachte, „wir bedürfen Alle des Schutzes, Groß und Klein. Weßhalb lacht ihr, ihr Affen? — ja, ihr versteht kein Gleichniß."

„Und doch ist es ein Gleichniß, das anzuschauen

Nachweisungen des gleichzeitigen Biographen Rienzi's die bewundernswerthe Ausgabe von Zeforino Re benützt habe, Forli, 1828. Der Text ist korrekter, als bei Mukatori, und das Werk ist mit werthvollen Anmerkungen versehen.

wir gekommen sind," sagte Einer aus dem Haufen mit leichtem Spotte.

„Vergnügten Tag, Signor Baroncelli," erwiderte Cecco del Vecchio; „Ihr seid ein braver Mann und liebt das Volk; es macht Euer Anblick einem das Herz lachen. Was soll all das Getümmel?"

„Nun, der Notar des Papstes hat ein großes Gemälde auf dem Marktplatze aufgestellt, und die Gaffer sagen, es beziehe sich auf Rom; so lassen sie an diesem heißen Tage ihr Hirn schmelzen, um das Räthsel zu fassen."

„Ho! ho!" sagte der Schmied, so kräftig vordrängend, daß er plötzlich den Sprechenden hinter sich ließ; „wenn Cola di Rienzi Etwas bei der Sache hat, so bräche ich durch Felsen und Steine, um heranzukommen."

„Viel Gutes wird uns ein lebloses Gesudel bringen," sagte Baroncelli höhnisch, indem er sich an die Umstehenden wandte; aber Niemand hörte auf ihn, und er, der gerne den Demagogen gespielt hätte, biß sich vor Neid in die Lippe.

Unter halberstickten Stöhnen und Fluchen der Männer, die er auf die Seite drängte, und lautem Schelten und gellendem Schreien der Weiber, deren Röcke und Kopfputz er zu wenig Schonung bewies, erzwang sich der derbe Schmied seinen Weg zu einem ringsum von Ketten eingeschlossenen Raume, in dessen Mitte ein großes Gemälde aufgestellt war.

„Wie kam es hieher?" schrie einer, „ich war zuerst auf dem Markte."

„Wir fanden es bei Tagesanbruch hier," sagte ein Obsthändler, „Niemand war dabei."

„Aber warum glaubt ihr, Rienzi habe die Hand im Spiele?"

„Nun, wer denn sonst," erwiderten zwanzig Stimmen.

„Wahr! Wer sonst?" wiederholte der riesige Schmied. „Ich könnte darauf schwören, der gute Mann verwandte die ganze Nacht dazu, um es selbst zu malen. Bei dem Blute St. Peters! es ist mächtig schön! Was stellt es vor?"

„Das ist das Räthsel," sagte ein nachdenkliches Fischerweib, „wenn ich es herausbringen könnte, so würde ich glücklich sterben."

„Es ist ohne Zweifel etwas von Freiheit und Abgaben," sagte der Fleischer Luigi, indem er sich über die Ketten lehnte. „Ach, wenn Rienzi wollte, so würde jeder arme Mann sein bischen Fleisch im Topfe haben."

„Und so viel Brod, als er essen könnte," setzte ein blasser Bäcker hinzu.

„Pah! Brod und Fleisch — das hat wirklich Jedermann! — aber was für Wein die armen Leute trinken! Man hat nicht den Muth, sich mit seinem Weinberge Mühe zu geben," sagte ein Weingärtner.

„Ho, hallo! — lange lebe Pandulpho di Guido! macht Platz für Herrn Pandulpho; er ist ein gelehrter Mann; er ist ein Freund des großen Notars; er wird uns das Bild erklären; macht Platz da — macht Platz!"

Langsam und bescheiden schritt Pandulpho di Guido, ein ruhiger, wohlhabender und ehrbarer Gelehrter, den nur die ungestümen Zeiten aus seinem stillen Hause oder seinem Studirzimmer aufstöbern konnten, gegen die Ketten. Er betrachtete lang und aufmerksam das Gemälde, das von frischen noch feuchten Farben glänzte und etwas von der wiederauflebenden Kunst an sich trug, die, wenn gleich hart und rauh in ihren Zügen, zu jener Zeit zum Vorschein kam und sich zu einem weit höheren Standpunkte emporschwang, den wir noch in den Gemälden des in der nächstfolgenden Generation blühenden Perugino anstaunen. Das Volk drängte sich mit offenen Mäulern um den Gelehrten, während sie bald auf das Gemälde, bald auf Pandulpho blickten.

„Versteht Ihr," sagte endlich Pandulpho, „den klaren, handgreiflichen Sinn dieses Gemäldes nicht? Seht, wie Euch der Maler eine offene, stürmische See dargestellt hat — seht, wie ihre Wellen — —"

„Sprecht lauter — lauter!" schrie die ungeduldige Menge; „Stille!" die, welche Pandulpho zunächst standen, „der würdige Signor spricht ganz verständlich!"

Inzwischen waren einige von den Besonneneren in eine Bude auf dem Marktplatze gedrungen und brachten einen rohen Tisch daher, von welchem aus sie Pandulpho zum Volke zu reden baten. Der bleiche Bürger sah sich mit einiger Verlegenheit und Scham, denn er war kein geübter Redner, in die Nothwendigkeit versetzt, einzuwilligen; als aber seine Blicke

über die große, athemlose Menge hinschweifte, ermuthigte und begeisterte ihn seine eigene, innige Theilnahme an ihrer Sache. Feuer sprühte aus seinen Augen; seine Stimme schwoll mächtig an und sein gewöhnlich auf die Brust gesenktes Haupt erhob sich stolz.

„Ihr seht vor Euch in diesem Gemälde (begann er wieder) eine schreckliche, stürmische See; auf ihren Wogen erblickt Ihr fünf Schiffe; vier davon sind bereits zertrümmert, — ihre Masten sind zerbrochen — die Wellen stürzen durch die zerrissenen Planken ein — sie sind hülf- und hoffnungslos: auf jedem dieser Schiffe liegt ein weiblicher Leichnam. Seht Ihr nicht an dem bleichen Gesichte und den bleifarbigen Gliedern, wie treu der Maler die Farben und die Gehässigkeit des Todes dargestellt hat? Ueber jedem dieser Schiffe steht ein Wort als Metapher. Dort seht Ihr den Namen Carthago; die andern drei sind Troja, Jerusalem und Babylon. Alle vier haben eine gemeinschaftliche Inschrift: Zum Untergange wurden wir gebracht durch Ungerechtigkeit! Richtet nun Eure Blicke nach der Mitte der See, dort seht Ihr das fünfte Schiff, von den Wellen umhergeschleudert, mit zerbrochenem Maste — das Steuer hinweggerissen, die Segel zerfetzt, aber doch noch kein Wrack, wie die übrigen, obwohl nicht viel mehr dazu fehlt. Auf seinem Verdecke knieet ein Weib in Trauer gekleidet; seht den Schmerz in ihrem Angesichte, — wie gelungen hat der Künstler dessen Tiefe und Trostlosigkeit ausgedrückt! sie streckt betend die Arme aus

— sie fleht um Euren und des Himmels Beistand. Jetzt seht die Ueberschrift — dies ist Rom — ja, Eure Vaterstadt ist es, die aus diesem Sinnbild zu Euch spricht!"

Die Menge wogte hin und her und ein tiefes Gemurmel folgte der Stille, welche bisher geherrscht hatte.

„Jetzt," fuhr Pandulpho fort, „wendet Eure Blicke auf die rechte Seite des Gemäldes, so werdet Ihr die Ursache dieses Sturmes gewahr werden, — Ihr werdet sehen, warum das fünfte Schiff in solcher Gefahr schwebt und seine Schwestern so zertrümmert sind. Seht die vier verschiedenen Thiergattungen, die aus ihrem gräulichen Schlunde die Winde und Stürme senden, welche die See martern und zerreißen. Die erste sind die Löwen, die Wölfe, die Bären. Diese, sagt Euch die Ueberschrift, sind die gesetzlosen und wilden Herren des Staates. Die zweite sind die Hunde und Schweine, — die schlimmen Rathgeber und Schmarotzer. Drittens seht Ihr die Drachen und Füchse, dies sind die falschen Richter und Notare und Diejenigen, welche die Gerechtigkeit verkaufen. Viertens erblickt Ihr in den Hasen, Ziegen, Affen, welche bei dem Sturme behülflich sind, laut der Inschrift, die Sinnbilder der gemeinen Diebe und Mörder, Räuber und Ehebrecher. Seid Ihr noch nicht im Klaren, Römer! oder habt Ihr das Räthsel des Gemäldes verstanden?"

Ferne in ihren massiven Palästen hörten die Savelli und Orsini den Wiederhall des Geschreies, welches die Frage Pandulpho's beantwortete.

„Seid Ihr denn ohne Hoffnung?" fing der Gelehrte wieder an, als das Geschrei aufhörte, und mit dem ersten Schall seiner Stimme schwiegen die Ausrufungen und Reden, die Jeder an seinen Nachbar gerichtet hatte. „Seid Ihr ohne Hoffnung? Verspricht Euch das Bild, das Eure Trübsal darstellt, keine Befreiung? Seht, über dieser grimmigen See öffnet sich der Himmel, und die Herrlichkeit Gottes steigt glorreich, wie zum Gerichte, herab, und von den Strahlen, welche den Geist Gottes umgeben, gehen zwei flammende Schwerter aus, und bei diesen Schwertern stehen zürnend, aber zur Befreiung bereit, die zwei heiligen Schutzherrn — die zwei mächtigen Hüter Eurer Stadt! Römisches Volk, lebe wohl, das Gleichniß ist zu Ende." *

Zehntes Kapitel.

Ein ungestümer Geist wird beschworen, der den Zauberer später zerreißen kann.

Während dieses lebhaften Schauspieles in den Umgebungen des Capitoles saß innerhalb desselben in einem Zimmer des Palastes die Hauptperson, der Ur-

* Sismondi läßt Rienzi bei Vorzeigung dieses Gemäldes eine schöne Rede halten, worin er gegen die Laster der Patricier donnert. Der gleichzeitige Biograph Rienzi's sagt nichts von dieser Anrede. Aber wahrscheinlich war es Herrn Sismondi bequem, zwei an sich sehr verschiedene Vorfälle untereinander zu bringen.

heber der Aufregung. Umgeben von seinen ruhigen Schreibern, schien Rienzi ganz in die unbedeutenden Kleinigkeiten seines Berufsgeschäftes versunken. Während das Murren und Summen, das Schreien und Stampfen der Menge sich gegen sein Zimmer heranwälzte, schien er es gar nicht zu beachten, oder sich in seinen Arbeiten stören zu lassen. Mit der ununterbrochenen Regelmäßigkeit eines Automaten fuhr er fort, mit den deutlichen und schönen Schriftzügen jener Periode die verdammenden Figuren in sein großes Buch einzutragen, die ihn besser als öffentliche Reden über die an dem Volke verübten Betrügereien belehrten und ihm jene Waffe — Thatsachen — in die Hand gaben, welche der Mißbrauch so schwer zu pariren hat.

„Pagina 2, Volumen B," sagte er in dem ruhigen Geschäftston zu den Schreibern; „seht dort den Gewinn der Salzauflage; Departement Nr. 3 — sehr gut. Pagina 9, Volumen D — wie hoch beläuft sich die von Vescobaldi, dem Einnehmer, gelieferte Summe? Wie! zwölftausend Gulden? — nicht mehr? — gewissenloser Schurke! (Hier hörte man draußen laut rufen: Pandulpho! — lange lebe Pandulpho!) Pastrucci, mein Freund, Ihr habt Eure Gedanken anderswo; Ihr hört auf den Lärm draußen — beschäftigt Euch gefälligst mit der Berechnung, die ich Euch anvertraute. Santi, wie viel beträgt der von Antonio Tralli abgelieferte Einzug?"

Ein leichtes Klopfen an der Thüre ließ sich vernehmen und Pandulpho trat ein.

Die Schreiber arbeiteten fort, obgleich sie eifrig

nach dem bleichen, ehrwürdigen Besuche blickten, dessen Namen zu ihrem großen Erstaunen so von dem Volke gerufen worden war.

„Ach, mein Freund," sagte Rienzi mit ziemlich ruhiger Stimme, aber seine Hände zitterten vor übelverhehlter Aufregung. „Ihr wollt mich allein sprechen, he? gut, gut, — hier herein." Mit diesen Worten führte er den Bürger in ein kleines Kabinet hinter dem Arbeitszimmer, verschloß sorgfältig die Thüre und faßte, sich der natürlichen Ungeduld seines Charakters überlassend, Pandulpho bei der Hand. „Sprecht!" rief er, „begreifen sie die Auslegung? — habt Ihr es klar und faßlich genug gemacht? — ist es tief in ihre Seele gedrungen?"

„O, bei St. Peter! ja!" antwortete der Bürger, aufgeregt und erhaben durch die neue Entdeckung, daß auch er ein Redner sei — eine überschwängliche Wonne für einen schüchternen Mann. „Sie verschlangen jedes Wort der Erklärung; sie sind bis auf das Mark erschüttert — Ihr könntet sie in dieser Stunde in die Schlacht führen und würdet Helden an ihnen finden. Was den handfesten Schmied betrifft — —"

„Wie! Cecco del Vecchio?" unterbrach ihn Rienzi; „ach, sein Herz ist von Erz — was that er?"

„Nun, er faßte mich am Saume meines Rockes, als ich von meiner Rednerbühne hinabstieg (o! ich wollte, Ihr hättet mich sehen können! — par fede ich hätte Euch beim Mantel gefaßt! — ich war ein zweites Ihr!) und sagte, indem er wie ein Kind weinte: Ach, Signor, ich bin nur ein armer Mann

und von geringem Werthe; aber wenn jeder Tropfen Blut in diesem Körper ein Leben wäre, so gäbe ich es hin für mein Vaterland!"

„Brave Seele!" sagte Rienzi bewegt; „ich wollte, Rom hätte nur fünfzig solche! Niemand hat uns bei Seinesgleichen mehr genützt, als Cecco del Vecchio."

„In seiner Größe schon finden sie einen Schutz," sagte Pandulpho. „Es ist schon etwas, die trotzigen Worte eines solch trotzigen Burschen zu hören."

„Erhoben sich auch Stimmen, die das Gemälde oder seinen Sinn mißbilligten?"

„Keine."

„So ist also die Zeit beinahe reif — wenige Stunden noch, und die Frucht muß gepflückt werden. Der Aventin, der Lateran, und dann die einzelne Trompete!" Mit gekreuzten Armen und niedergeschlagenen Augen schien Rienzi nach diesen Worten in Träumereien versunken.

„Beiläufig gesagt," nahm Pandulpho das Wort, „ich hätte fast vergessen, Dir zu sagen, daß die Masse beinahe hierher gestürzt wäre, so heftig verlangten sie, Dich zu sehen; aber ich bat Cecco del Vecchio die Rednerbühne zu besteigen und ihnen in seiner derben Weise zu sagen, es schicke sich im jetzigen Augenblicke nicht, wo Du mit weltlichen und geistlichen Angelegenheiten auf dem Capitol beschäftigt seiest, in so großer Masse vor Dich zu treten. That ich nicht recht?"

„Vollkommen recht, mein Pandulpho."

„Aber Cecco del Vecchio sagt, er müsse herkom-

men und Deine Hand küssen, und Du kannst ihn hier in dem Augenblicke erwarten, wo er unbemerkt sich von der Menge sich hinwegschleichen kann."

„Er ist willkommen!" sagte Rienzi halb mechanisch, denn noch immer war er in Gedanken versunken.

„Und siehe da! hier ist er," als einer von den Schreibern den Besuch des Schmiedes meldete.

„Laßt ihn eintreten!" sagte Rienzi und setzte sich ruhig.

Als der riesige Schmied Rienzi gegenüberstand, ergötzte sich Pandulpho daran, die wunderbare Gewalt des Geistes über die Materie zu beobachten! Dieser trotzige und stämmige Riese, der bei allen Volksaufständen über seine Genossen emporragte mit seinen steinernen Muskeln und eisernen Nerven, der Vereinigungspunkt und das Bollwerk der Anderen, stand jetzt erröthend und zitternd vor dem Geiste, der (so sehr hatte Rienzi's Beredsamkeit den Funken erweckt und angefacht, der bis daher schlafend in der rauhen Brust gelegen hatte) so zu sagen den seinigen erst geschaffen hatte. Und wahrlich derjenige, der in dem Leibeigenen zuerst das Gefühl und die Seele erweckt, nähert sich, so weit es dem Menschen gestattet ist, mehr als der Philosoph, mehr als der Dichter, dem großen schöpferischen Attribute Gottes! Wenn aber die Brust es nicht zu fassen vermag, kann die Gabe dem Geber zum Fluch werden, und derjenige, der mit einem Male aus dem Sklaven ein freier Mann wird, kann eben so schnell aus einem freien Manne ein Schurke werden.

„Tritt näher, mein Freund," sagte Rienzi nach einer kurzen Pause; „ich weiß Alles, was Du gethan, und noch für Rom thun willst! Du bist seiner herrlichsten Tage würdig und geboren, wenn sie wiederkehren, daran Theil zu haben."

Der Schmied sank Rienzi zu Füßen, der seine Hand ausstreckte, um ihn aufzuheben, die aber Cecco del Vecchio ergriff und ehrfurchtsvoll küßte.

„In diesem Kusse lauert kein Verrath," sagte Rienzi lächelnd; „aber stehe auf, mein Freund, nur Gott und seinen Heiligen gebührt diese Stellung!"

„Der ist ein Heiliger, der uns in der Noth hilft!" antwortete der Schmied plump; „und das hat kein Mann so gethan, wie Du. Aber wann," setzte er mit gedämpfter Stimme hinzu und sah Rienzi scharf dabei an wie Einer, der auf ein Zeichen zum Streiche wartet, „wann — wann werden wir den Hauptschlag thun?"

„Du hast mit allen braven Männern in Deiner Nachbarschaft gesprochen — sind sie wohl vorbereitet."

„Zu leben, oder zu sterben, wie Rienzi ihnen gebietet!"

„Ich muß die Liste haben — Zahl — Namen — Haus und Beruf, und zwar diese Nacht."

„Das sollst Du."

„Jeder muß seinen Namen unterschreiben oder ein Zeichen von seiner Hand beisetzen."

„Es soll geschehen."

„Dann höre! erwarte Pandulpho di Guido diesen Abend mit Sonnenuntergang in seinem Hause. Er

wird Dich unterrichten, wo Du heute Nacht einige brave Herzen triffst; Du bist werth, unter sie eingereiht zu werden. Du wirst nicht ausbleiben!"

„Bei der heiligen Treppe! Ich werde jede Minute bis dahin zählen," sagte der Schmied, und sein schwärzliches Gesicht leuchtete voll Stolz bei dem ihm bewiesenen Vertrauen.

„Inzwischen wache über alle deine Nachbarn; lasse keinen erschlaffen oder kleinmüthig werden — keiner Deiner Freunde darf sich als Verräther brandmarken!"

„Finde ich nur einen, der sich verbürgt, wankend, so schneide ich ihm die Gurgel ab, und wäre er meiner eigenen Mutter Sohn!" sagte der kühne Schmied.

„Ha, ha!" versetzte Rienzi mit jenem seltsamen, ihm eigenthümlichen Lachen; „ein Wunder! ein Wunder! das Gemälde spricht jetzt!"

Es dämmerte schon beinahe, als Rienzi das Capitol verließ. Der große Platz vor seinen Mauern war leer und verlassen; er hüllte sich dichter in seinen Mantel und ging nachdenklich weiter.

„Beinahe habe ich die Höhe erklommen," dachte er, „und jetzt gähnt der Abgrund vor mir. Wenn es mir mißlingt, welcher Fall! Die letzte Hoffnung meines Vaterlandes fällt mit mir. Nie wird ein Adeliger sich gegen den Adel erheben. Nie wird ein anderer Plebejer Gelegenheit und Macht haben, wie ich sie habe! Rom ist an mich — an ein einziges Leben gefesselt. Die Freiheit aller Zeiten hängt an einem Rohre, das ein Windstoß ausreißen kann. Aber o, Vorsehung! hast Du mich nicht zu großen Thaten

aufbehalten und bezeichnet? Wie wurde ich Schritt für Schritt zu diesem heiligen Unternehmen geführt! Wie hat jede Stunde die nächstfolgende vorbereitet! Und doch, welche Gefahr! wenn das veränderliche Volk, feig geworden durch lange Knechtschaft, in dem entscheidenden Augenblicke nur schwankt, so bin ich verloren!"

Während er so sprach, schlug er die Augen auf, und siehe da, vor ihm schien der erste Stern des Zwielichtes herab auf die zerbröckelnden Ueberreste des tarpejischen Felsen. Dies war kein günstiges Zeichen, und Rienzi's Herz schlug heftiger, als die dunkle, wüste Masse plötzlich düster auf ihn herabsah.

„Furchtbares Denkmal!" dachte er, von welch dunkeln Katastrophen für unbekannte Plane bist du Zeuge gewesen! Auf wie manche Unternehmungen, von welchen die Geschichte schweigt, hast Du das Siegel gedrückt! Wie wissen wir, ob sie verbrecherisch oder gerecht gewesen? Wie wissen wir, ob nicht der, welcher als Verräther verurtheilt wurde, wäre es ihm gelungen, als Befreier unsterblich geworden wäre? Wenn ich falle, wer wird meine Chronik schreiben? — einer aus dem Volke? Ach! verblendet und unwissend, liefert es keine Geister, welche sich auf die Nachwelt berufen können. Einer von den Patriciern? — mit welchen Farben werde ich dann geschildert werden! Kein Grabstein wird sich für mich unter den Trümmern erheben — keine Hand Blumen auf meinem Grabe sammeln — alle meine Träume von früherer

Ehre und Ruhm werden nur die Verdammung ewiger Vorwürfe ernten!"

In solchen Gedanken über das Ende des mächtigen Unternehmens, zu dem er sich anheischig gemacht, setzte Rienzi seinen Weg fort. Er kam an die Tiber und hielt einige Augenblicke neben dem fabelhaften Strom, auf welchen der purpurne und sternenhelle Himmel feierlich herabschien. Er ging über die Brücke, die nach dem Stadttheile von Trastevere führt, dessen übermüthige Bewohner sich noch rühmen, die einzig wahren Abkömmlinge der alten Römer zu sein. Hier wurden seine Schritte schneller und leichter; heitere, wenn auch weniger feierliche Gedanken drängten sich in seine Brust; der für einen Augenblick zur Ruhe gebrachte Ehrgeiz überließ seinen angestrengten und abgematteten Geist der Herrschaft einer sanfteren Leidenschaft.

Elftes Kapitel.

Nina di Raselli.

„Ich sage Dir, Lucia, ich liebe diese Stoffe nicht; sie stehen mir nicht. Hast Du je eine so ärmliche Farbe gesehen? — dieses Purpurroth da! — dieses Karmesin! Warum gabst Du zu, daß der Mann sie hier ließ? — er mag sie morgen hintragen, wo er will. Sie mögen für die Signora's auf der anderen Seite der Tiber passen, die meinen, Alles, was von Venedig kommt, müsse vollkommen sein. Aber ich,

Lucia, ich sehe mit meinen eigenen Augen und habe mein eigenes Urtheil."

„Ach, liebste Gebieterin," sagte das Dienstmädchen, „wenn Ihr wäret, was Ihr bälder oder später ohne Zweifel doch sein werdet, eine große Signora, wie würdig würdet Ihr solche Hoheit tragen! Heilige Cäcilia! keine andere Dame in Rom würde angesehen, so lange Signora Nina zugegen wäre!"

„Wollten wir sie nicht lehren, was Pracht heißt?" erwiderte Nina. „O! welche Feste wollten wir geben! Sahst Du nicht von der Gallerie herab die rauschenden Lustbarkeiten, welche vorige Woche bei der Signora Giulia Savelli stattfanden?"

„Ja, Signora, und als Ihr in Eurem Silber- und Perlenstoff den Saal hinaufginget, da flog ein solches Gemurmel durch die Gallerie; Alle sagten, die Savelli haben einen Engel bewirthet!"

„Pfui! Lucia; keine Schmeicheleien, Mädchen."

„Es ist reine Wahrheit, Signora. Aber das war eine Lustbarkeit — oder nicht? Das war großartig! — Fünfzig Diener in Scharlach und Gold! und immer spielte die Musik. Die Spielleute hatte man von Bergamo kommen lassen. Gefiel Euch das Fest nicht? Ach, ich stehe dafür, es wurden Euch an jenem Tage viele schöne Dinge gesagt!"

„Ach! — nein, es fehlte eine Stimme, und somit war die ganze Musik verdorben. Aber, Mädchen, wäre ich die Signora Giulia, so hätte mir eine so ärmliche Lustbarkeit nicht genügt."

„Wie, ärmlich! — alle Adeligen sagen doch, es

habe das stolzeste Hochzeitfest der Colonna übertroffen. Ja, ein Neapolitaner, der neben mir saß und bei der Vermählung der jungen Königin Johanna aufgewartet hatte, sagte, daß selbst Neapel überstrahlt worden sei."

„Das mag sein. Ich weiß nichts von Neapel; aber ich weiß, was mein Hof sein sollte, wäre ich was — was ich nicht bin und nie sein werde! Das Tafelgeschirr müßte von Gold — die Becher bis an den Rand mit Edelsteinen besetzt sein — keinen Zoll von dem bloßen Boden hätte man sehen dürfen — überall hätten Goldstoffe geglänzt. Die Fontaine im Hofe hätte die Wohlgerüche des Osten ausgeströmt — meine Pagen wären nicht rohe Buben gewesen, die über ihr eigenes linkisches Benehmen errötheten, sondern hübsche Jungen, noch nicht zwölf Jahre alt, ausgesucht in den ersten Palästen Roms, und was gar die Musik betrifft, o, Lucia! — jeder Musiker hätte einen Kranz getragen und ihn verdient, und der beste Spieler hätte, um die andern anzufeuern, zu seiner Belohnung bekommen — eine Rose von meiner Hand. Sahst Du auch das Kleid der Signora Giulia? Welche Farben! — sie hätten die Sonne am Mittag beschämt! — Gelb und blau und orange und scharlachroth! O! gute Heilige! — meine Augen schmerzten mich noch den ganzen folgenden Tag!"

„Ohne Zweifel, der Signora Giulia fehlt Euer Geschmack in Zusammensetzung der Farben," sagte das gefällige Kammermädchen.

„Und dann auch welches Aussehen — gar nichts Königliches! Sie ging durch den Saal, so daß sie

beinahe jeden Augenblick auf ihre Schleppe trat, und dann sagte sie mit albernem Lachen: „Diese Festtagskleider sind nur lästiger Ueberfluß.“ Wahrlich, für die Großen sollte es keine Festtagskleider geben; für mich, nicht für Andere würde ich mich putzen! Jeder Tag sollte sein neues Kleid haben, prächtiger als das vorhergehende — jeder Tag müßte zum Festtage werden!“

„Mich dünkt,“ sagte Lucia, „der Signor Giovanni Orsini schien meiner Gebieterin sehr ergeben.“

„Der! der Bär!“

„Bär, das mag er sein! Aber er hat einen kostbaren Pelz. Seine Reichthümer sind unermeßlich.“

„Und der Narr weiß sie nicht zu verwenden.“

„War das nicht der junge Signor Adrian, der neben den Säulen, wo die Musik spielte, mit Euch sprach?“

„Es kann sein — ich habe es vergessen.“

„Doch höre ich, wenige Damen vergessen es, wenn Signor Adrian di Castello ihnen den Hof macht.“

„Nur ein Mann war da, dessen Gesellschaft mir der Erinnerung werth scheint,“ antwortete Nina, die Anspielung der schlauen Dienerin nicht beachtend.

„Und wer war das?“ fragte Lucia.

„Der alte Gelehrte von Avignon!“

„Wie! der mit dem grauen Bart? Ach, Signora!“

„Ja,“ sagte Nina mit ernster, trauriger Stimme; „wenn er sprach, so verschwand Alles vor meinen Augen — denn er sprach nur von ihm!“

Bei diesen Worten seufzte die Signora tief und Thränen traten in ihre Augen.

Das Kammermädchen verzog verächtlich den Mund und sah verwundert auf; aber sie wagte keine Erwiderung.

„Oeffne das Fenster," sagte Nina nach einer Pause, „und gib mir jenes Papier. Nicht das, Mädchen — die Verse, die man mir gestern sandte. Wie! bist Du eine Italienerin und fühlst nicht, daß ich von dem Gedichte Petrarka's rede?"

An dem geöffneten Fensterflügel sitzend, durch den der sanfte, glänzende Mondschein sich hereinstahl, neben sich eine Lampe, vor welcher sie ihre Augen zu wahren schien, obgleich sie eigentlich ihr Gesicht vor Lucia zu verbergen suchte, schien die junge Signora ganz in eine jener zarten Sonetten vertieft, welche damals die Köpfe verrückten und Italiens Herzen entzündeten. *

Aus einem verarmten Hause entsprossen, das, obgleich es sich seiner Abstammung von einem römischen Consulgeschlechte rühmte, doch in jenen Tagen kaum eine Stelle unter dem niederen Adel behauptete, war Nina di Raselli das verwöhnte Kind — der Abgott und der Tyrann ihrer Eltern. Die kräftige, eigenwillige Gemüthsart machte, daß sie herrschte, wo sie gehorcht haben sollte, und wie zu allen Zeiten Launen

* Obgleich zugegeben werden muß, daß Petrarka's Liebessonette damals nicht, wie jetzt, die geschätztesten seiner Werke waren, so ist es doch ein großer, obwohl allgemein verbreiteter Irrthum gewesen, sie als wenig bekannt oder kalt bewundert darzustellen. Sie machten in der That großes und allgemeines Aufsehen. Jeder Bänkelsänger leierte sie in den Straßen ab, und (sagt Filippo Villani) „Gravissimi nesciebent abstinere."

die Gewohnheiten zu beherrschen vermögen, hatte sie, obgleich in einem Lande und unter einem Himmelsstriche, wo unverheirathete junge Mädchen gewöhnlich gekettet und gefesselt sind, nach und nach das Vorrecht der Unabhängigkeit errungen. Wahr ist, daß sie mehr Kenntnisse und Verstand, als man gewöhnlich bei Frauen zu jener Zeit fand, und von beiden so viel besaß, um bei ihren Eltern für ein Wunder zu gelten. Auch war sie, was diesen noch höher galt, ausnehmend schön, und besaß, was sie noch mehr fürchteten, einen unbezähmbaren Stolz — einen Stolz, der mit tausend sanften und reizenden Eigenschaften gepaart war, wo sie liebte, und der, wenn sie liebte, in der That zu verschwinden schien. Zugleich eitel, aber hochherzig — entschlossen, aber leidenschaftlich, lag gerade in ihrer Eitelkeit und ihrer Pracht eine glänzende Großartigkeit — etwas Wunderliebliches in ihrem Eigensinn; ihre Fehler bildeten einen Theil ihres Glanzes, ohne diese hätte sie weniger Weib geschienen, und kannte man sie, so wurde sie der Maßstab für Beurtheilung aller Frauen. Sanftere Eigenschaften erschienen neben ihr nicht reizender, sondern schaler. Sie besaß keinen gewöhnlichen Ehrgeiz, denn hartnäckig hatte sie mehre Verbindungen ausgeschlagen, auf welche die Tochter Raselli's kaum hoffen durfte. Der ungebildete Geist und die rohe Gewalt der römischen Edeln schienen ihrer Einbildungskraft, die voll war von der Poesie des hohen Standes — seiner Pracht und seiner Anmuth — als etwas Barbarisches und Empörendes, fürchterlich und verächtlich zumal. Deß-

halb hatte sie ihr zwanzigstes Jahr unvermählt, aber nicht ohne geliebt zu haben, überschritten. Die Fehler ihres Charakters erhoben das Ideal von Liebe vollends, das sie sich gebildet. Sie wünschte sich ein Wesen, um das sich alle ihre eitleren Eigenschaften sammeln könnten; sie fühlte, daß, wo sie liebe, sie anbeten müsse; sie verlangte kein gewöhnliches Idol, um vor ihm einen so kräftigen, so herrschsüchtigen Geist zu beugen. Unähnlich den Frauen von milderer Gemüthsart, die nur für kurze Zeit die Launen süßer Herrschaft zu befriedigen wünschen, mußte sie, wenn sie liebte, aufhören zu befehlen, der Stolz mußte sich auf einmal in Hingebung verwandeln. So selten die Eigenschaften waren, welche Reiz für sie hatten — so gebieterisch verlangte ihr Hochmuth, daß diese Eigenschaften, obgleich derselben Art, die ihrigen übertreffen, daß ihre Liebe den Geliebten wie einen Gott erheben sollte. Gewöhnt, zu verachten, fühlte sie die ganze Wollust der Verehrung! Und wenn es ihr Loos war, mit einem so geliebten Manne vereint zu werden, so war ihre Natur von der Art, daß sie durch die Anschauung desselben erhoben werden konnte. Willst du dir ein Bild von ihrer Schönheit machen, Leser, so wirst du, solltest du je nach Rom kommen, auf dem Capitol das Bild der Cumäischen Sibylle sehen, von dem, wird es auch noch so oft copirt, keine Copie auch nur eine schwache Vorstellung zu geben vermag; warum es so heißt, weiß ich nicht, nur liegt etwas Fremdes und Ueberirdisches in den dunkeln, schönen Augen. Ich bitte dich, diese Sibylle mit keiner Andern zu verwechseln, denn die

römischen Gallerien wimmeln von Sibyllen. * Die Sibylle, von welcher ich spreche, ist schwärzlich und das Gesicht von orientalischem Schnitte; Kleid und Turban, so glänzend sie sind, werden durch die reichen, aber durchsichtigen Rosen der Wangen verdunkelt; die Haare wären schwarz, bekämen sie nicht durch eine goldene Glut eine Farbe und einen Glanz, die man nur im Süden und auch dort höchst selten zu Gesichte bekommt; die Züge, nicht griechisch, sind gleichwohl tadellos; Mund, Stirne, der volle und feine Umriß, Alles ist menschlich und üppig, Ausdruck und Blick sind mehr; die Gestalt ist vielleicht zu voll für vollkommene Liebenswürdigkeit, für die Verhältnisse der Kunst, für die Genauigkeit eines athenienſischen Bildes; aber der Fehler des Ueberflusses hat etwas Majestätisches. Betrachte das Bild lange; es entzückt, aber beherrscht das Auge. Während du hinblickst, rufst du fünf Jahrhunderte zurück. Du siehst vor dir das lebendige Bild von Nina di Raselli!

Aber es waren nicht jene scharfsinnigen und gekünstelten Gedanken, in welchen Petrarka, so ein großer Dichter er war, so oft Pedanterie mit Leidenschaft verwechselt hat, die in diesem Augenblicke die Aufmerksamkeit der schönen Nina fesselten. Ihre Blicke ruhten nicht auf den Blättern, sondern auf

* Die Sibylle, auf welche hier verwiesen, ist die wohlbekannte von Domenichino. Als bloßes Kunstwerk ist vielleicht die von Guercino, die persische Sibylle genannt, die in derselben Sammlung sich findet, vorzuziehen; aber hinsichtlich ihrer Schönheit, ihres Charakters, läßt sie sich nicht mit der ersteren vergleichen.

dem Garten, der sich unter dem Fenster ausbreitete. Der Schein des Mondes fiel auf die alten Fruchtbäume und überhängenden Weinreben; mitten in dem grünen, halb vernachlässigten Rasen spielten die Wasser einer kleinen, ringförmigen Fontäne, deren vollkommene Verhältnisse von längst vergangenen Tagen sprachen, plätschernd im Sternenlichte. Still und schön war die Scene; aber weder an ihre Stille, noch an ihre Schönheit dachte Nina; auf einen, den düstersten und unfreundlichsten Ort im ganzen Garten richteten sich ihre Blicke; dort standen die Bäume dicht zusammengedrängt und verbargen die niedere, aber dicke Mauer, welche Raselli's Haus umschloß, dem Auge. Die Zweige dieser Bäume bewegten sich leise, aber Nina sah, wie sie sich bewegten; und jetzt tauchte langsam und vorsichtig eine einzelne Gestalt aus dem Dickicht hervor, deren Schatten lang und dunkel über den Rasen hinfiel. Sie näherte sich dem Fenster und eine leise Stimme hauchte Nina's Namen.

„Schnell, Lucia!" rief sie athemlos der Zofe zu; „schnell die Strickleiter! er ist es! er ist gekommen! Wie langsam Du bist! — spute Dich, Mädchen — er könnte entdeckt werden! so, — jetzt ist sie fest. Mein Geliebter! mein Held! mein Rienzi!"

„Du bist es!" sagte Rienzi, als er jetzt in das Zimmer tretend seinen Arm um ihre halb abgewandte Gestalt schlang, „und was für Andere Nacht, ist mir Tag!"

Die ersten süßen Augenblicke der Bewillkommnung, der Beglückwünschung waren vorüber, und Rienzi saß

zu den Füßen der Geliebten; sein Haupt ruhte auf ihren Knieen — sein Antlitz sah zu dem ihrigen empor — ihre Hände waren in einander verschlungen.

„Und wegen meiner trotztest Du diesen Gefahren!" sagte der Geliebte; „der Schande der Entdeckung — dem Zorne Deiner Eltern!"

„Was sind meine Gefahren gegen die Deinigen? O, Himmel! wenn mein Vater Dich hier fände, Du wärest des Todes!"

„Er würde es also für eine so große Erniedrigung halten, daß Du, schöne Nina, die Du Dich mit den stolzesten Namen Roms vermählen könntest, Deine Liebe an einen Plebejer verschleudertest — wäre er auch der Enkel eines Kaisers!"

Das stolze Herz Nina's fühlte wohl den verwundeten Stolz ihres Geliebten; sie entdeckte die Empfindlichkeit, die unter seiner Antwort versteckt lag, so nachlässig sie hingeworfen war.

„Hast Du mir nicht," sagte sie, „von jenem großen Marius erzählt, der kein Adeliger war, aber von dem der stolzeste Colonna mit Freuden seine Abstammung darthun würde? und weiß ich nicht, daß Du, unbefleckt von seinen Lastern, den mächtigen Marius verdunkeln wirst?"

„Köstliche Schmeichelei! holde Prophetin!" sagte Rienzi mit melancholischem Lächeln: „nie waren mir Deine aufrecht haltenden Verheißungen für die Zukunft willkommener, als in diesem Augenblicke; denn Dir will ich sagen, was ich gegen Niemand anders äußern würde — meine Seele erliegt beinahe unter

der mächtigen Last, die ich ihr aufgebürdet. Ich brauche neuen Muth, da die furchtbare Stunde naht; aus Deinen Worten und aus Deinen Blicken trinke ich ihn."

„O!" antwortete Nina erröthend, „ruhmvoll fürwahr ist das Loos, das ich durch meine Liebe zu Dir mir erkaufte: ruhmvoll, Deine Plane zu theilen — Dich im Zweifel aufzurichten — in der Gefahr Dir Hoffnung zuzuflüstern."

„Und meinen Triumph zu verschönern!" setzte Rienzi leidenschaftlich hinzu. „Ach! sollte die Zukunft je auf diese Stirne den Lorbeerkranz drücken, den sich der Retter seines Vaterlandes verdient, welche Freude, welche Belohnung, ihn Dir zu Füßen zu legen! Vielleicht hätte ich in den langen, einsamen Stunden erkältender Erschöpfung, welche die Zwischenräume der Zeit ausfüllen, — in der trüben Zwischenzeit für nüchterne Gedanken zwischen den Epochen lebendiger That, — gewankt und wäre ermattet, hätte für immer auf meine Träume wegen Rom verzichtet, wärest nicht Du in diese Träume mit verflochten gewesen! — hätte ich mir nicht die Stunde vorgemalt, wo mein Schicksal sich über meine Geburt erheben sollte — wo Dein Vater es für keinen Schimpf mehr hielte, Dich in meine Arme zu geben — wo auch Du mitten unter den Damen Roms stehen solltest, geehrter, schöner, als Alle; wo die Pracht, die meine Seele verschmäht, * mir theuer und angenehm

* „Quem semper abhorrui sicut cenum" sind die von Rienzi gebrauchten Worte in einem Briefe an seinen Freund in

würde, weil ich an Dir sie erblickte! Ja, diese Gedanken haben mich begeistert, wenn Kühnere vor Gespenstern zurückbebten, die ihr Ziel umschwebten. Und ach! meine Nina, geheiligt, stark, dauernd muß in der That die Liebe sein, welche in einer so reinen, erhabenen Luft lebt, wie derjenigen, welche meine Träume von Vaterlandsliebe, Freiheit und Ruhm nährt!"

Dies war die Sprache, die mehr noch als Gelübde der Treue und die süße Schmeichelei, die aus des Herzens Ueberfülle entspringt, die stolze und eitle Seele Nina's unter die Ketten gebeugt hatte, die sie so willig trug. Freilich malte ihr vielleicht in Rienzi's Abwesenheit ihre schwächere Natur den Triumph aus, die hochgeborenen Signora's zu demüthigen und die barbarische Pracht der römischen Edeln zu verdunkeln; aber in seiner Gegenwart verband sich, wenn sie seinem hohen, edelmüthigen Ehrgeize zuhorchte, der bis jetzt noch nicht befleckt war von selbstsüchtigen Gefühlen, die Hoffnung auf sie, — einen leicht zu verzeihenden Egoismus ausgenommen, ihr hohes Mitgefühl mit seinen Planen, ihr Geist strebte zu der Höhe des seinigen empor, und sie dachte weniger an ihre eigene Erhöhung, als an seinen Ruhm. Es kitzelte ihren Stolz, die einzige Vertraute seiner geheimsten Gedanken, wie seiner kühnsten Plane zu sein — vor sich den schwierigen, eine Verschwörung leitenden Geist ohne Hülle zu sehen — sogar seine Zwei-

Avignon, und gewiß sprach er aufrichtig. Selten handeln Männer nach der Neigung ihres eigenen Geschmackes.

fel und Schwächen, seinen Heldenmuth und seine Macht zu kennen.

Nichts konnte in strengerem Gegensatze stehen, als die Liebe Rienzi's und Nina's zu der Adrian's und Irene's; bei den Letzteren waren Alles Träume, Phantasieen, Abenteuerlichkeit der Jugend; nie sprachen sie von der Zukunft; keine andere Hoffnung hegten sie neben der Liebe. Ehrgeiz, Ruhm, das erhabene Ziel der Welt, galten ihnen nichts, wenn sie beisammen waren; ihre Liebe hatte die Welt verschlungen und außer ihnen nichts Sichtbares mehr übrig gelassen. Dagegen war die Leidenschaft Nina's und ihres Geliebten die verwickelterer Naturen und reiferer Jahre; sie bestand aus tausend, ursprünglich getrennten Gefühlen, die aber durch die mächtige Vereinigung der Liebe in einen Brennpunkt zusammengedrängt waren; sie sprachen von der Welt; von der Welt bezogen sie die Nahrung, die sie unterhielt; sie dachten an die Zukunft und sprachen von derselben; aus ihren Träumen und eingebildeten Herrlichkeiten schufen sie sich Haus und Altar; ihre Liebe hatte mehr Verständiges an sich, als die Adrian's und Irene's; sie paßte besser für diese rauhe Erde; auch hatte sie mehr von den Hefen der späteren, eisernen Tage und weniger von der Poesie des ersten goldenen Zeitalters an sich.

„Und mußt Du mich jetzt verlassen?" fragte Nina, ihre Wange nicht seinen Lippen, ihre Gestalt nicht seiner letzten Umarmung entziehend. „Der Mond steht noch hoch; nur eine kurze Stunde hast Du mir gewidmet."

„Eine Stunde! Ach!" sagte Rienzi „es ist nicht mehr weit von Mitternacht — unsere Freunde erwarten mich."

„So geh' denn, meiner Seele bessere Hälfte! gehe, nicht einen Augenblick soll Nina Dich von jenen höheren Zwecken abhalten, die Dich Nina so theuer machen. Wann — wann werden wir uns wieder treffen?"

„Nicht," sagte Rienzi stolz, mit all dem Adel seiner Seele auf der Stirne, „nicht so verstohlen mehr! nein! nicht wie ich bis jetzt Dir gegenüber stand — der dunkle, verachtete Leibeigene! Wenn Du mich das nächste Mal siehst, werde ich an der Spitze der Söhne Roms stehen! ihr Held! ihr Befreier! oder — —" sagte er mit gedämpfter Stimme —

„Hier gibt es kein Oder!" unterbrach Nina, ihn in die Arme schließend, mit eben so viel Enthusiasmus; „Dein eigenes Schicksal hast Du ausgesprochen."

„Noch einen Kuß! lebe wohl! — der zehnte Tag von morgen an leuchtet über die Restauration Roms!"

Zwölftes Kapitel.

Die sonderbaren Abenteuer, welche Walter von Montreal begegneten.

An demselben Abend kehrte, als die ersten Sterne über der Stadt sichtbar wurden, Walter von Montreal allein in das damals mit der Kirche von Santa Maria del Priorata (beide gehörten den Hospi-

talitern, und im ersteren hatte Montreal seine Wohnung genommen), verbundene Kloster zurück und blieb mitten unter den Ruinen und der Zerstörung, die um seinen Pfad her lagen, stehen. Obwohl mit den klassischen Verbindungen und Erinnerungen des Ortes wenig bekannt, konnte er sich doch des Eindrucks nicht erwehren, den die umherliegenden Zeugen vergangener Herrschaft auf ihn machten — gleichsam das ungeheure Skelett der todten Riesin.

„Jetzt," dachte er, indem er ringsum auf die überall sich zeigenden, obdachlosen Säulen und erschütterten Mauern blickte, über welche das Sternenlicht sich ergoß, geisterhaft und durchsichtig, im Hintergrund die drohenden mit Schießscharten versehenen Befestigungswerke der Frangipani, halb versteckt hinter dem dunkeln Laubwerk, das mitten unter den Tempeln und Palästen des Alterthumes aufstand — wo die Natur über die schwächere Kunst triumphirte; „jetzt," dachte er, „würden Büchermenschen durch diesen Anblick sich begeistert fühlen von phantastischen und träumerischen Geschichten vergangener Zeiten. Aber in mir erwecken diese Denkmale hochstrebenden Ehrgeizes und königlichen Glanzes nur Bilder der Zukunft. Rom kann mit seinem Diadem von sieben Hügeln wieder werden, was es früher war, der Preis für die kräftigste Hand und den kühnsten Krieger, — wiederbelebt, nicht durch seine eigenen entarteten Söhne, sondern durch das eingeströmte Blut eines neuen Geschlechtes. Wilhelm den Bastard konnte der Sieg über die abgehärteten Engländer kaum so leicht zu stehen

gekommen sein, als dies für Walter den Wohlgebornen bei diesen entmannten Römern der Fall sein wird. Und welche Eroberung ist die glorreichere, — die der barbarischen Insel, oder die der Hauptstadt der Welt? Kleiner Schritt vom General zum Podesta — noch kleinerer vom Podesta zum König!"

Während er so in seinem kühnen, aber doch nicht ganz chimärischen Ehrgeize überdachte, ließ sich ein leichter, rascher Schritt in dem hohen Grase vernehmen, und als er aufblickte, bemerkte Montreal eine schlanke weibliche Gestalt, welche von dem damals mit mehreren Klöstern überbauten Hügel gegen den Fuß des Aventin herabkam. Sie stützte sich auf einen langen Stab und ging mit so aufrechter Elastizität, daß man, als ihre Züge durch das Sternenlicht sichtbar wurden, erstaunt das Gesicht einer bejahrten Frau erblickte, — eine unfreundliche, stolze Miene, verwelkt und von tiefen Runzeln durchzogen, aber nicht ohne eine gewisse Regelmäßigkeit der Umrisse.

„Barmherzige Jungfrau!" rief Montreal zurückfahrend, als dieses Gesicht ihn anblickte: „ist es möglich? sie ist es! — es ist — —"

Er sprang vor und stellte sich gerade vor die alte Frau hin, die bei dem Anblicke Montreal's ebenso erstaunt, wenn auch weniger erschreckt schien.

„Seit Jahren habe ich Dich gesucht," sagte der Ritter und brach hierdurch zuerst das Schweigen; „seit Jahren, langen Jahren — Dein Gewissen wird Dir sagen, warum."

„Das meinige, Mann des Blutes!" schrie das

vor Wuth oder Furcht zitternde Weib; „wagst Du es, von Gewissen zu sprechen? Du, der Ehrenschänder — der Räuber — der Mörder von Handwerk! Du, Schandfleck der Ritterschaft und Geburt! Du mit dem Kreuze der Keuschheit und des Friedens auf Deiner Brust! Du von Gewissen reden, Heuchler! — Du?"

„Frau — Frau!" sagte Montreal bittend und beinahe vergehend unter der heftigen Leidenschaft dieses schwachen Weibes, „ich habe gegen Dich und die Deinigen gesündigt. Aber erinnere Dich an Alles, was zu meiner Entschuldigung dient! — frühe Liebe — verhängnißvolle Hindernisse — rasches Gelübde — unwiderstehliche Versuchung! Vielleicht," — fuhr er in stolzerem Tone fort — „vielleicht habe ich die Macht, meinen Fehler wieder gut zu machen und mit bepanzerter Hand von dem Nachfolger St. Peters zu erringen, der Macht hat zu lösen und zu binden — —"

„Meineidiger, Verworfener!" unterbrach ihn das Weib; läßt Du Dir träumen, daß Gewaltthat Absolution erzwingen könne, oder daß Du je im Stande seiest, das Geschehene wieder gut zu machen? — einen edlen Namen zu Grunde gerichtet — das gebrochene Herz und den Fluch eines sterbenden Vaters! Ja, diesen Fluch, ich höre ihn noch! — noch tönt er mir kreischend in die Ohren, als wachte ich bei der verscheidenden Hülle! — er hängt sich an Dich — er verfolgt Dich — er wird Dich durch Deinen Brustharnisch durchbohren — auf dem Gipfel Deiner Macht wird er Dich treffen! Der Geist zerstört — der

Ehrgeiz vernichtet — späte Reue — ein Leben voll Hader und ein schmählicher Tod, — Deine Verdammniß die Folge Deines Verbrechens! — Hiezu — hiezu hat Dich der Fluch eines alten Mannes verdammt! — Und Du bist verdammt!"

„Diese Worte wurden eher gekreischt, als gesprochen, und das blitzende Auge — die erhobene Hand — die ausgestreckte Gestalt der Sprecherin — die Stunde — die einsamen Ruinen umher — Alles vereinigte sich, um der fürchterlichen Verwünschung einen prophetischen Charakter zu geben. Der Krieger, an dessen unerschrockener Brust hundert Speere vergebens zersplittert worden wären, fiel blaß und niedergebeugt zu Boden. Er faßte den Saum von dem Kleide der wilden Unglücksverkünderin und rief mit erstickter, hohler Stimme: „Schone mich! schone mich!"

„Dich schonen!" sagte das unerbittliche alte Weib; „hast Du je einen Mann verschont in Deinem Hasse, oder ein Weib in Deiner Lust? Ha, krieche in dem Staube — krieche — krieche! — wildes Thier, das Du bist! dessen glatte Haut und schöne Farben den Unvorsichtigen blind gemacht haben gegen die Krallen, die zerreißen, die Zähne, die verschlingen; — krieche, daß der Fuß der Alten und Schwachen Dich spornen kann!"

„Hexe!" schrie Montreal, indem er in der Krise plötzlicher Wuth und rasenden Stolzes sich zu seiner ganzen Höhe aufrichtete: „Hexe! Du hast die Grenzen überschritten, innerhalb deren meine Nachsicht, bedenkend, wer Du bist, Dich gewähren ließ. Ich hätte

beinahe vergessen, daß Du Dir meine Rolle anmaßest — ich bin der Ankläger! Weib! — der Knabe! — bebe nicht! — lüge nicht! — rede nicht doppelsinnig! — Du warst die Diebin!"

„Ich war sie. Du lehrtest mich, zu stehlen ein — —"

„Gib ihn zurück!" unterbrach sie Montreal und stampfte so heftig auf den Boden, daß die Schiefer der Marmortrümmer, auf denen er stand, unter der gewaffneten Ferse zerbrachen.

Das Weib achtete wenig auf eine Heftigkeit, vor welcher der kühnste Krieger Italiens gezittert hätte; doch antwortete sie nicht unmittelbar. Der Charakter ihrer Züge ging von der Leidenschaft in einen Ausdruck ernsten, aufmerksamen und trübsinnigen Nachdenkens über. Endlich wandte sie sich an Montreal, dessen Hand mehr aus dem Instinkt langer Gewohnheit, wenn er erzürnt war, oder Jemand sich ihm widersetzte, als in irgend einer blutigen Absicht nach dem Gefäß seines Dolches gegriffen hatte; so grausam und rachsüchtig er auch war, wäre er doch nicht fähig gewesen, ihn gegen ein Weib zu gebrauchen, — am wenigsten gegen Diejenige, welche jetzt vor ihm stand.

„Walter von Montreal;" sagte sie mit so ruhiger Stimme, daß es beinahe wie Mitleid klang, „der Knabe, denke ich, hat nie Bruder oder Schwester gekannt, das einzige Kind eines einst stolzen und herrischen, obwohl nicht von beiden Seiten entehrten Geschlechtes — nun, warum so ungeduldig? — Du

wirst bald das Schlimmste erfahren — der Knabe ist todt!"

„Todt!" wiederholte Montreal, während er zurück fuhr und erblaßte; „todt: — nein, nein — sage nicht so! Er hat eine Mutter, — Du weißt es! — eine zärtliche, weichherzige, ängstliche, hoffende Mutter! — nein! — nein, er ist nicht todt!"

„So kannst Du denn für eine Mutter fühlen?" sagte die Alte anscheinend gerührt durch den Ton des Provenzalen. „Aber bedenke Dich; ist es nicht besser, daß das Grab ihn bewahrt vor einem Leben voll Ausschweifungen, Blutvergießen und Verbrechen? Besser mit Gott schlafen, als mit den Teufeln zu wachen!"

„Todt!" wiederholte Montreal; „todt! — der hübsche Kleine! — so jung! — diese Augen — die Augen der Mutter — so bald geschlossen!"

„Hast Du noch etwas zu sagen? Dein Anblick scheucht alle Weiblichkeit aus meiner Seele! lasse mich gehen."

„Todt! — kann ich Dir glauben, oder spottest Du mein? Du hast Deinen Fluch ausgesprochen, höre auf meine Warnung: — Wenn Du dieses gelogen, so soll Deine letzte Stunde Dir bange machen, und Dein Todtenbett soll das der Verzweiflung sein!"

„Deinen Lippen," erwiderte das Weib mit höhnischem Lächeln, „stehen lockere Gelübde gegen unglückliche Mädchen besser an, als Verkündigungen, die nur, wenn sie von dem Guten kommen, feierlich klingen. Lebe wohl!"

„Halt! unerbittliches Weib! halt! — wo schläft er? Messen sollen gelesen werden! — Priester sollen beten! — die Sünden des Vaters sollen nicht heimgesucht werden an diesem jungen Haupte!"

„In Florenz!" antwortete schnell das Weib. „Aber kein Stein erhält das Andenken des Verstorbenen! — Der todte Knabe hat keinen Namen!"

Ohne weitere Fragen abzuwarten, ging das Weib jetzt weiter, — sie verfolgte ihren Weg; — das hohe Gras und die Biegung des Weges entzogen bald ihre unheilverkündende Erscheinung der einsamen Landschaft.

Montreal, jetzt allein, sank mit einem tiefen und schweren Seufzer zu Boden, bedeckte sein Gesicht mit den Händen und überließ sich dem schmerzlichen Kummer; seine Brust hob sich — sein ganzer Körper zitterte — und er weinte und schluchzte laut mit der fürchterlichen Heftigkeit eines Mannes, dessen Leidenschaften stark und wild sind, dem aber des Kummers Gewalt allein neu und fremd ist.

Er blieb so entmannt einige Zeit ausgestreckt liegen, bis er langsam und nach und nach, als Thränen seinen Schmerz linderten, ruhiger wurde und endlich eher einem düstern Traume, als einer leidenschaftlichen Betrübniß nachhing. Der Mond stand hoch und schon war es spät, als er sich erhob! wenige Spuren der vorigen Aufregung waren mehr in seinen Zügen zu finden; denn Walter von Montreal besaß nicht die Gemüthsart, in welcher der Schmerz sich mit Gewalt niederlassen, oder welche ein Unglück in fortdauernde und zur Gewohnheit werdende Schwermuth

versetzen kann, welche Diejenigen beunruhigt, die nachhaltiger, obwohl mit weniger stürmischen Empfindungen fühlen. Sein Charakter war echt französisch, und zwar im vollkommensten Maße; seine tiefsten und ernstesten Eigenschaften waren mit Wankelmuth und Laune untermischt; sein tiefer Scharfsinn wurde oft durch eine Grille zu nichte gemacht; sein grenzenloser Ehrgeiz einer gehaltlosen Versuchung aufgeopfert; seine elastische, sanguinische und hochstrebende Natur war nur getreu der Begierde nach kriegerischem Ruhme, der Poesie eines kühnen und stürmischen Lebens, und empfänglich für jene zärtliche Leidenschaft, ohne deren Farben kein Bild von Ritterwürde vollständig ist, und hinsichtlich deren er eines Gefühles, einer Zärtlichkeit und einer treuen Anhänglichkeit fähig war, die man sich nur schwer mit seinem sorglosen Leichtsinne und seiner zuchtlosen Lebensweise vereint denken konnte.

„Nein," sagte er, als er langsam aufstand, seinen Mantel um sich schlug und seinen Weg wieder antrat, „nicht um meinetwillen habe ich mich so gegrämt. Doch die Qual ist vorüber, und ich weiß das Schlimmste. Zurück also jetzt zu den Gegenständen, die nie sterben — rastlose Plane und kühne Wagnisse. Der Fluch dieser Hexe macht, daß mein Blut noch immer kühl ist, und diese Einsamkeit hat etwas Gespenstisches und Schreckenerregendes an sich. Ha! — was ist das für ein plötzliches Licht?"

Das Licht, welches Montreal erblickte, brach beinahe wie ein Stern hervor, kaum größer zwar, aber

röther und mit stärkerem Strahl. Es war an sich nichts Ungewöhnliches und mochte aus einem Kloster oder einer Hütte kommen. Aber es strömte von einer Seite des Aventin, wo keine Wohnung von Lebenden, sondern nur verlassene Ruinen und zertrümmerte Säulengänge standen, deren Namen sogar, wie auch das Andenken an frühere Bewohner, erloschen waren. Da Montreal dieses wußte, fühlte er einen leichten Schauer, als die Flamme ihr gleichförmiges Licht über die traurige Landschaft ausgoß, denn er war nicht frei von dem ritterlichen Aberglauben jener Zeit, und es war jetzt die den Geistern und Gespenstern geweihte Zauberstunde. Aber Furcht vor dieser oder der andern Welt konnte den Geist des kühnen Freibeuters nicht lange einschüchtern, und nach kurzem Bedenken entschloß er sich, einen Abstecher von seinem Wege zu machen und sich des Grundes jener Erscheinung zu versichern. Ohne daß es der Barbar wußte, schritt sein martialischer Fuß über die Gegend hin, wo der berühmte oder berüchtigte Tempel der Isis einst Zeuge der wildesten, von Juvenal erwähnten Orgien gewesen war, und er kam endlich an ein dichtes, dunkles Buschholz, das durch eine Oeffnung in der Mitte das geheimnißvolle Licht schimmern ließ. Der Ritter drang durch das dunkle Gebüsch und befand sich dann vor einer großen, grauen, obdachlosen Ruine, aus deren Innerem unbestimmt und verworren der Schall von Stimmen kam. Durch einen Riß in der Mauer, der etwa zehn Fuß über dem Boden eine Art von Fenster bildete (den das Gebäude in seiner früheren Pracht

wohl nicht gekannt haben mochte), brach jetzt das Licht über den stark verwachsenen Grund, gleichsam in ungeheure Schattenmassen eingehüllt, und strömte durch einen ganz nahe liegenden, zertrümmerten Säulengang. Der Provenzale stund, ohne daß er es wußte, gerade auf der einst durch den Tempel — die Säulenhalle und die Bibliothek der Freiheit geweihten Stelle (die erste öffentliche in Rom bestehende Bibliothek). Die Mauer der Ruine war von unzähligen kriechenden Pflanzen und wildem Reisholz bedeckt, und es bedurfte nur wenig Gewandtheit von Seiten Montreals, um sich mit deren Hülfe zu der Höhe der Oeffnung emporzuschwingen und, verborgen in dem dichten Laubwerk, in das Innere zu blicken. Er sah einen mit Wachskerzen beleuchteten Tisch, auf dem ein Crucifix stand; einen entblößten Dolch; eine geöffnete Rolle, wie sich später zeigte, heiligen Inhaltes, und eine metallene Schale. Etwa hundert Männer in Mänteln und schwarzen Masken standen bewegungslos rings umher, und einer, größer als die andern, ohne Vermummung oder Maske — dessen bleiche Stirne und strenge Züge durch dieses Licht noch bleicher und strenger schienen — schloß gerade eine Anrede an seine Gefährten.

„Ja," sagte er, „in der Kirche des Lateran will ich den letzten Aufruf an das Volk erlassen. Unterstützt von dem Stellvertreter des Papstes, ich selbst ein päpstlicher Beamter, werde ich ihnen begreiflich machen, daß Religion und Freiheit — daß Helden und Märtyrer — die gleichen Interessen haben. Hernach sind Worte unnütz, Thaten müssen an ihre Stelle

treten. Bei diesem Crucifix verpfände ich mein Wort — bei dieser Klinge weihe ich mein Leben der Wiedergeburt Roms! Und Ihr (die Ihr dann weder Maske noch Mäntel nöthig habt!), wenn die einzelne Trompete sich vernehmen läßt — wenn Ihr den einzelnen Reiter erblickt — Ihr schwört, Euch um die Fahne der Republik zu sammeln, und mit Herz und Hand, mit Leben und Seele, mit Todesverachtung und in der Hoffnung auf Befreiung den Waffen der Unterdrücker zu widerstehen!"

„Wir schwören — wir schwören!" riefen alle Stimmen, und als sie sich zu Kreuz und Dolch herzudrängten, wurden die Kerzen durch das dazwischentretende Gedränge verdunkelt, und Montreal konnte die Ceremonie nicht unterscheiden, auch die gemurmelte Eidesformel nicht verstehen; aber er konnte errathen, daß der damals bei Verschwörungen übliche Ritus — nach welchem jeder Verschwörer einige Tropfen von seinem Blute vergießen mußte, zum Zeichen, daß er sein Leben dem Unternehmen weihe — nicht verabsäumt werde; als die Menge wieder zurücktrat, hielt dieselbe Gestalt, welche vorher zu den Versammelten gesprochen, mit beiden Händen die Schale in die Höhe und sprach — während an dem linken, entblößten Arme langsam Blut hervorquoll und tropfenweise auf den Boden träufelte — mit feierlicher Stimme und aufwärts gerichteten Augen: „Unter den Ruinen deines Tempels! o Freiheit! weihen wir Römer dir diese Libation! Wir, begünstigt und begeistert von keinen wesenlosen und in Fabeln gepriesenen Göttern, sondern von dem

Herrn der Heerschaaren und von Ihm, der, auf die Erde herabsteigend, sich nicht an Kaiser und Fürsten, sondern an Fischer und Landleute wandte — der den Niedrigen und Armen die Vollmacht der Offenbarung übertrug." Dann wandte er sich plötzlich an seine Gefährten. Seine Züge, in Charakter und Ausdruck ganz eigenthümlich wechselnd, verklärten sich aus feierlicher Scheu zu kriegerischer, flammender Begeisterung, und er rief laut: „Tod der Tyrannei! Es lebe die Republik!" Die Wirkung des Ueberganges war überraschend. Jeder legte wie aus unfreiwilligem und unwiderstehlichem Antriebe die Hand an das Schwert, während er die Worte wiederholte; Einige zogen sogar ihre Klingen, als ginge es gleich zum Kampfe.

„Ich habe genug gesehen; jetzt werden sie aufbrechen," sprach Montreal zu sich selbst; „und ich würde lieber einer Armee von Tausenden gegenüberstehen, als nur einem halben Dutzend von diesen entflammten, berüchtigten Schwärmern begegnen." Mit diesem Gedanken ließ er sich auf den Boden herabgleiten und schlich sich fort, als noch einmal durch die stille Mitternachtsluft der Ruf zu seinen Ohren drang: „Tod der Tyrannei! — Es lebe die Republik!"

Zweites Buch.

Die Revolution.

Ogni lascivia, ogni male, nulla giustizia, nullo freno. Non c'era più remedio, ogni persona periva. Allora Cola di Rienzi etc. *Vita di Cola di Rienzi*, lib. I. Chap. 2.

Nichts als Ausgelassenheit, nichts als Böses; keine Gerechtigkeit, kein Zügel. Es gab kein Mittel mehr dagegen, Alles ging zu Grunde. Cola di Rienzi, u. s. w.

Erstes Kapitel.

Der Ritter von der Provence und sein Antrag.

Es war beinahe Mittag, als Adrian durch das Thor des Palastes von Stephan Colonna ging. Die Paläste der Adeligen waren damals nicht so, wie wir sie jetzt sehen — Sammelplätze für die unsterblichen Gemälde italienischer, für die unvergänglichen Bildhauerarbeiten griechischer Kunst; aber bis auf den heutigen Tag sind die massiven Wände, die vergitterten Fenster und die geräumigen Höfe noch vorhanden, in welchen sie zu jener Zeit ihre rohen Anhänger beherbergten. Hoch über dem Thore erhob sich ein gewaltiger, fester Thurm, von welchem aus man eine weite Aussicht über die verstümmelten Ueber-

bleibsel Roms hatte. Das Thor selbst war auf beiden Seiten durch Granitsäulen geziert und befestigt, deren dorische Capitäle den Tempelraub verriethen, durch den sie einem der vielen Gotteshäuser, welche früher das geheiligte Forum umgaben, entrissen worden waren. Von einer gleichen Beraubung stammten die ungeheuern Travertinblöcke, aus welchen die Mauern des äußeren Hofes waren. Das barbarische Sich-Zueignen der werthvollsten Kirchendenkmale war zu jener Zeit so gewöhnlich, daß Säulen und Gebäude des früheren Rom von allen Klassen nur als Steinbrüche betrachtet wurden, von welchen Jeder die Materialien zu seinem Schlosse oder seiner Hütte herbeiholen konnte, — eine Zerstörungssucht, weit größer, als die der Gothen, deren eine spätere Zeit gerne alle jene Schmach aufgebürdet hätte, und die vielleicht noch mehr, als schwerere Aergernisse, den klassischen Unwillen Petrarka's erweckte und bewirkte, daß er in seinen Hoffnungen für Rom mit Rienzi fühlte. Noch immer sind die Kirchen zu sehen, die, von der gestaltlosesten Architektur, neben oder aus den Marmorblöcken erbaut sind, welche die Namen Venus, Jupiter, Minerva heiligen (eher, als daß sie durch diese geheiligt wurden); der Palast des Fürsten der Orsini, des Herzoges von Gravina, erhebt sich über den schönen, noch sichtbaren Bogen des Theaters des Marcellus, — damals eine Veste der Sarelli.

Als Adrian über den Hof ging, versperrte ein schwerer, mit ungeheuern Marmorplatten beladener Wagen, die aus der unerschöpften Fundgrube von

Nero's goldenem Hause gegraben waren, den Weg; sie waren zu einem weiteren Thurme bestimmt, durch den Stephan Colonna das geschmack- und formlose Gebäude noch zu befestigen beabsichtigte, in welchem der alte Edelmann den Ruhm, dem Gesetze Trotz zu bieten, behauptete.

Der Freund Petrarka's und Zögling Rienzi's seufzte tief, als er an diesem mit einem Raube beladenen Fuhrwerke vorüberging, und sah, wie ein Pfeiler von kannelirtem Alabaster, der nachlässig von dem Wagen herabgerollt wurde, mit lautem Krachen auf das Pflaster fiel. Unten an der Treppe waren einige Dutzende der Banditen, die der alte Colonna unterhielt; sie würfelten auf einem alten Grabsteine, dessen deutliche und tiefgegrabene Inschrift (so verschieden von den nachlässigen Schriftzeichen des späteren Kaiserreiches) ein Denkmal aus der mächtigsten Zeit Roms verriethen, und der jetzt, selbst von Asche frei und umgestürzt, diesen wilden Fremdlingen als Tisch diente und schon zu dieser frühen Stunde mit Ueberresten von Essen und Flaschen mit Wein bedeckt war. Sie rührten sich kaum — sie blickten kaum auf — als der junge Edelmann an ihnen vorüberging; ihre wilden Flüche und lauten, in einem nordischen Jargon ausgesprochenen Stoßgebete verletzten sein Ohr, als er mit langsamem Schritte die hohen, unreinlichen Treppen hinanstieg. Er kam in ein geräumiges Vorzimmer, das halb von der höheren Klasse der Clienten des Patriciers angefüllt war; fünf oder sechs Pagen, ausgewählt aus dem niederen Adel,

standen in einer schmalen Fenstervertiefung und besprachen die ernsten Gegenstände der Galanterie und Intrigue; drei Anführer der unten befindlichen Bande saßen mit angelegtem Brustharnisch, Schwert und Helm an ihrer Seite, stumm und dumm an einem Tische mitten in dem Zimmer und hätten, ohne die feierlich regelmäßige Bewegung, mit der sie von Zeit zu Zeit ihre Becher an die bärtigen Lippen setzten und dann mit behaglichem Grunzen wieder in ihre Betrachtungen versanken, für Automaten gelten können. Auffallend war der Contrast ihres nordischen Phlegma's gegen einen Schwarm italienischer Clienten, Bittsteller und Schmarotzer, die unruhig hin- und hergingen und laut mit all den heftigen Geberden und wechselnden Physiognomieen südlicher Leidenschaft mit einander sprachen. Als Adrian unter diese bunte Gesellschaft trat, entstand allgemeines Geräusch und Aufsehen. Die Banditenhäuptlinge nickten mechanisch mit den Köpfen; die Pagen verbeugten sich und bewunderten die Schönheit seiner Feder und Strümpfe; die Clienten, Bittsteller und Schmarotzer drängten sich um ihn, Jeder mit einer anderen Bitte um Verwendung bei seinem mächtigen Verwandten. Adrian bedurfte all seiner gewohnten Höflichkeit und Gewandtheit, um sich aus ihren Händen zu retten; nur mit Mühe gewann er endlich die niedere, schmale Thüre, an welcher ein großer Diener stand, der die Bewerber einließ, oder zurückwies, je nachdem es sich mit seinem Vortheile und seiner Laune vertrug.

„Ist der Baron allein?" fragte Adrian.

„Nein, nicht ganz, mein Gebieter; ein fremder Signor ist bei ihm — aber für Euch ist er natürlich sichtbar."

„Nun, Ihr könnt mich schon einlassen. Ich will mich nach seinem Befinden erkundigen."

Der Diener öffnete die Thüre — durch welche mancher eifersüchtige und sehnsüchtige Blick hineinschaute — und übergab Adrian der Führung eines Pagen, der, älter und angesehener, als die Müßiggänger im Vorzimmer, der Lieblingsdiener des Schloßherrn war. Adrian ging noch durch ein leeres, großes und trübseliges Zimmer, ehe er sich in einem kleinen Kabinet bei seinem Verwandten befand.

Vor einem mit einem Schreibapparat versehenen Tische saß der alte Colonna; ein Rock von reichem Pelz und Sammt hing fliegend um seine hohe, stattliche Gestalt; unter einer runden Mütze von behaglicher Wärme und karmesinrother Farbe quollen einige graue Locken hervor und vermischten sich mit einem langen, ehrwürdigen Barte. Die Züge des betagten Barons, der längst sein achtzigstes Jahr zurückgelegt, trugen noch immer Spuren von Anmuth, wegen deren er in seinen früheren Jahren berühmt gewesen war. Seine Augen waren, wenn auch tiefliegend, noch kühn und lebhaft und sprühten das Feuer der Jugend; sein in gefälligem, obwohl halb satirischem Lächeln aufwärts gebogener Mund und seine Erscheinung im Ganzen waren einnehmend und gebieterisch, und zeugten mehr für das erhabene Blut, den schlauen Witz

und die wackere Tapferkeit des Patriciers, als für seine List, seine Heuchelei und den ihm zur Gewohnheit gewordenen, aber höhnisch stolzen Unterdrückungsgeist.

Ohne gerade ein Held zu sein, war Stephan Colonna tapferer als die meisten Römer, obwohl er fest an dem italienischen Grundsatze hielt, — nie mit einem Feinde zu fechten, so lange es möglich ist, ihn zu betrügen. Zwei Fehler schadeten indessen den Wirkungen seines Scharfsinnes: ein äußerst launenvoller Uebermuth und ein starker Glaube an seine einsichtsvolle Erfahrung. Unfähig, nach Analogien zu urtheilen, war er vollkommen überzeugt, daß, was nicht zu seiner Zeit sich ereignet, nie sich ereignen könne. So besaß er, obgleich als geschickter Diplomat allgemein geachtet, die List des Intriguanten, aber nicht die Vorsicht eines Staatsmannes. Wenn indessen sein Stolz ihn im Glücke übermüthig gemacht hatte, so richtete er ihn auch im Unglücke auf. Bei den früheren Wechselfällen eines Lebens, das er zum Theile in der Verbannung zugebracht, hatte er viele edle Eigenschaften der Tapferkeit, Ausdauer und wahren Seelengröße entwickelt, welche bewiesen, daß seine Fehler mehr durch die Umstände angenommen, als von Natur ihm eigen waren. Sein zahlreiches, hochgeborenes Geschlecht war stolz auf dieses Haupt, und mit Recht, denn er war der Meistvermögende und Geehrteste nicht nur unter dem unmittelbaren Geschlechte der Colonna, sondern vielleicht auch unter allen mächtigen Adeligen.

An demselben Tische mit Stephan Colonna saß

ein Mann von edlem Anstande und etwa drei oder vierunddreißig Jahren, in welchem Adrian alsbald Waltern von Montreal erkannte. Dieser berühmte Ritter besaß nicht ganz diejenige Persönlichkeit, welche dem Schrecken, den sein Name überall erregte, entsprochen hätte. Sein Gesicht war schön, beinahe weiblich zart, seine schönen Haare wallten lang und frei über eine weiße, ungerunzelte Stirne; das Leben im Felde und Italiens Sonnenstrahlen hatten seine helle, gesunde Farbe, die noch viel Jugendblüte an sich hatte, nur wenig gebräunt. Seine Züge waren adlerartig und regelmäßig; seine Augen, von einem lichten Hellbraun, waren groß, glänzend und durchdringend; ein kurzer, aber gekräuselter Kinn- und Schnurrbart, nur wenig dunkler als die Haare, gab seinem hübschen Gesichte wirklich einen kriegerischen Ausdruck, der aber eher für einen Helden an Höfen und bei Turnieren, als für den Häuptling einer Räuberhorde paßte. Aussehen, Haltung und Benehmen des Provenzalen nahmen eher ein, als daß sie Furcht einflößten, — indem sie wirklich eine gewisse militärische Freimüthigkeit mit der gefälligen und anmuthigen Würde eines Mannes verbanden, der sich seiner edeln Geburt bewußt und daran gewöhnt ist, mit den Großen und Vornehmen auf gleichem Fuße zu leben. Seine Gestalt hob durch den Widerspruch glücklich den Charakter des Angesichtes, das einen hohen und kräftigen Wuchs erforderte, um seine ungewöhnliche Schönheit von der Beschuldigung der Weiblichkeit zu befreien; sie war von ansehnlicher Größe und bemerkenswerther

Muskelkraft, ohne die geringste Annäherung an einen plumpen oder schwerfälligen Körperbau; sie neigte sich in der That eher auf die Seite der Magerkeit, als Beleibtheit, — zugleich kräftig und schlank. Aber hauptsächlich war die Person dieses Kriegers, der gefürchtetsten Lanze Italiens, durch eine ritterliche und heroische Anmuth in Miene und Haltung ausgezeichnet, welche damals noch sehr durch sein Gewand von braunem Sammt, mit Perlen gestickt, gehoben wurde, über welchem der Mantel der Hospitaliterritter mit darein gewirktem, achteckigem Kreuze, dem Abzeichen seines Ordens, hing. Der Ritter beugte sich in ernstlicher Besprechung leise gegen den Colonna vor und stützte beide Hände, — die (nach der gewöhnlichen Unterscheidung des alten Normannengeschlechtes, * von dem Montreal, obgleich in der Provence geboren, abzustammen sich rühmte) klein und zart, und die Finger nach der Sitte der damaligen Zeit mit Edelsteinen bedeckt waren — auf den goldenen Griff eines ungeheuren Schwertes, auf dessen Scheide die Silberlilien, die Devise der provenzalischen Brüderschaft von Jerusalem, mit großer Sorgfalt eingegraben waren.

* Kleine Hände und Füße wurden, wenn sie auch mit der übrigen Gestalt in keinem Verhältnisse standen, zu jener Zeit für keine geringere Auszeichnung der Leute von guter Herkunft gehalten, als dies in einem verfeinerten Zeitalter der Fall war. Viele der Leser erinnern sich wohl der Schmerzen, welche Petrarka durch seine engen Schuhe verursacht wurden. Diese Eigenthümlichkeit bezeichnet noch immer das wahre Normannengeschlecht, und der diesfallsige Begriff von Schönheit stammt mehr aus der feudalen, als der klassischen Zeit.

„Guten Morgen, schöner Vetter!“ sagte Stephan. „Setze Dich, ich bitte, und erkenne in diesem ritterlichen Besuche den berühmten Herrn von Montreal.“

„Ah, mein Herr,“ sagte Montreal lächelnd, indem er Adrian begrüßte, „und wie befindet sich die Dame zu Hause?“

„Ihr irrt, Herr Ritter,“ sprach Stephan, „mein junger Verwandter ist noch nicht vermählt; wahrlich, wie der Pabst Bonifacius bemerkte, als er auf dem Krankenbette lag und sein Beichtiger ihm von Abrahams Schoos vorsprach: „„dieser Genuß ist, je länger aufgeschoben, desto größer.““

„Der Signor wird meinen Irrthum entschuldigen,“ erwiderte Montreal.

„Aber nicht,“ versetzte Adrian, „die Nachlässigkeit des Ritters Walter, der sich nicht persönlich davon überzeugt. Mein Dank gegen ihn, edler Vetter, ist größer, als Ihr ahnt; er versprach, mich zu besuchen, um ihn mit Muße entgegen nehmen zu können.“

„Ich versichere Euch, Signor,“ antwortete Montreal, „daß ich die Einladung nicht vergessen habe; aber meine Geschäfte in Rom waren bisher so wichtig, daß ich mich genöthigt sah, mit meiner Ungeduld, unsere Bekanntschaft zu befördern, zu unterhandeln.“

„O, Ihr kennt Euch von früher?“ sagte Stephan. „Und woher?“

„Mein Herr, es betrifft eine Dame mit!“ erwiderte Montreal. „Entschuldigt mein Schweigen.“

„Aha, Adrian, Adrian! wann wirst Du meine Enthaltsamkeit lernen?“ sagte Stephan feierlich, indem

er seinen grauen Bart strich. „Welches Beispiel gebe ich Euch! Aber genug dieser leichten Unterhaltung — kommen wir wieder auf unsern Gegenstand zurück. Du mußt wissen, Adrian, daß ich der tapferen Bande meines Gastes die muthigen Herren unten zu verdanken habe, welche Rom so in Ruhe halten, wenn sie auch viel Lärm in meine arme Wohnung machen. Er hat mich besucht, um mir noch mehr Beistand anzubieten, wenn ich dessen bedürfte, und mir Nachricht über die Angelegenheiten im nördlichen Italien zu bringen. Fahrt fort, ich bitte Euch, Herr Ritter; ich habe keine Geheimnisse vor meinem Vetter."

„Du siehst," sagte Montreal, indem er seinen durchdringenden Blick auf Adrian heftete, „Du siehst ohne Zweifel, Herr, daß Italien im gegenwärtigen Augenblicke ein merkwürdiges Schauspiel darbietet. Es ist ein Kampf zwischen zwei sich entgegenstehenden Mächten, deren eine die andere zu Grunde richten wird. Die eine Macht ist die des unbändigen und unruhigen Volkes — eine Macht, die sie Freiheit nennen; die andere Macht ist die der Häupter und Fürsten — eine Macht, die man geeigneter Ordnung nennt. In diese beiden Parteien sind Italiens Städte getheilt. In Florenz, in Genua, in Pisa zum Beispiel ist ein Freistaat gegründet — eine Republik, Gott weiß! und eine aufrührerische, unglücklichere Regierungsart kann man sich kaum denken."

„Das ist vollkommen wahr," sagte Stephan; „sie verbannten meinen eigenen nächsten Vetter aus Genua."

„Ein immerwährender Streit, mit einem Wort,"

fuhr Montreal fort, „zwischen den großen Familien; ein Wechsel von Verfolgungen, Confiskationen und Verbannungen; heute ächten die Guelfen die Ghibellinen — morgen vertreiben die Ghibellinen die Guelfen. Dies mag Freiheit sein, aber es ist die Freiheit des Stärkeren gegen den Schwächeren. In den anderen Städten, wie in Mailand, Verona und Bologna steht das Volk unter der Herrschaft eines Mannes — der sich selbst Fürst heißt, und den seine Feinde einen Tyrannen nennen. Er hat mehr Gewalt als jeder andere Bürger und regiert somit mit fester Hand; da sein Verstand und seine Thatkraft beständig mehr in Anspruch genommen sind, regiert er auch weiser. Diese beiden Regierungsarten liegen gegen einander zu Felde; wenn das Volk auf der einen Seite sich gegen seinen Fürsten empört, so schickt das Volk auf der andern Seite — das heißt, die Freistaaten — Waffen und Geld zu ihrer Unterstützung."

„Du hörst Adrian, wie schädlich diese Leute sind," sagte Stephan.

„Nun scheint mir," fuhr Montreal fort, „daß dieser Zwist bälder oder später ein Ende nehmen muß. Ganz Italien muß republikanisch oder monarchisch werden. Der Erfolg ist leicht vorauszusehen."

„Ja, die Freiheit muß am Ende siegen!" sagte Adrian mit Wärme.

„Verzeiht mir, junger Herr; ich bin gerade der entgegengesetzten Ansicht. Ihr wißt, daß die Republiken ein Handelsvolk sind, sie schätzen den Reichthum, sie verachten die Tapferkeit, sie betreiben alle

Gewerbe, ausgenommen das der Waffenschmiede. Wie vertheidigen sie sich nun im Kriege? Durch ihre eigenen Bürger? Nicht daran zu denken! Entweder senden sie zu einem fremden Fürsten und versprechen ihm für Gewährung seines Schutzes die Oberherrschaft über die Stadt auf fünf oder zehn Jahre, oder miethen sie von einem kühnen Abenteurer, wie ich, so viele Truppen, als sie im Stande sind, zu bezahlen. Ist es nicht so, Signor Adrian?"

Gegen seinen Willen mußte Adrian Beifall nicken.

„Nun, dann ist es der Fehler des fremden Fürsten, wenn er sich nicht eine dauernde Herrschaft gründet, wie es schon in ehemals freien Staaten durch die Visconti und Scala geschehen; oder ist es der Fehler des Hauptmannes der Söldlinge, wenn er seine Straßenräuber nicht zu Senatoren, und sich zum Könige macht. Diese so natürlichen Ereignisse müssen bälder oder später in ganz Italien eintreten. Ganz Italien wird dann monarchisch werden. Nun scheint es mir in dem Interesse aller mächtigen Familien zu liegen — der Eurigen in Rom und der Visconti in Mailand, — diese Epoche zu beschleunigen und, während es noch mit Leichtigkeit geschehen kann, diese rebellische Ansteckung unter dem Volke zu ersticken, die sich jetzt reißend verbreitet und für sie in dem Fieber der Zügellosigkeit, für Euch aber in der Fäulniß des Todes endet. In diesen Freistaaten haben die Adeligen zuerst zu leiden; zuerst werden Eure Privilegien, dann Euer Eigenthum hinweggerafft. Ja, in Florenz, meine Herren, ist, wie Ihr wohl wißt, kein Adeliger nur

im Stande, das niedrigste Amt im Staate zu bekleiden!"

„Schurken!" sagte Colonna, „sie verletzen das erste Gesetz der Natur!"

„In diesem Augenblicke," nahm Montreal wieder das Wort, der, ganz von seinem Gegenstande in Anspruch genommen, sich wenig um die Unterbrechungen kümmerte, welche die heilige Entrüstung des Barons verursachte, — „in diesem Augenblicke gibt es Viele — vielleicht die Klügsten in den Freistaaten — welche sich nach Erneuerung der alten lombardischen Bündnisse sehnen zu Vertheidigung ihrer allgemeinen Freiheit überall und gegen Jeden, der nach dem Fürstentitel trachten sollte. Glücklicher Weise legen die tödtlichen Eifersuchten zwischen diesen handeltreibenden Staaten — die gemeine plebejische Eifersucht — mehr des Handels, als des Ruhmes wegen — gegenwärtig dieser Absicht ein unüberwindliches Hinderniß in den Weg; und Florenz, die rührigste und geachtetste von allen, ist zum Glücke durch schlechte kaufmännische Spekulationen so zurückgekommen, daß es gänzlich unfähig ist, ein so großes Unternehmen zu verfolgen. Jetzt also ist für uns eine günstige Zeit, meine Herren; während diese Hindernisse für unsere Feinde so groß sind, ist es jetzt Zeit für uns, einen Gegenbund zwischen allen Fürsten Italiens zu gründen und zu befestigen. Zu Euch, edler Stephan, bin ich, wie es Euer Rang erheischt, zu Euch allein von allen römischen Baronen bin ich gekommen, um Euch diese ehrenvolle Vereinigung vorzuschlagen. Be-

denkt, welche Vortheile sie Eurem Hause bietet. Die Päpste haben Rom für immer verlassen; kein Gegengewicht ist mehr für Euern Ehrgeiz, — es soll auch keines mehr für Eure Macht sein. Ihr habt die Beispiele der Visconti und des Taddeo di Pepoli vor Euch. Ihr könnt in Rom, der ersten Stadt Italiens, eine höchste und unumschränkte Herrschaft gründen, Eure schwächeren Nebenbuhler — die Savelli, die Malatesta, die Orsini — gänzlich unterwerfen und Euren Kindeskindern ein erbliches Königreich hinterlassen, das vielleicht noch einmal nach der Herrschaft der Welt strebt."

Stephan bedeckte sein Gesicht mit der Hand und antwortete: — „Aber dies, edler Montreal, erfordert Mittel — Geld und Mannschaft."

„Was die Letztere betrifft, so könnt Ihr genug von mir erlangen — meine kleine, am besten disciplinirte Compagnie kann, sobald ich nur will, zur zahlreichsten in Italien anwachsen; an dem Ersten, edler Baron, kann es dem reichen Hause Colonna nicht fehlen; selbst ein Pfandbrief auf die ausgedehnten Besitzungen kann leicht wieder eingelöst werden, wenn Ihr Euch in den Besitz aller Einkünfte Roms gesetzt habt. Ihr seht," fuhr Montreal gegen Adrian gewandt fort, von dessen Jugend er einen wärmeren Bundesgenossen erwartete, als in seinem grauen Verwandten, „Ihr seht auf einen Blick, wie ausführbar dieser Plan ist, und welch' weites Feld er Eurem Hause eröffnet."

„Herr Walter von Montreal," sagte Adrian, als

er von seinem Sitze sich erhob, um dem mit Schwierigkeit unterdrückten Unwillen Luft zu machen, „es betrübt mich sehr, daß unter dem Dache von Roms erstem Bürger ein Fremder so ruhig und ohne Unterbrechung den Ehrgeiz anspornen soll, um mit der Schuld und der verworfenen Berühmtheit eines Visconti oder eines Pepoli zu wetteifern. Sprecht, mein Herr (an Stephan sich wendend) — sprecht, edler Vetter! und sagt diesem Ritter aus der Provence, daß, wenn durch einen Colonna die frühere Größe Roms nicht wieder hergestellt werden kann, durch einen Colonna die letzten Trümmer der Freiheit wenigstens nicht zerstört werden sollen."

„Warum das, Adrian? — warum das, lieber Vetter?" sagte der so plötzlich aufgerufene Stephan, „beruhige Dich, ich bitte. Edler Herr Walter, er ist jung — jung und vorschnell, er wollte Euch nicht beleidigen."

„Davon bin ich überzeugt," versetzte Montreal kalt, aber mit großer und höflicher Selbstbeherrschung. „Aus ihm spricht der Eindruck des Augenblicks — ein lobenswerther Fehler der Jugend. Auch ich hatte ihn in seinem Alter, und manchmal hätte mich meine Uebereilung beinahe das Leben gekostet. Nein, Signor, nein! — greift nicht so bedeutsam an Euer Schwert, als meintet Ihr, ich wolle Euch drohen; ferne von mir sei eine solche Vermessenheit. Ich habe, glaubt mir, in den Kriegen hinlänglich Vorsicht gelernt, um nicht muthwillig eine Klinge gegen mich zu reizen, die ich gegen solche Ueberlegenheit geschwungen sah."

Wider Willen gerührt durch die Höflichkeit des Ritters und die Anspielung auf einen Vorfall, bei welchem sein Leben vielleicht durch Montreal gerettet worden war, reichte Adrian dem Letzteren die Hand.

„Ich war zu tadeln wegen meiner Hitze," sagte er freimüthig; „aber erkennt an eben meiner Heftigkeit," setzte er ernster hinzu, „daß Euer Vorschlag keine Theilnahme unter den Colonna erregen wird. Ja, in Gegenwart meines edlen Vetters wage ich Euch zu sagen, daß, wenn seine hohe Bestätigung einem solchen Plane zu Theil würde, die treuesten Herzen seines Hauses ihn verließen; und ich selbst, sein Verwandter, würde jenes Schloß da unten gegen einen so unnatürlichen Ehrgeiz bemannen."

Eine leichte und kaum bemerkbare Wolke zog bei diesen Worten über Montreals Angesicht, und er biß sich in die Lippe, ehe er antwortete: „Aber wenn die Orsini weniger gewissenhaft wären, so könnte man die erste Ausübung ihrer Macht in dem zusammenstürzenden Hause der Colonna erkennen."

„Wißt Ihr," versetzte Adrian, „daß einer unserer Wahlsprüche die stolze Anrede an die Römer ist: — Wenn wir fallen, fallt auch Ihr! Und lieber dieses Loos, als eine Erhebung auf den Trümmern unserer Vaterstadt."

„Gut, gut, gut!" sagte Montreal, indem er sich wieder setzte. „Ich sehe, daß ich Rom sich selbst überlassen muß, — der Bund muß ohne jenen Beistand gedeihen. Ich scherzte nur, wenn ich auf die Orsini hindeutete, denn es fehlt ihnen die Macht, die ihre

Bemühungen sicher machen würde. Laßt uns denn die vorige Unterredung aus unserem Gedächtnisse verwischen. Am neunzehnten, glaube ich, Signor Colonna, beabsichtigt Ihr mit Euren Freunden und Anhängern Euch nach Corneto zu begeben, wohin Euch zu begleiten Ihr mich aufgefordert?"

„An eben diesem Tage, Herr Ritter," erwiderte der Baron, sichtlich durch diese Wendung des Gespräches erleichtert. „Die Sache ist die, daß man uns so sehr der Gleichgültigkeit an den Interessen des guten Volkes beschuldigt, daß mir viel daran liegt, durch diese Expedition die Behauptung zu widerlegen, und wir beabsichtigen daher, eine Zufuhr Korn nach Corneto zu begleiten und gegen die Straßenräuber zu schützen. In Wahrheit aber habe ich außer der Furcht vor den Räubern noch einen zweiten Grund, aus welchem ich ein möglichst zahlreiches Gefolge wünsche. Ich möchte meinen Feinden und dem Volke im Allgemeinen die feste und immer wachsende Macht meines Hauses zeigen; die Schaustellung einer solchen bewaffneten Macht, wie ich sie aufzubringen hoffe, wird eine herrliche Gelegenheit sein, die Aufrührerischen und Widerspänstigen mit Scheu und Furcht zu erfüllen. Adrian, Du wirst, hoffe ich, an diesem Tage Deine Dienstmannen versammeln; wir möchten nicht ohne Dich sein."

„Und während wir dahinreiten, ehrenwerther Signor," sagte Montreal, sich gegen Adrian wendend, „werden wir die Wunde gänzlich heilen, die ich Euch aus Unachtsamkeit schlug. Glücklicher Weise gibt

es einen Punkt, in welchem wir uns vereinigen können — unsere Galanterie gegen das schöne Geschlecht. Ihr müßt mich mit den Namen der schönsten Damen Roms bekannt machen, und wir wollen alte derartige Abenteuer abhandeln und auf neue hoffen. Beiläufig gesagt, Signor Adrian, seid Ihr, wie alle Eure Landsleute, ein Verehrer Petrarka's?"

„Theilt Ihr unsern Enthusiasmus nicht? — Befleckt Eure Galanterie nicht so, ich bitte."

„Kommt, wir dürfen uns nicht schon wieder widersprechen; aber, bei Allem, was mir heilig ist, ich schätze einen Troubadours-Rundgesang so hoch, als Alles, was Petrarka je geschrieben. Er hat nur aus unserer ritterlichen Poesie entlehnt und sie wie ein weichlicher Geck maskirt."

„Nun," sagte Adrian heiter, „für jede Zeile der Troubadours, die Ihr citirt, sollt Ihr eine andere von mir haben. Ich will Euch die Ungerechtigkeit gegen Petrarka verzeihen, wenn Ihr den Troubadours Gerechtigkeit widerfahren laßt."

„Gerechtigkeit!" rief Montreal ganz begeistert; „ich stamme aus dem Lande, ja von dem Blute der Troubadours! aber wir werden zu lustig für Euern edeln Vetter; und ich muß für jetzt Euch Lebewohl sagen. Signor Colonna — Friede sei mit Euch; Adieu, Herr Adrian, — mein ritterlicher Bruder, erinnert Euch Eurer Ausforderung."

Und der Johanniterritter verabschiedete sich mit leichter, ungezwungener Anmuth. Der alte Baron entschuldigte sich durch eine stumme Verbeugung

bei Adrian und folgte Montreal in das anstoßende Zimmer.

„Herr Ritter!" sagte er, „Herr Ritter!" als er die Thüre gegen Adrian schloß und dann Montreal in eine Fenstervertiefung zog, — „ein Wort in's Ohr. Denkt nicht, ich verachte Euer Anerbieten, aber man muß diese jungen Leute schonen; der Plan ist groß — edel, — meinem Herzen angenehm: aber er erfordert Zeit und Vorsicht. Ich habe Viele aus meinem Hause, so bedenklich wie jener Hitzkopf, erst zu gewinnen; der Weg ist schön; aber er muß genau und sorgfältig untersucht werden. Ihr versteht?"

Montral warf unter den zusammengezogenen Brauen einen durchdringenden Blick auf Stephan und antwortete dann: —

„Meine Freundschaft für Euch hieß mich jenes Anerbieten machen. Der Bund kann bestehen ohne die Colonna, — hütet Euch vor einer Zeit, wo die Colonna nicht ohne den Bund mehr bestehen können. Mein Gebieter, seht Euch wohl um; es gibt mehr freie Männer — ja, überdies noch kühne und rührige — in Rom, als Ihr wohl denkt. Hütet Euch vor Rienzi! Adieu, bald treffen wir uns wieder."

Mit diesen Worten schied Montreal, und als er mit seinem sorglosen Schritt durch das vollgedrängte Vorzimmer ging, sprach er zu sich selbst: —

„Ich werde hier meinen Zweck nicht erreichen! — diese elenden Adeligen haben weder den Muth, um groß, noch die Weisheit, um ehrlich zu sein. Lasse sie fallen! — Vielleicht finde ich einen Abenteurer

aus dem Volke, — einen Abenteurer, wie ich selbst, der sie Alle aufwiegt."

Kaum war Stephan zu Adrian zurückgekehrt, so umarmte er seinen Mündel leidenschaftlich, der schon seinen Stolz für einen scharfen Tadel wegen seiner Keckheit gerüstet hatte.

„Herrlich verstellt, bewundernswerth, bewundernswerth!" rief der Baron; „Ihr habt die wahre Kunst eines Staatsmannes an dem kaiserlichen Hofe gelernt. Immer dachte ich es — immer habe ich es gesagt. Ihr sahst die Verlegenheit, in der ich mich befand, so überrascht durch den tollen Plan des Barbaren; besorgt, ihn von der Hand zu weisen, — noch besorgter, ihn anzunehmen. Ihr habt mich mit vollendeter Gewandtheit herausgezogen; diese Leidenschaftlichkeit — Eurem Alter so natürlich, — war eine treffliche Finte, — lenkte den Angriff ab, — schaffte mir Zeit, zu Athem zu kommen, — setzte mich in den Stand, mit dem Wilden zu spielen. Aber wir dürfen ihn nicht beleidigen, wißt Ihr; alle meine Leute würden mich verlassen, oder mich an die Orsini verkaufen, oder mir den Hals abschneiden, wenn er nur mit dem Finger winkte. O! es war bewundernswerth durchgeführt, Adrian, bewundernswerth!"

„Dem Himmel sei Dank!" sagte Adrian, dem es schwer wurde, den Athem wieder zu finden, welchen sein Erstaunen zurückgedrängt hatte: „Ihr denkt nicht daran, den schwarzen Vorschlag anzunehmen?"

„Daran denken! nein, gewiß nicht!" sagte Stephan und warf sich in seinen Stuhl zurück. „Nun,

kennst Du mein Alter nicht, Knabe? Hart an meinem neunzigsten Jahre, müßte ich wahrlich ein Thor sein, wenn ich mich in einen solchen Strudel von Unruhe und Bewegung stürzte. Ich wünsche zu behalten, was ich habe, — nicht, es durch weitere Wagnisse auf das Spiel zu setzen. Bin ich nicht der Liebling des Papstes? Soll ich mich seinem Kirchenbanne aussetzen? Bin ich nicht der Mächtigste unter dem Adel? Wäre ich als König mehr? Mir, in meinem Alter, von solchem Zeug reden! — der Mensch ist toll. Ueberdies," setzte der alte Mann mit gedämpfter Stimme und ängstlich um sich blickend, hinzu, „wenn ich König wäre, so könnten meine Söhne mich der Nachfolge wegen vergiften. Es sind gute Jungen, Adrian, gewiß! Aber eine solche Versuchung! — Ich möchte sie nicht auf diese Probe setzen; diese grauen Haare haben Erfahrungen gemacht! Tyrannen sterben keines natürlichen Todes; nein, nein! — Die Pest über den Ritter, sage ich; er hat mich schon in einen kalten Schweiß gestürzt."

Adrian betrachtete die arbeitenden Züge des alten Mannes, dessen Selbstsucht ihn so vor einem Verbrechen bewahrte. Er horchte auf seine letzten Worte — voll von der dunkeln Wahrheit jener Zeiten — und als der hohe und reine Ehrgeiz Rienzi's plötzlich sich ihm vor Augen stellte, fühlte er, daß er seine Hitze nicht tadeln, über deren Uebermaß sich nicht wundern könne.

„Und dann," fuhr der Baron, seine Selbstbeherrschung wieder gewinnend, bedächtiger fort, „zeigt

mir dieser Mann durch seine Warnung auf einmal seine ganze Unkenntniß unseres Staatszustandes. Was meint Ihr? Er hat sich unter den Pöbel gemischt und dessen furchtbare Sprache für Macht gehalten; ja, er glaubt, Worte seien Krieger, und bat mich — mich, Stephan Colonna, — mich in Acht zu nehmen — vor wem meint Ihr? Nein, Ihr werdet es nie errathen! — vor dem Redenhalter Rienzi! — meinem früheren, scherzhaften Gaste! ha! ha! ha! — die Unwissenheit dieser Barbaren! — ha! ha! ha!" und der alte Mann lachte, bis ihm die Thränen über die Wangen rollten.

„Doch fürchten Viele unter dem Adel eben diesen Rienzi;" sagte Adrian ernsthaft.

„Ach! laßt sie, laßt sie! — Ihnen fehlt unsere Erfahrung — unsere Weltkenntniß, Adrian. Bedenke, Mann — wann haben je Deklamationen Schlösser eingestürzt und Soldaten besiegt? Ich sehe es gern, wenn Rienzi dem Pöbel von dem alten Rom und solchem Zeug vordeklamirt; es gibt ihnen etwas zu denken und zu plaudern, und so verdunstet ihre ganze Wuth in Worten; sie könnten ein Haus anzünden, wenn sie keine Rede hörten. Da ich aber gerade auf diesem Thema bin, so muß ich gestehen, daß der Schulfuchs in seinem neuen Amte unverschämt geworden ist; da, da, — dieses Papier erhielt ich heute, noch ehe ich aufstand. Ich höre, er hat dieselbe Unverschämtheit gegen alle Adeligen begangen. Lest es, wenn Ihr wollt;" und der Colonna gab seinem Verwandten ein Papier in die Hand.

„Ich habe dasselbe erhalten," sagte Adrian, als er einen Blick hingeworfen hatte. „Es ist eine Aufforderung Rienzi's, in die Kirche des St. Johann von Lateran zu kommen, um die Erklärung der Inschrift einer kürzlich aufgefundenen Tafel mit anzuhören. Sie steht, sagt er, in der innigsten Verbindung mit der Wohlfahrt und dem Zustande Roms."

„Sehr unterhaltend, wage ich zu behaupten, für Professoren und Büchermenschen. Verzeiht mir, Vetter; ich vergaß, daß Ihr an solchen Dingen Geschmack findet! mein Sohn Gianni theilt auch diese Eure Neigung. Nun, nun! sie ist unschuldig genug! Geht — der Mann spricht gut."

„Wollt Ihr uns nicht begleiten?"

„Ich — mein guter Junge — Ich!" sagte der alte Colonna und riß die Augen mit solchem Erstaunen auf, daß Adrian nicht umhin konnte, über die Einfalt seiner Frage zu lachen.

Zweites Kapitel.

Die Unterredung und der Zweifel.

Als Adrian den Palast seines Vormundes verließ und seinen Weg in der Richtung gegen das Forum nahm, begegnete er etwas unerwartet Raimund, dem Bischof von Orvieto, der, auf einem kleinen Klepper sitzend und von drei oder vier seiner Diener begleitet, plötzlich anhielt, als er den jungen Edelmann erkannte.

„Ach, mein Sohn! ich sehe dich selten: wie geht es Dir? — gut? So, so! Es freut mich, dies zu

hören. Ach! in welchem Zustande der Gesellschaft leben wir hier, im Vergleiche mit den ruhigen Genüssen in Avignon! Dort finden sich alle Männer, die, wie wir, Freunde derselben Bestrebungen, derselben Studien, der deliciae musarum, sind — hm! hm! (denn der Bischof that sich auf ein gelegentliches Citat, am rechten oder unrechten Orte, etwas zu Gute) leicht und natürlich zusammen. Aber hier wagen wir uns ja kaum aus unseren Häusern heraus, außer bei feierlichen Gelegenheiten. Da ich aber gerade von feierlichen Gelegenheiten und den Musen spreche, fällt mir die Einladung unseres guten Rienzi in den Lateran bei; natürlich seid Ihr zugegen; es ist ein mächtig schwieriges Stück Latein, das er erklären will — so höre ich wenigstens — höchst interessant für uns, mein Sohn — höchst!"

„Es ist morgen," gab Adrian zur Antwort. „Ja gewiß werde ich mich einfinden."

„Und, höre mein lieber Sohn," sagte der Bischof, indem er freundlich seine Hand auf Adrians Schulter legte, „ich hoffe nicht ohne Grund, daß er unsere armen Bürger an das Jubiläum im Jahre fünfzig erinnern und sie anspornen wird, die Straßen von dem Raubgesindel zu säubern; eine nothwendige Einschärfung, die man zur rechten Zeit beachten muß; denn wer wird der Absolution wegen hierher kommen, wenn er riskirt, unterwegs ohne Absolution in's Fegefeuer wandern zu müssen? Ihr habt Rienzi gehört — ja? ganz Cicero — ganz! — Nun, der Himmel segne Euch, mein Sohn! — Ihr bleibt nicht aus?"

„Nein, gewiß nicht."

„Doch, halt — ein Wort mit Euch; sagt doch Allen, mit denen Ihr zusammentrefft, wie wünschenswerth eine volle Versammlung ist; es macht der Stadt Ehre, wenn den Wissenschaften Achtung gezollt wird."

„Nichts von dem Jubiläum zu sagen," setzte Adrian lächelnd hinzu.

„Ach, nichts von dem Jubiläum zu sagen — sehr gut! Adieu für diesmal!" Und der Bischof setzte sich wieder in dem Sattel zurecht und ritt feierlich weiter, um seine verschiedenen Freunde zu besuchen und sie in die Versammlung zu nöthigen.

Adrian setzte inzwischen seinen Weg fort, bis er das Capitol, den Bogen des Severus, die zerbröckelnden Säulen des Jupitertempels hinter sich hatte und sich unter dem langen Gras, dem flüsternden Rohr und den vernachlässigten Weingärten befand, welche über der jetzt verschwundenen Pracht von Nero's goldenem Hause sich erheben. Er setzte sich auf einen umgestürzten Pfeiler — an der Stelle, wo der Reisende in die (sogenannten) Bäder der Livia hinabsteigt — und sah ungeduldig nach der Sonne, als wollte er sie tadeln wegen ihres langsamen Ganges.

Er durfte indessen nicht lange warten, bis man einen leichten Schritt in dem wohlriechenden Grase gehen hörte, und jetzt strahlte durch die gewölbten Reben ein Gesicht, das man wohl für die Nymphe — für die Göttin des Ortes hätte halten können.

„Meine Schöne! meine Irene! wie soll ich Dir danken!"

„Es währte lange, bis der entzückte Liebende auf Irenens Antlitz eine Traurigkeit erblickte, die es gewöhnlich in seiner Gegenwart nicht trübte. Auch zitterte ihre Stimme — ihre Worte schienen erzwungen und kalt.

„Habe ich Dich beleidigt?" fragte er; „oder welches geringere Unglück ist Dir begegnet?"

Irene erhob den Blick zu dem Geliebten und sagte, während sie ihn ernstlich ansah: „Sage mir, mein Herr, mit nüchterner und einfacher Wahrheit, sage mir, würde es Dich sehr betrüben, wenn diese unsere letzte Zusammenkunft sein sollte?"

Bläßer, als der Marmor zu seinen Füßen wurde Adrians blasse Wange. Es vergingen einige Augenblicke, ehe er antworten konnte, und er that dies hierauf mit erzwungenem Lächeln und zitternden Lippen.

„Scherze nicht so, Irene! die letzte! das ist kein Wort für uns."

„Aber höre mich, mein Herr — —"

„Warum so kalt? — nenne mich Adrian! — Freund! — Geliebter! oder bleibe stumm!"

„Nun denn, Seele meiner Seele! — meine ganze Hoffnung! — Leben meines Lebens!" rief Irene leidenschaftlich aus, „höre mich! Ich fürchte, wir stehen in diesem Augenblicke an einem Abgrunde, dessen Tiefe ich nicht sehe, der uns aber für immer trennen kann! Du kennst das wahre Wesen meines Bruders und beurtheilst ihn nicht falsch, wie so Manche. Lange hat er über Planen und Entwürfen gebrütet, ist mit sich selbst zu Rathe gegangen und hat, im Gefühle seiner Bedeutung bei dem Volke den Weg zu einem

großen Unternehmen vorbereitet. Aber jetzt — (Du wirst ihn nicht verrathen — ihn nicht verderben? — er ist Dein Freund!)

„Und Dein Bruder! mein Leben gäb' ich für das seinige! Fahre fort!"

„Aber jetzt also," sprach Irene weiter, rücket die Zeit für dieses Unternehmen, worin es immer bestehen mag, schnell heran. Ich kenne seine Zwecke nicht genau, aber ich weiß, daß es gegen den Adel — gegen Deinen Stand — ja gegen Dein Haus gerichtet ist! Wenn es gelingt — o, Adrian! Du selbst wärest nicht außer Gefahr — und mein Name wäre wenigstens verbunden mit dem Namen Deiner Feinde. Wenn es fehlschlägt — so ist mein Bruder, mein kühner Bruder, verloren! Er fällt als ein Opfer der Rache oder Gerechtigkeit, nenne es wie Du willst. Dein Vetter kann sein Richter, sein Henker werden, und ich, sollte ich auch am Leben bleiben, um den Ruhm und Glanz meines niedrigen Geschlechtes zu betrauern, könnte ich mir gestatten, zu lieben — einen Mann zu sehen, in dessen Adern das Blut seiner Mörder fließt? O! ich bin elend — elend! diese Gedanken machen mich beinahe wahnsinnig!" Bitterlich rang Irene die Hände und schluchzte laut.

Adrian selbst ward durch das ihm so dargestellte Gemälde heftig ergriffen, obgleich dessen Alternativen sich früher oft dunkel seinem Geiste aufgedrungen hatten. Indessen ist wahr, daß er, nicht wissend, welch physische Macht hinter Rienzi's Planen war, und noch nie Zeuge der gewaltigen moralischen Kraft einer Re=

volution, nicht begriff, daß ein Aufstand, zu welchem dieser das Volk aufreizen möchte, von dauerndem Erfolge sein könnte, und was seine Bestrafung anbelangte, so wußte Adrian in dieser Stadt, wo alle Gerechtigkeit dem Einflusse weichen mußte, sich mächtig genug, um Vergebung auch für das größte aller Verbrechen — bewaffneten Aufstand gegen den Adel — auszuwirken. Als diese Gedanken sich ihm vorstellten, gewann er wieder den Muth, Irene zu trösten und aufzurichten. Aber seine Bemühungen hatten einen nur theilweisen Erfolg. Durch ihre Besorgnisse zu Betrachtung der Zukunft erwacht, die sie bis jetzt vergessen hatte, schien Irene zum erstenmale taub gegen die Stimme des Geliebten.

„Ach!" sagte sie traurig, selbst im glücklichsten Falle, wie kann diese Liebe, die wir so blindlings gewähren ließen — wie kann sie enden? Du kannst kein Mädchen, wie mich, heirathen, und ich! wie thöricht bin ich gewesen!"

„Nimm Deinen Verstand zusammen, Irene," sagte Adrian stolz, zum Theil vielleicht aus Aerger, zum Theil aus seiner durch Erfahrung gewonnenen Kenntniß des weiblichen Herzens. „Liebe einen Andern, und klüger, wenn Du willst; widerrufe Dein Gelübde gegen mich und halte es fortan für ein Verbrechen, zu lieben, und für eine Thorheit, treu zu sein!"

„Grausamer!" sagte stotternd die ihrerseits jetzt beunruhigte Irene. „Sprichst Du im Ernste?"

„Sage mir, ehe ich Dir antworte, sage mir das eine: Käme Tod, kämen Qualen, käme ein ganzes

Leben voll Kummer als Folge dieser Liebe, würdest Du je bereuen, daß Du geliebt? Wenn dies der Fall ist, kennst Du die Liebe nicht, die ich für Dich fühle."

„Nie! nie kann ich es bereuen!" sagte Irene und fiel Adrian um den Hals; „vergib mir!"

„Aber ist denn wirklich," sagte Adrian kurz nach diesem Streite mit nachfolgender Aussöhnung, „ist denn wirklich der Unterschied in Deines Bruders früherem und jetzigem Benehmen so auffallend? Wie weißt Du, daß die Zeit des Handelns so nahe ist?"

Weil er jetzt ganze Nächte mit allen Arten von Männern eingeschlossen ist; er schließt seine Bücher ein — er liest nicht mehr — aber wenn er allein ist, geht er in seinem Zimmer auf und ab und spricht leise mit sich selbst. Bisweilen bleibt er vor dem Kalender stehen, den er neulich mit eigener Hand an der Wand befestigte, fährt mit seinen Fingern über die Buchstaben, bis er an ein gewisses Datum kommt, spielt dann mit seinem Schwerte und lächelt. Vor zwei Nächten wurde auch eine große Menge Waffen in das Haus gebracht, und ich hörte den Führer der Männer, die sie brachten, einen unter dem Volke gar wohl bekannten grimmigen Riesen, sagen, indem er sich die Stirne wischte; diese werden bald zu thun bekommen!"

„Waffen! Bist Du dessen gewiß?" fragte Adrian ängstlich. „Ja, dann ist mehr an diesen Planen, als ich mir dachte! Aber (setzte er, als er bemerkte, daß Irenens Blick bei Veränderung seiner Stimme furchtsam auf ihm ruhe, munterer hinzu), aber komme,

was da wolle, glaube mir, meine Schöne! meine Angebetete! daß, so lange ich lebe, Dein Bruder nichts von dem Zorne zu leiden haben soll, den er gegen sich erwecken mag — und daß ich, wenn er auch unsere alte Freundschaft ganz vergessen sollte, nicht aufhören werde, Dich zu lieben."

„Signora! Signora, Kind! es ist Zeit! wir müssen gehen!" rief die gellende Stimme Benedetta's, die jetzt durch das Laubwerk guckte. „Die Arbeitsleute gehen auf diesem Wege heim; schon sehe ich sie nahen."

Die Liebenden schieden; zum erstenmale war die Schlange in ihr Paradies gedrungen, sie hatten etwas Anderes gedacht, besprochen, als Liebe.

Drittes Kapitel.

Die Lage eines populären Patriciers in Zeiten des Mißvergnügens unter dem Volke — Scene im Lateran.

Die Lage eines Patriciers, der das Volk aufrichtig liebt, ist in solchen schlimmen Zeiten, wenn die Gewalt unterdrückt und die Freiheit kämpft — wenn die in zwei Parteien getheilten Männer miteinander ringen — die verdrießlichste und verwickeltste, welche das Schicksal möglicherweise aussinnen kann. Soll er Partie für den Adel nehmen? — er verräth sein Gewissen! Für das Volk? — er verläßt seine Freunde! Aber die Folge dieser letzteren Wahl ist nicht die einzige — für einen starken Geist vielleicht auch nicht die härteste. Alle Männer sind beherrscht und gefesselt

von der öffentlichen Meinung: sie ist die öffentliche Richterin. Aber die öffentliche Meinung ist nicht für alle Stände dieselbe. Die öffentliche Meinung, welche den Plebejer aufmuntert oder abschreckt, ist die Meinung der Plebejer — derjenigen, die er sieht, mit denen er zusammenkommt und die er kennt; derjenigen, mit denen er in Berührung kommt — mit denen er von seiner Kindheit an umgegangen ist — deren Lob er täglich hört — deren Tadel ihm zu jeder Stunde entgegensteht. * So ist auch die öffentliche Meinung für die Großen die ihrer Standesgenossen — derer, welche Geburt und Zufall für immer in ihren Weg warf. Wenn wir in unserer Zeit in dem seichten Blatte eines dogmatisirenden Journalisten lesen, daß dieser oder jener Edelmann nicht wagt, diese oder jene Handlung zu begehen — einen Pächter zu schrecken, oder einen Stimmgeber zu bestechen, weil er die öffentliche Meinung scheut: ist es dann die öffentliche Mei-

* Es ist dasselbe in noch kleineren Kreisen. Die öffentliche Meinung für Juristen ist die von Juristen; für Krieger, die der Armee; für Gelehrte, von Männern dieses Faches. Und für die Feinfühlenden unter den letzteren ist die feindselige Kritik von Gelehrten schon schmerzender gewesen, als die strengste moralische Rüge des Publikums. Mancher hat eine große That gethan, ein großes Werk verfaßt, einzig und allein, um zwei oder drei Personen zu gefallen, die beständig seinem Geiste vorschweben. Ihre Stimme war ihm öffentliche Meinung Die öffentliche Meinung, welche Bishop den Mörder bestimmte, war die Meinung der Burker, seiner Kameraden. Verdammten diese ihn? Nein! Er kannte keine andere öffentliche Meinung, bis er gehenkt werden sollte und die verabscheuenden Blicke sah und die zischenden Verwünschungen der unter seinem Galgen versammelten Menge hörte.

nung derer, welche immer um ihn sind, welche ihn verdammt? die öffentliche Meinung seiner Schmarotzer, seiner Clienten, seiner Standesgenossen, seiner Kameraden in Politik und Ansicht? Werden diese ihn verdammen? Nein! Es ist die öffentliche Meinung einer andern Klasse — einer Klasse, der seine Bahn sich nicht nähert — einer Klasse, deren Lob oder Tadel selten in seinen Ohren wiederklingt — einer Klasse, der zu trotzen die öffentliche Meinung seines Standes vielleicht für Muth, die geringzuschätzen sie vielleicht für Würde hält. Diese Unterscheidung ist voll von wichtigen, praktischen Schlüssen; ist eine solche, die mehr als die meisten Grundsätze, nie von einem Politiker vergessen werden sollte, welcher auf Tiefe Anspruch macht. Es ist also eine fürchterliche Probe zu bestehen, die wenige Plebejer je durchmachen, und über welche, ohne zu straucheln, hinwegzukommen, daher auch mit Unrecht von den Patriciern erwartet wird — die Probe, sich der öffentlichen Meinung zu widersetzen, welche hinsichtlich ihrer besteht. Sie können nicht umhin, dem eigenen Urtheil zu mißtrauen — können nicht umhin, zu glauben, die Stimme der Weisheit oder der Tugend spreche in den Tönen, die sie von ihrer Wiege an als Orakel betrachteten. In dem Tribunal von Sektenvorurtheil glauben sie den Richterstuhl des allgemeinen Gewissens zu erkennen. Ein anderes, mächtiges Gegenmittel für die Thätigkeit eines in solcher Lage befindlichen Patriciers ist die Gewißheit, daß am Ende die Beweggründe einer solchen Thätigkeit sowohl von der Aristokratie, die er

verläßt, wie von dem Volke, zu dem er übertritt, mißdeutet werden. Es scheint an einem Manne so unnatürlich, wenn er offen von seinen Standesgenossen abfällt, daß die Welt gerne diesem Geheimniß alle Gründe, nur nicht redliche Ueberzeugung oder erhabenen Patriotismus, unterschiebt. „Ehrgeiz!" sagt der Eine. „Getäuschte Hoffnungen!" ruft ein Anderer. „Irgend ein Privathaß!" bemerkt ein Dritter. „Aufrührerische Eitelkeit!" spöttelt ein Vierter. Das Volk bewundert zuerst, beargwohnt aber hernach. Von dem Augenblicke an, wo er sich einem Wunsche des Volkes widersetzt, gibt es kein Heil mehr für ihn; er wird angeklagt, er habe den Heuchler gespielt — er habe Schafskleider getragen, und jetzt sagen sie: „Seht! die Wolfszähne kommen zum Vorschein!" Ist er vertraulich mit dem Volke — so ist es Schmeichelei! Hält er sich entfernt — so ist es Stolz! Was hält denn einen Mann in solcher Lage aufrecht, der seinem Gewissen folgt und mit offenen Augen alle die Gefahren seines Pfades sieht? Hinweg mit dem Gewäsch von öffentlicher Meinung — hinweg mit dem armseligen Wahn von späterer Gerechtigkeit; er wird die erstere beleidigen, die letztere nie erhalten. Was hält ihn aufrecht? Seine eigene Seele! Ein durchaus großer Mann hegt eine gewisse Verachtung für sein Geschlecht, während er es unterstützt; ihr Wohl oder Wehe gilt ihm Alles; ihr Beifall, ihr Tadel gelten ihm nichts. Er tritt heraus aus dem Kreise von Geburt und Gewohnheit; er ist taub für die kleinlichen Beweggründe kleiner Menschen. Hoch in

dem weitesten Raum, den seine Bahn beschreibt, hält er in seinem Laufe inne, um zu führen oder zu erleuchten; aber der Lärm unten erreicht ihn nicht! Bis das Rad gebrochen ist, bis die schwarze Leere den Stern verschlingt, macht er Tag und Nacht seinen eigenen Ohren Musik; er dürstet nach keinem Tone von der Erde, die er erleuchtet, er sehnt sich nach keinem Gefährten auf der Bahn, die er durchwallt, seiner eigenen Herrlichkeit sich bewußt und deßhalb zufrieden, allein zu sein!

Aber Geister dieser Art sind selten. Nicht jedes Zeitalter bringt sie hervor. Sie sind Ausnahmen von der gewöhnlichen menschlichen Tugend, die, wenn nicht verdorben, doch bestimmt und geleitet wird durch äußere Umstände. Zu einer Zeit, wo bloße Empfänglichkeit für die Stimme des Ruhmes ein großer Vorzug hinsichtlich der moralischen Kraft vor der übrigen Menschheit war, war es beinahe unmöglich, daß irgend Jemand von dem verfeinerten, übersinnlichen Gefühle, jenem geläuterten Antriebe zu großen Thaten — dem Ruhme in der eigenen Brust, der so unermeßlich hoch steht über dem Verlangen nach Berühmtheit bei Anderen, eine Vorstellung hatte. Wir müssen in der That, ehe wir uns von der Welt losmachen können, durch ein langes und strenges Noviziat — durch die Bewährung vielen Nachdenkens und vielen Kummers — durch vollkommene und schmerzliche Ueberzeugung von der Eitelkeit alles dessen, was die Welt uns bieten kann, uns — nicht in der Hitze einer Stunde, sondern für immer — über die Welt erhoben haben;

eine Abgeschiedenheit — ein Idealism — die selbst in unseren weiseren Tagen nur Wenige von den Weisesten zu erreichen im Stande sind! Und doch kennen wir, bis wir so beglückt sind, die wahre Göttlichkeit der Betrachtung nicht, eben so wenig die allgenügende Macht des Gewissens; auch können wir uns nicht mit feierlichen Schritten in das Allerheiligste unserer eigenen Seele zurückziehen, wo wir erkennen und fühlen, wie weit unsere Natur des unabhängigen Daseins eines Gottes fähig ist!

Aber kehren wir zu den irdischen Gegenständen und Gedanken wieder zurück! Diese Betrachtungen und diese Verkettungen der Umstände, die in ähnlicher Lage so manchen ehrbaren und muthigen Geist fesselten, machten ihre Gewalt auch bei Adrian geltend. Er fühlte seine falsche Stellung. Seine Vernunft und sein Gewissen waren für Rienzi's Plane, und seine natürliche Kühnheit wie sein Unternehmungsgeist hätten ihn vermocht, thätigen Antheil an deren Ausführung zu nehmen. Aber dem traten alle seine Verbindungen, seine Freundschaften, Privat- und häusliche Bande offen entgegen. Wie konnte er gegen seinen Stand, gegen sein Haus, gegen seine Jugendgefährten sich insgeheim verschwören, oder ernstlich handeln? An dem Ziele, zu welchem ihn sein Patriotismus trieb, standen Heuchelei und Undankbarkeit. Wer wollte den für einen treuen Kämpfer seines Vaterlandes halten, der an seinen Freunden zum Verräther würde. Und so

„Wechselte die angeborene Farbe der Entschließung
Mit der kranken Blässe des Nachdenkens!"

Und Er, der durch seine natürlichen Anlagen ein Lenker der Zeit hätte sein sollen, blieb bloßer Zuschauer. Doch suchte sich Adrian über seine gegenwärtige Unthätigkeit mit der Ueberzeugung von der Politik seines Benehmens zu trösten. Derjenige, welcher bei dem Beginne bürgerlicher Umwälzungen keinen Antheil an denselben nimmt, kann in der Folge oft ein sehr kräftiger Vermittler zwischen den Leidenschaften und Parteien werden. In Adrian's Verhältnissen war vielleicht Zögerung gerade die Rolle eines klugen Staatsmannes; oft verleiht gerade die Stellung, die im Anfange lähmt, gegen das Ende Ansehen. Rein von den Verirrungen und bewahrt von der Eifersucht rivalisirender Parteien, flößt ein neuer Charakter in einem stürmischen Drama leicht Allen Zuneigung und Achtung ein; seine Mäßigung kann ihm das Vertrauen des Volkes erwerben; sein Stand macht ihn zum passenden Vermittler bei dem Adel, und so erheben ihn die Eigenschaften, die ihn in der neuen Periode der Revolution zum Märtyrer gemacht hätten, in einer anderen vielleicht zum Retter.

Adrian wartete daher ruhig und stille die weiteren Ereignisse ab. Schlugen Rienzi's Plane fehl, so konnte er in Folge eben dieser Theilnahmlosigkeit das Volk um so besser vor neuen Ketten, und dessen Helden vor dem Tode schützen. Gelang das Unternehmen, so konnte er ebenso sein Haus gegen die Wuth des Volkes vertheidigen — und durch Unterstützung der Freiheit Unordnungen verhüten. So hoffte er wenigstens! und so beschränkte und beruhigte die italienische Schlauheit

und Vorsicht seines Charakters die Begeisterung seiner Jugend und seines Muthes.

Friedlich und wolkenlos schien die Sonne auf eine ungeheure Menschenmenge, welche auf dem großen Platze, der die Kirche des St. Johann von Lateran umgibt, zusammenströmte. Theils aus Neugierde — theils auf den Wunsch des Bischofes von Orvieto — theils weil es eine Gelegenheit war, die Pracht ihres Gefolges zu entwickeln — waren auch viele der vornehmsten Barone Roms hierher gekommen.

Auf einer der zur Kirche führenden Stufen stand, den gefalteten Mantel um sich geschlagen, Walter von Montreal und betrachtete die verschiedenen Züge, die einer nach dem andern durch die Gasse kamen, welche die Soldaten der Kirche mitten in dem Gewühle für die vornehmsten Edeln offen hielten. Er beobachtete mit Interesse, obgleich mit der Miene und dem schweifenden Blicke der ihm eigenen Unbefangenheit die verschiedenen Zeichen und Blicke der Begrüßung, womit das Volk die einzelnen hohen Personen empfing. Banner und Wappenschilde wurden jedem Signor vorgetragen, und als jene in der Höhe flatterte, prägte er die Witzeleien und Spottnamen — die kurzen, vielbedeutenden Worte des Lobes oder des Tadels — die unter der lebhaften Menge hin und her wogten, sorgfältig in sein Gedächtniß.

„Macht Platz da! — Platz für meinen Herrn, Martino Orsini — Baron di Porto!"

„Ruhe, Schätzchen! — zurück! — Platz für den Signor Adrian Colonna, Baron di Castello und Ritter

des Reiches." — Und bei diesen beiden Ausrufungen der Nebenbuhler sah man den goldenen Bären der Orsini in der Höhe flattern mit dem Wahlspruch: „Hüte Dich vor meiner Umarmung!" und die einzelne Säule der Colonna auf azurblauem Grunde mit Arthurs besonderer Devise: „Ernst, aber stark." Der Zug des Martino Orsini war weit zahlreicher als der Adrians, welcher nur aus zehn Männern bestand. Aber Adrians Leute erregten weit größere Bewunderung unter dem Volke und gefielen dem erfahrenen Auge des kriegerischen Johanniterritters weit mehr. Ihre Waffen waren spiegelblank; ihre Größe war bis auf einen Zoll gleich; ihr Schritt regelmäßig und gesetzt; ihre Haltung aufrecht, sie sahen weder rechts noch links; sie verriethen jene unaussprechliche Disciplin — jene Harmonie der Ordnung — welche Adrian während seiner eigenen Lehrjahre in den Waffen sich zu eigen gemacht hatte, um sie seinen Leuten einzuprägen. Dagegen war der unordentliche Zug des Herrn von Porto aus Männern von allen Größen zusammengesetzt. Ihre Waffen waren schlecht geputzt und nach altem Geschmacke; sie drängten sich verwirrt durch einander, lachten und sprachen laut; in Miene und Haltung sprach sich bei ihnen all der Uebermuth von Leuten aus, welche den Herrn, dem sie dienten, ebenso verachteten, wie das Volk, das sie in Furcht hielten. Da die beiden Banden in diesem engen Paß unerwartet auf einander stießen, zeigte sich augenblicklich die Eifersucht der beiden Häuser. Jede drängte sich um den Vortritt, und als die gelassene Regelmäßigkeit von Adrians Zug und die ge-

schlossene kleine Anzahl ihm gestattete, die Diener seines Nebenbuhlers hinter sich zu lassen, erhob das Volk ein lautes Geschrei: „Colonna hoch! — Laßt den Bären hinter der Säule hertanzen!"

„Vorwärts, ihr Bursche!" sagte Orsini laut zu seinen Leuten. „Wie konntet ihr diese Beschimpfung dulden?" Und sich selbst an die Spitze seiner Leute stellend, wollte er mitten durch den Zug seines Nebenbuhlers drängen, als ein großer Mann in päpstlicher Livree seinen Stab vorhielt.

„Verzeiht, mein Herr! wir haben den ausdrücklichen Befehl von dem Vikar, keinen Streit der verschiedenen Züge unter einander zu dulden."

„Bube! willst Du Worte mit mir wechseln?" sagte der stolze Orsini, und mit seinem Schwert hieb er den Stab entzwei.

„Im Namen des Vikars befehle ich Euch, zurückzugehen!" sagte der handfeste Wächter und vertrat mit seiner ungeheuern Figur dem Edeln gerade den Weg.

„Es ist Cecco del Vecchio!" schrieen diejenigen von dem Volke, welche nahe genug waren, um die Stockung und ihre Ursache bemerken zu können.

„Ja," sagte Einer, „der gute Vikar hat viele der stärksten Bursche in päpstliche Livree gesteckt, um besser Ordnung halten zu können. Er hätte keinen besseren wählen können, als den Cecco."

„Aber er darf nicht fallen!" schrie ein Anderer, als Orsini den Schmied anstarrte und sein Schwert zurückzog, als wollte er ihm die Brust durchbohren.

„Schande — Schande! soll der Papst so in seiner

eigenen Stadt beschimpft werden?" schrieen mehrere Stimmen. „Nieder mit dem Frevler — nieder!" und wie auf einen verabredeten Plan brach ein ganzer Haufen von dem Pöbel auf einmal durch die Gasse und stürzte wie ein Strom über Orsini und sein hinweggedrängtes, schlecht zusammen passendes Gefolge. Orsini selbst ward mit Gewalt zu Boden geworfen und von hundert Füßen auf ihm herumgetreten; seine Leute, die, unter einander geworfen, eben so gegen einander, wie gegen den Pöbel kämpften, wurden zerstreut und überwältigt, und als durch große Anstrengung der Wachen, den Schmied an ihrer Spitze, die Ordnung wieder hergestellt und die Gasse wieder gebildet war, konnte Orsini, beinahe erstickt vor Wuth und Scham, und von den groben Mißhandlungen, die er erlitten, übel zugerichtet, sich kaum vom Boden erheben. Die päpstlichen Diener hoben ihn auf, und als er auf den Beinen war, sah er sich wild um nach seinem Schwerte, das seiner Hand entfallen und von dem Pöbel mit Füßen getreten worden war; als er es nicht erblickte, sagte er zähneknirschend zu Cecco del Vecchio: „Bursche, Dein Nacken soll für diesen Schimpf büßen, oder soll Gott mich verlassen!" und weiter schritt er durch die Gasse, während ein halb unterdrücktes Jauchzen der Umstehenden seinen Schritten folgte.

„Platz da!" rief der Schmied, „für Herrn Martino di Porto, und möge es alles Volk wissen, daß er mir für Erfüllung meiner Pflicht in Gehorsam gegen den Vikar des Papstes mit dem Tode gedroht hat!"

„Das wagt er nicht!“ schrieen tausend Stimmen; „das Volk kann die Seinigen beschützen!“

Dieser Auftritt entging dem Provenzalen nicht, der den Wind wohl nach dem Fliegen der Strohhalme zu deuten wußte und aus der Kühnheit des Volkes zugleich sah, daß sie sich eines nahen Sturmes bewußt waren. „Par Dieu,“ sagte er, als er Adrian grüßte, der ernst und ohne rückwärts zu blicken, jetzt die zu der Kirche führenden Stufen erreicht hatte, „jener lange Bursche hat ein muthiges Herz und dazu noch viele Freunde. Was denkt Ihr,“ setzte er leise flüsternd hinzu, „ist dieser Auftritt nicht ein Beweis, daß die Edeln weniger sicher sind, als sie wähnen?“

„Die Thiere fangen an, gegen den Sporn auszuschlagen, Herr Ritter,“ erwiderte Adrian; „ein kluger Reiter sollte in einem solchen Falle darauf Bedacht nehmen, die Zügel nicht zu straff anzuziehen, damit sich das Thier nicht bäumt und ihn abwirft — doch das ist eben die Politik, die Ihr empfehlt.“

„Ihr seid im Irrthum,“ versetzte Montreal, mein Wunsch war, Rom einen Regenten zu geben, anstatt der vielen Tyrannen, — aber horcht! was bedeutet diese Glocke?“

„Die Ceremonie wird bald ihren Anfang nehmen,“ erwiderte Adrian. „Werden wir zusammen in die Kirche gehen?“

Selten war ein Gott geweihter Tempel Zeuge eines so eigenthümlichen Schauspieles, wie das, welches jetzt die feierlichen Räume des Lateran belebte.

Mitten in der Kirche erhoben sich amphithea-

tralisch Sitze, und an deren fernstem Ende war ein etwas höheres Gerüst, unter diesem, aber hoch genug, um von Allen gesehen werden zu können, stand eine große eiserne Tafel mit einer alten Inschrift; in ihrer Mitte war eine deutliche, hervorstehende Devise, welche jetzt erklärt werden sollte.

Die Sitze waren mit Tüchern und reichen Stoffen bedeckt. In dem Hintergrunde der Kirche war ein purpurner Vorhang. Rings um das Amphitheater waren die Diener der Kirche in den bunten Livreen des Papstes. Rechts von dem Gerüste saß Raimund, Bischof von Orvieto in seinen Staatskleidern. Auf den Bänken um ihn her sah man alle Vornehmen Roms — die Richter, die Gelehrten, den Adel, von dem hohen Range der Savelli bis zu dem niederern Grade eines Rafelli. Der Raum außerhalb des Amphitheaters war vom Volke angefüllt, das jetzt stromweise hereindrang! hell und laut ertönte die ganze Zeit über die große Glocke der Kirche.

Endlich, als Adrian und Montreal sich in geringer Entfernung setzten, schwieg die Glocke plötzlich — das Gemurmel des Volkes hörte auf — der Purpurvorhang wurde zurückgezogen und Rienzi trat mit langsamem, majestätischem Schritte vor. Er kam — aber nicht in seinem gewöhnlichen düstern und einfachen Anzug. Ueber seiner breiten Brust trug er eine Weste von blendender Weiße — ein langes Gewand, nach Art einer weiten Toga, reichte bis auf die Füße und schleppte auf dem Boden nach. Auf seinem Haupt trug er einen weißen Bund, in dessen Mitte

eine goldene Krone schimmerte. Aber die Krone war getheilt, oder gleichsam gespalten durch den mystischen Zierrath eines silbernen Schwertes, welches die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog und zugleich zeigte, daß er diese seltsame Tracht nicht aus Eitelkeit oder Gefallsucht angelegt habe, sondern um der Versammlung in der Person eines Bürgers — ein Sinnbild von dem Zustande der Stadt zu geben, über den er sich zu verbreiten im Begriffe stand.

„Wahrhaftig," flüsterte ein alter Nobili seinem Nachbar zu, „der Plebejer tritt mit Anstand auf."

„Was sind das für Comödiantenstreiche?" sagte ein Zweiter.

„Das wird einen schönen Spaß geben," flüsterte ein Dritter. Ich hoffe, der gute Mann wird auch einige Scherze in seine Rede mit einfließen lassen."

„Er ist gewiß wahnsinnig!" bemerkte ein Vierter.

„Wie hübsch er ist!" sagten die Frauen, die sich unter der Menge befanden.

„Das ist ein Mann, der das Volk auswendig gelernt hat," bemerkte Montreal gegen Adrian. „Er weiß, er muß zu dem Auge sprechen, um das Herz zu gewinnen, ein Schelm, ein schlauer Schelm!"

Jetzt hatte Rienzi das Gerüst betreten; und als er lang und fest in der Versammlung umherblickte, brachte die hohe gedankenvolle Ruhe seines majestätischen Antlitzes, sein tiefer und feierlicher Ernst all das Gemurmel zum Schweigen; er machte auf den hohnlächelnden Adel denselben Eindruck, wie auf das ungeduldige Volk.

„Ihr Herren von Rom," sprach er endlich, „und Ihr, Freunde und Mitbürger, Ihr habt gehört, warum wir heute versammelt sind; und Ihr, mein Herr Bischof von Orvieto, — und Ihr, Mitarbeiter auf dem Felde der Wissenschaften, — auch Ihr wißt, daß es eine Sache betrifft, die mit dem alten Rom in Beziehung steht, dessen vergangene Macht und Ruhm in ihrem Steigen wie in ihrem Fallen zu begreifen, wir zur Aufgabe der Studien unserer Jugend gemacht haben. Aber dies, glaubt mir, ist kein bloßes gelehrtes Räthsel, das nur für den Gelehrten von Nutzen ist, — nur die Todten betrifft. Laßt die Vergangenheit untergehn! — laßt Finsterniß sie bedecken! — laßt sie für immer schlafen über den zusammenstürzenden Tempeln und einsamen Gräbern ihrer vergessenen Söhne, — wenn sie uns nicht durch ihre enträthselte Geheimnisse Führerin werden kann für Gegenwart und Zukunft. Wie, meine Herren, Ihr habt geglaubt, nur um des Alterthumes willen haben wir Tag und Nacht studirt, was das Alterthum uns lehren kann! Ihr seid im Irrthum; es ist nichts werth, zu wissen, was wir gewesen sind, wenn sich nicht damit der Wunsch verbindet, zu wissen, was wir werden sollen. Unsere Vorfahren sind nur Staub und Asche, wenn sie nicht zu uns, ihren Nachkommen reden; und dann erschallen ihre Stimmen nicht aus der Erde herauf, sondern von dem Himmel herab. Es liegt in der Erinnerung eine Beredsamkeit, weil sie die Amme der Hoffnung ist. Die Vergangenheit ist nur heilig durch die Jahrbücher, die sie aufbewahren, — Jahrbücher von den

Fortschritten des Menschengeschlechtes, — Schritt-steine für Gesittung, Freiheit, Wissenschaft. Unsere Väter verbieten uns, zurückzugehen, — sie lehren uns, unser rechtmäßiges Erbe kennen, — sie gebieten uns, dieses Erbe zurückzufordern, es zu vergrößern, — ihre Tugenden zu bewahren und ihre Irrthümer zu vermeiden. Dies ist die wahre Nutzanwendung der Vergangenheit. Wie das heilige Gebäude, in welchem wir uns befinden, — ist sie ein Grab, auf welchem man einen Tempel errichten muß. Ich sehe, daß Ihr Euch über diesen langen Eingang verwundert; Ihr seht einander an — Ihr fragt, was daraus werden solle. Seht diese große Eisenplatte; eine Inschrift ist darauf gegraben, aber erst kürzlich hat man sie unter den Haufen von Steinen und Trümmern ausgegraben, die — o Schande für Rom! — einst Paläste des Kaiserreiches und Bogen der triumphirenden Macht waren. Die Devise in der Mitte der Tafel, die Ihr seht, stellt die Handlung der römischen Senatoren vor, — welche dem Vespasian die kaiserliche Würde übertragen. Um diese Inschrift vorlesen zu hören, habe ich Euch eingeladen! Sie bezeichnet genau Ausdehnung und Grenzen der solchergestalt übertragenen Macht. Dem Kaiser wurde die Macht anvertraut, Gesetze zu geben und Bündnisse zu schließen, mit welchen Nationen er es immer für gut fand, — die Grenzen der Städte und Distrikte zu erweitern oder zu verringern, — Männer — merkt hier auf, meine Herren! — zu dem Range von Herzogen und Königen zu erheben, — ja, und sie abzusetzen und

der Würde zu entkleiden; — einem Orte die Privilegien einer Stadt zu ertheilen und sie wieder zu nehmen; kurz, alle Eigenschaften kaiserlicher Macht. Ja, jenem Kaiser wurde eine so ausgedehnte Macht anvertraut; aber von Wem? Habt Acht — horcht, ich bitte — verliert kein Wort, — von Wem, frage ich? von dem römischen Senate! Was war der römische Senat? Der Stellvertreter des römischen Volkes!"

„Ich wußte, daß er darauf kommen würde!" sagte der Schmied, der mit seinen Gesellen an der Thüre stand, zu dessen Ohr aber rein und klar Rienzi's Silberstimme drang.

„Muthiger Bursche! und dies noch vor den Ohren der Barone."

„Ja, da seht ihr, was das Volk war! und ohne ihn hätten wir das nie erfahren."

— „Ruhig, Leute!" sagte der Kirchendiener zu denen von dem Haufen, welche sich diese Worte zugeflüstert hatten.

Rienzi fuhr fort. — „Ja, das Volk war es, das diese Gewalt übertrug — dem Volke steht sie daher zu! Maßte sich der erhobene Kaiser die Krone an? Konnte er nur so von sich selbst diese Macht annehmen? War sie mit ihm geboren? Leitete er sie, meine Herren Barone, von dem Besitze befestigter Schlösser — von hoher Abkunft ab? Nein! allvermögend, wie er war, hatte er doch kein Recht auf nur den geringsten Theil von dieser Macht, außer durch die Stimme und Uebertragung des römischen Volkes.

So groß, meine Landsleute! so groß war selbst zu der Zeit, wo die Freiheit nur noch ein Schatten von ihrem früheren Selbst war, — so groß war das anerkannte Vorrecht Eurer Väter! Alle Gewalt kam vom Volke. Was habt Ihr jetzt zu vergeben? Wer, wer, frage ich, — welche einzige Person, welcher kleine Häuptling fragt Euch wegen der Macht, die er sich anmaßt? Sein Senat ist sein Schwert; sein Freibrief ist geschrieben, nicht mit Tinte, sondern mit Blut. Das Volk! — es gibt kein Volk! O! wollte Gott, daß wir eben so leicht den Geist der Vorzeit aus der Erde grüben, als ihre Denkmale!"

„Wenn ich Euer Vetter wäre," flüsterte Montreal Adrian zu, „ich würde diesem Manne kurze Ruhezeit zwischen dem Schluß seiner Rede und seiner Beichte geben."

„Wer ist Euer Kaiser?" fuhr Rienzi fort, „ein Fremder! Wer das große Haupt Eurer Kirche? — ein Verbannter! Ihr seid ohne Eure gesetzmäßigen Häupter, und warum? Weil Ihr nicht ohne Eure dem Gesetze hohnsprechende Tyrannen seid! die Zügellosigkeit Eurer Edeln, ihre Mißhelligkeiten, ihre Streite haben unseren heiligen Vater von dem Erbe des heiligen Peters vertrieben; — sie haben Eure Straßen mit Eurem eigenen Blute überschwemmt; sie haben die Frucht Eurer Arbeiten in Privatstreiten und mit Unterhaltung gemietheter Räuber verschwendet. Eure Kräfte haben sich gegen Euch selbst erschöpft. Ihr habt aus Eurer Vaterstadt, einst die Beherrscherin der Welt, ein Gespötte gemacht. Ihr habt ihre Lippen

in Galle getaucht — Ihr habt eine Dornenkrone auf ihr Haupt gesetzt! Wie, meine Herren!" sagte er, indem er sich heftig gegen die Savelli und Orsini umwandte, die, bemüht, die geheime Furcht abzuschütteln, welche die feurige Beredsamkeit Rienzi's ihren Herzen eingeflößt, jetzt durch verächtliche Geberden und höhnisches Lächeln das Mißfallen zu erkennen gaben, das sie in Gegenwart des Vikars und des Volkes nicht laut werden zu lassen wagten. — „Wie! sogar während ich spreche — hält Euch nicht die Heiligkeit dieses Ortes im Zaume! Ich bin ein niedriger Mann — ein Bürger Roms; — aber dieser einen Auszeichnung habe ich mich zu rühmen: Ich habe viele Feinde und Spötter mir erweckt für das, was ich für Rom gethan. Ich bin gehaßt, weil ich meine Vaterstadt liebe; ich bin verachtet, weil ich sie emporbringen wollte. Ich vergelte — ich werde gerächt werden. Drei Verräther in Euren eigenen Palästen werden Euch verrathen: sie heißen — Luxus, Neid und Zwietracht!"

„Der hat vernehmlich mit ihnen gesprochen!"

„Ha, ha! beim heiligen Kreuze, das war gut!"

„Ich ließe mich hängen um noch so einen kühnen Streich, wie der vorige!"

„Es ist eine Schande, daß wir Memmen sind, wenn e i n Mann solchen Muth hat," sagte der Schmied.

„Der ist der Mann, der uns immer fehlte!"

„Stille!" rief der Beamte.

„O, Römer!" begann Rienzi leidenschaftlich wieder, „erwacht! Ich beschwöre Euch! Laßt diese Erin-

nerung an Eure frühere Macht, Eure früheren Freiheiten sich tief in Eure Seelen senken. In einer glücklichen Stunde, wenn Ihr sie ergreift, in einer schlimmen, wenn Ihr die goldene Gelegenheit entschlüpfen laßt, ist diese Erinnerung an die Vergangenheit Euren Augen geoffenbart worden. Erinnert Euch, daß das Jubiläum herannaht."

Der Bischof von Orvieto lächelte und nickte beifällig; das Volk, die Bürger, der niedere Adel bemerkten wohl diese Zeichen der Aufmunterung, und nach ihrem Dafürhalten sah der Papst selbst in der Person des Vikars wohlwollend auf Rienzi's Kühnheit.

„Das Jubiläum naht heran — die Augen der ganzen Christenheit richten sich hierher. Sollen hier, wohin Menschen von allen Enden der Welt kommen, um den Frieden zu holen, sie Zwietracht finden? Während sie Absolution suchen, sollen sie nur Verbrechen sehen? In dem Mittelpunkte von Gottes Herrschaft, sollen sie weinen über Eure Schwäche? Am Sitze der heiligen Märtyrer, sollen sie schaudern über Eure Laster? An der Quelle christlicher Gesetze, sollen sie alle Gesetze verachtet sehen? Ihr waret der Ruhm der Welt, wollt Ihr ihr Sprüchwort werden? Ein Beispiel waret Ihr für sie, wollt Ihr eine Warnung werden? Erhebt Euch, während es noch Zeit ist! — säubert Eure Straßen von den Banditen, welche sie unsicher machen! Eure Mauern von den Miethlingen, die sie beherbergen! Verbannt diese bürgerlichen Zwiste oder die Männer — wie stolz, wie groß sie auch sein mögen, welche sie unterhalten! Reißt die Wagschale aus der Hand

des Betrugs! das Schwert aus der Hand der Gewaltthat! Wage und Schwert sind die alten Attribute der Gerechtigkeit! gebt sie ihr wieder zurück! Dies sei Eure hohe Aufgabe, dies Euer großes Ziel! Haltet jeden, der sich Euch hierin widersetzt, für einen Verräther an seinem Vaterlande. Erringt einen Sieg, größer als die der Cäsaren — den Sieg über Euch selbst! Zeigt den Pilgern der Welt die Auferstehung Roms! das Jubiläum der Religion und die Wiederaufrichtung der Gesetze laßt in eine Epoche zusammenfallen! Leget das Opfer Eurer besiegten Leidenschaften — die Erstlingsfrüchte Eurer wieder auflebenden Freiheit — auf eben den Altar, den diese Mauern umschließen! und nie! o nie! seit Anbeginn der Welt haben Menschen ihrem Gotte ein wohlgefälligeres Opfer dargebracht!"

Der Eindruck, den diese Worte unter den Zuhörern hervorbrachten, war so groß — die dadurch mit Sturm eingenommenen Seelen blieben so athemlos und überwältigt, daß Rienzi von dem Gerüst herabgestiegen und schon hinter dem Vorhang verschwunden war, hinter dem er hervortrat, ehe die Menge recht merkte, daß er aufgehört hatte.

Die Eigenthümlichkeit dieser plötzlichen Erscheinung — wie er in so räthselhaftem Glanze erschien und in dem Augenblicke wieder verschwand, wo seine Botschaft ausgerichtet war — verlieh seinen Worten noch höhere Kraft. Der ganze Charakter dieser kühnen Rede bekam den Anschein von etwas Uebernatürlichem, von einer Eingebung; für den Verstand des Volkes war

der Sterbliche in ein Orakel verwandelt, und in der Bewunderung des rückhaltlosen Muthes, mit welchem ihr Abgott die stolzen Barone getadelt und beschworen hatte — deren jeden sie als einen feierlich bestätigten Scharfrichter betrachteten, dessen Grimm sich augenblicklich durch Galgen oder Beil offenbaren konnte — konnte sich das Volk nur abergläubisch einbilden, daß nichts Geringeres, als Einfluß von oben ihrem Führer solche Kühnheit verliehen und ihn vor der Gefahr, der er entgegenging, beschützt habe. In der That war in eben diesem Muthe Rienzi's seine Sicherheit begründet; er sah sich in eine Lage versetzt, wo Kühnheit Klugheit wird. Wäre er weniger dreist gewesen, so wären die Adeligen trotziger geworden; aber eine solche Freiheit der Sprache an einem Diener des heiligen Stuhls erschien ihnen natürlich gebilligt durch die Zustimmung des Papstes sowohl, wie auch durch den Beifall des Volkes. Diejenigen, welche nicht, wie Stephan Colonna, Worte als Wind verachteten, schracken vor dem Gedanken zurück, einen Mann zu bestrafen, dessen Worte der bloße Wiederhall von den Wünschen des Papstes sein mochten. Die Uneinigkeiten der Adeligen untereinander waren für Rienzi nicht minder günstig. Er griff einen Körper an, dessen einzelne Glieder nicht zusammenhielten.

„Es ist nicht meine Pflicht, ihn zu verderben!" sagte der Eine.

„Ich bin nicht der Vertreter der Barone!" sagte ein Anderer.

„Wenn Stephan Colonna nicht Acht auf ihn hat,

wäre es für einen Geringeren eben so thöricht, wie gefährlich, sich zum Verfechter der Ordnung aufzuwerfen!" sagte ein Dritter.

Die Colonna lächelten beifällig, wenn Rienzi einen Orsini anklagte — ein Orsini lachte laut, wenn seine Beredsamkeit gegen einen Colonna losbrach. Der niederere Adel freute sich über die Angriffe auf beide Parteien, während auf der andern Seite der Bischof durch die lange Ungestraftheit Rienzi's Muth bekommen hatte, das Benehmen seines Mitbeamten gut zu heißen. Er gab sich zwar bisweilen den Anschein, als tadelte er seine übermäßige Hitze, lobte aber dabei immer seine redliche Absicht; der Beifall des päpstlichen Vikars bestärkte die Adeligen in der Annahme, daß der Papst selbst diese Gesinnungen billige. Sicherheit und Erfolg Rienzi's wurden so gerade durch die Tollkühnheit seines Enthusiasmus gesteigert.

Als die Barone indessen sich ein wenig von der Betäubung erholt, in welche Rienzi sie versetzt hatte, sahen sie sich der Reihe nach einander an; ihre Blicke verriethen, daß sie den Uebermuth des Redners und die ihnen gesagten Beleidigungen verstanden hatten.

„Per fede!" sagte Reginaldo di Orsini, „dies übersteigt alle Geduld — der Plebejer ist zu weit gegangen!"

„Seht das Volk unten! wie sie murmeln und gaffen — wie ihre Augen funkeln — und welche Blicke sie nach uns werfen!" sagte Luca di Savelli zu seinem Todfeinde Castruccio Malatesta; das Gefühl gemeinsamer Gefahr versöhnte in einem Augenblicke, aber

auch nur für einen Augenblick, die jahrelange Feindschaft.

„Diavolo!“ rannte Raselli (Nina's Vater) einem eben so armen Baron zu, „aber der Schreiber hat Wahrheit auf den Lippen. Schade, daß er kein Adeliger ist.“

„Was für ein tüchtiger Kopf geht dadurch verloren!“ sagte ein florentinischer Kaufmann. „Der Mann könnte etwas werden, wenn er reich genug wäre.“

Adrian und Montreal schwiegen: der Erstere schien in Gedanken verloren, der Letztere beobachtete die verschiedenartigen auf die Zuhörer hervorgebrachten Eindrücke.

„Stille!“ riefen die Officianten. „Stille für den Herrn Vikar.“

Bei dieser Ankündigung wandten sich Aller Augen auf Raimund, der sich mit viel geistlicher Wichtigkeit erhob und zu der Versammlung also sprach: —

„Obgleich, Edle und Bürger Roms, meine vielgeliebte Heerde und Kinder, — obgleich ich eben so wenig, wie Ihr, genau die Beschaffenheit der so eben gehörten Rede voraussah, — und wiewohl ich keine lautere Zufriedenheit über die Form und, kann ich sagen, über den ganzen Inhalt der feurigen Ermahnung empfinde, — kann ich dennoch (und er legte großen Nachdruck auf das letztere Wort) Euch nicht scheiden lassen, ohne den Bitten des Dieners unseres heiligen Vaters auch die des geistlichen Stellvertreters Seiner Heiligkeit beizufügen. Es ist wahr! das Jubiläum naht heran! Das Jubiläum naht heran —

und noch werden unsere Straßen, sogar bis an die Thore von Rom, von mörderischen und gottlosen Räubern verheert! Welcher Pilger wird sich über die Appenninen wagen, um an den Altären des heiligen Petrus anzubeten? Das Jubiläum naht heran; welche Schande wird es für Rom sein, wenn an diesen Altären keine Pilger erscheinen — wenn die Furchtsamen vor den Gefahren der Reise zurückbeben und die Kühnen als Opfer fallen! Deßhalb bitte ich euch Alle, Bürger und Edle, — ich bitte euch Alle, diese unglücklichen Fehden ruhen zu lassen, die so lange die Macht unserer Stadt aufgerieben haben, und, durch die Bande der Freundschaft und Bruderliebe Euch verbindend, einen gesegneten Bund gegen die Straßenräuber zu schließen. Ich sehe unter Euch, Ihr Herren, viele, die der Stolz und die Pfeiler des Staates sind; aber ach! mit Kummer und Schrecken denke ich an den grundlosen und eitlen Haß, der zwischen Euch erwachsen ist! — ein Aergerniß für unsere Stadt, das, es sei mir erlaubt zu sagen, kein ehrenhaftes Licht auf Euern Christenglauben, noch auf Eure Würdigkeit als Vertheidiger der Kirche wirft."

Unter dem niederen Adel — entlang den Sitzen der Richter und Gelehrten — durch die ungeheure Menschenmasse erscholl lautes Beifallsgemurmel bei diesen Worten. Die vornehmeren Barone betrachteten stolz, aber nicht verächtlich das Antlitz des Prälaten und beobachteten ein strenges, undurchdringliches Schweigen.

„An diesem heiligen Orte," fuhr der Bischof fort, „laßt mich Euch bitten, diese nutzlosen Feindseligkeiten zu begraben, die schon Gut und Blut genug gekostet; laßt uns mit dem gemeinsamen Entschlusse, unseren Muth zu erproben und unsere Tapferkeit nur gegen unsere gemeinschaftlichen Feinde zu bewähren, — diese Schurken, welche unsere Felder verwüsten und unsere Straßen unsicher machen, — die Feinde des Volkes, das wir beschützen, und des Gottes, dem wir dienen sollen — aus diesen Mauern scheiden!"

Der Bischof nahm seinen Sitz wieder ein; die Edeln sahen einander stumm an; das Volk begann laut unter sich zu flüstern, als nach einer kleinen Weile Adrian di Castello sich erhob.

„Verzeiht mir, meine Herren, und Ihr, ehrwürdiger Vater, wenn ich, trotz meiner Jugend, meiner Unerfahrenheit und meinem geringen Ansehen oder Bedeutung unter Euch, mir herausnehme, der Erste zu sein, der freudig den eben vernommenen Vorschlag annimmt. Gerne entsage ich allen alten Feindschaften mit irgend welchem meiner Standesgenossen. Zum Glücke für mich hat meine lange Abwesenheit von Rom die meiner frühen Jugend vertrauten Fehden und Eifersüchteleien aus meinem Gedächtnisse verwischt; und in dieser edeln Versammlung sehe ich nur einen Mann (hier blickte er auf Martino di Porto, der finster vor sich hinblickte), gegen den ich einmal mein Schwert zu ziehen für Pflicht hielt; der Handschuh, den ich einst diesem Edeln hinwarf, ist, ich freue mich bei dem Gedanken, noch nicht ausgelöst. Ich nehme ihn

zurück. Von jetzt an seien meine Feinde nur noch die Feinde Roms!"

„Edel gesprochen," sagte der Bischof laut.

„Und," fuhr Adrian fort, indem er seinen Handschuh unter die Adeligen warf," ich werfe somit, meine Herren, den wieder zurückgenommenen Handschuh unter Euch Alle als Aufforderung zu einem edleren Wettstreite auf einem edleren Felde. Ich lade Jeden ein, mit uns in dem Bestreben zu wetteifern. Sicherheit auf unseren Straßen und Ordnung in unserer Stadt herzustellen. Es ist dies ein Kampf, in welchem ich, wenn ich trotz meiner Anstrengung besiegt werde, den Preis ohne Neid hingeben werde. In zehn Tagen, von heute an, ehrwürdiger Vater, will ich vierzig bewaffnete Reiter stellen, bereit, jedem Befehle zu gehorchen, der auf die Sicherheit des römischen Staates hinzielt. Und Ihr, o Römer, verbannt, ich bitte Euch, aus Euren Gemüthern die beredten Schmähungen gegen Eure Mitbürger, welche Ihr so eben gehört. Alle unter uns, von welchem Stande auch, haben Antheil gehabt an den Ausschweifungen dieser unglücklichen Zeiten; laßt es unser Bestreben sein, nicht zu rächen oder nachzuahmen, sondern zu verbessern und sie zu vereinigen. Und möge das Volk fortan erkennen, wie der wahre Stolz des Patriciers darin besteht, daß seine Macht ihn um so eher in den Stand setzt, seinem Vaterlande zu dienen."

„Schöne Worte!" sagte der Schmied, höhnisch lächelnd.

„Wenn sie Alle wären, wie Er!" sagte des Schmieds Nebenmann.

„Er hat den Großen aus der Klemme geholfen," sagte Pandulpho.

„Er hat grauen Witz unter jungen Haaren gezeigt," sagte ein bejahrter Malatesta.

„Ihr habt die Flut abgewandt, aber nicht gedämmt, edler Adrian," sagte der immer seine Bemerkungen machende Montreal, als unter allgemeinem Beifallsgemurmel der junge Colonna seinen Sitz wieder einnahm.

„Wie meint Ihr das?" fragte Adrian.

„Daß Eure sanften Worte, wie alle Versöhnungsversuche der Patricier, zu spät kamen."

Kein anderer Adeliger stand auf, obgleich sie sich vielleicht geneigt fühlten, in die allgemeine Vergebung mit einzustimmen, und durch Zeichen und Flüstern Adrians Worten Beifall zu geben schienen. Sie waren zu sehr an einen widrigen, ungelehrten Stolz gewöhnt, als daß sie sich herabgelassen hätten, eine versöhnliche Sprache entweder gegen das Volk, oder gegen ihre Feinde anzunehmen. Und Raimund, der umherblickte und nicht wollte, daß ihr unziemliches Schweigen lange bemerkt würde, erhob sich auf einmal, um demselben die beste Deutung zu geben, deren er fähig war.

„Mein Sohn, Du hast als Freund des Vaterlandes, wie als Christ gesprochen; das beifällige Schweigen Deiner Standesgenossen sagt uns, daß sie Deine Gesinnungen theilen. Heben wir die Versammlung auf — ihr Zweck ist erreicht. Die Art und Weise unseres

Verfahrens gegen die verbündeten Räuber der Landstraße erfordert anderweitige, reifliche Ueberlegung. Dieser Tag wird in unserer Geschichte Epoche machen."

„Das wird er," knirschte Cecco del Vecchio mürrisch zwischen den Zähnen.

„Kinder, meinen Segen Euch Allen!" schloß der Vikar mit ausgebreiteten Armen.

Wenige Minuten später strömte die Menge aus der Kirche. Die verschiedenen Diener und Bannerträger ordneten sich auf den Stufen außen, jeder Zug besorgt um den Vortritt seines Herrn; und die Edeln, die sich ernst in kleine Truppen sammelten, daß kein feindseliges Blut zusammenkam, folgten der Menge durch die Kirchenflügel. Bald erhob sich wieder der Lärm, und das Geschrei, das Zanken und Fluchen der feindlich gesinnten Banden, als mit Mühe und Anstrengung die Diener des Vikars sie sehr unordentlich zur Ordnung anhielten.

Aber so wahr waren Montreals an Adrian gerichtete Worte, daß das Volk schon halb die edle Aufforderung des jungen Nobili vergaß und bittere Bemerkungen über das unziemliche Schweigen seiner Standesgenossen machte. Was war auch für sie der Kreuzzug gegen die Straßenräuber? Sie tadelten den guten Bischof, daß er nicht keck den Edeln sagte: „Ihr seid die ersten Räuber, gegen die man zu Felde ziehen muß!" die Unzufriedenheit des Volkes hatte solche Hinhaltungsmittel überschritten; sie war auf den Punkt gestiegen, wo das Volk nicht sowohl nach einer Verbesserung, als nach einem Wechsel sich sehnte. Es

gibt Zeiten, wo man eine Revolution nicht abwenden kann; sie muß kommen — kommen entweder in Folge von Widerstand oder Nachgiebigkeit. Wehe dem Geschlechte, welchem eine Revolution keine Früchte bringt — wo der Blitz durch die oberen Räume zuckt, aber die Luft nicht reinigt. Vergebens dulden ist oft das Loos der edelsten Menschen; wenn aber ein Volk vergebens duldet, mag es sich selbst verfluchen!

Viertes Kapitel.

Der ehrgeizige Bürger und der ehrgeizige Soldat.

Der Bischof von Orvieto zögerte am längsten, um mit Rienzi zu sprechen, der ihn an einem dem Publikum nicht zugänglichen Orte des Lateran erwartete. Raimund war verständig genug, um sich nicht zu dem Glauben verleiten zu lassen, der letzte Auftritt könne eine Sinnesänderung unter den Adeligen hervorbringen, ihre Spaltungen heilen, oder sie zu thätiger Bekämpfung der Verheerer der Campagna veranlassen. Als er aber Rienzi Alles genau berichtete, was nach dem Abtreten dieses Helden von der Bühne vorgefallen war, schloß er mit den Worten: „Ihr werdet aus dem Gesagten sehen, ein gutes Resultat wird sich ergeben; der erste Streit mit den Waffen in der Hand — der erste Kampf unter dem Adel — wird als Bruch eines Versprechens erscheinen, für Volk und Papst ein gültiger Grund sein, an aller Besserung der Barone zu verzweifeln — ein Grund,

der die Bemühungen des Ersteren und die Zustimmung des Letzteren rechtfertigen wird."

„Auf einen solchen Kampf werden wir nicht lange warten," erwiderte Rienzi.

„Ich glaube der Prophezeihung," antwortete Raimund lächelnd; „für jetzt geht Alles gut. Geht Ihr mit uns heimwärts?"

„Nein, ich halte es für besser, hier zu verweilen, bis die Menge sich gänzlich zerstreut; denn wenn sie in ihrer jetzigen Aufregung mich erblicken, möchten sie auf ein rasches, voreiliges Unternehmen dringen. Ueberdies, mein Herr," fügte Rienzi hinzu, „muß man bei einem unwissenden, wenn gleich redlichen und begeisterten Volke strenge die Regel festhalten: Schwäche die Wirkung Deines Auftretens nicht durch Gewohnheit. Nie sollten Männer, wie ich, die keine äußere Auszeichnung haben, unter der Menge erscheinen, außer bei solchen Gelegenheiten, wo der Geist selbst eben diese Auszeichnung wird."

„Das ist wahr, da ihr kein Gefolge habt," antwortete Raimund und dachte dabei an seine stattlich gekleideten Diener. „Adieu denn! wir sehen uns bald wieder."

„Ja, bei Philippi, mein Herr. Ehrwürdiger Vater, Euren Segen!"

Einige Zeit nach diesem Gespräche verließ Rienzi das heilige Gebäude. Als er auf der Treppe der jetzt schweigenden und verlassenen Kirche stand, lieh die Stunde, welche der kurzen Dämmerung des Südens vorangeht, der Ansicht vor derselben ihren Zauber. Hier sah er die prächtigen Bogen der gewaltigen

Wasserleitung sich weithin ausdehnen, begrenzt durch die fernen, purpurnen Hügel. Vor ihm — zur Rechten — erhob sich das Thor, das seinen römischen Namen von dem cölischen Berge erhielt, an dessen Abhang es noch steht. In der Ferne sah er — von der Höhe der Stufen herab — die durch die graue Campagna zerstreuten Ortschaften weiß durch die schrägen Sonnenstrahlen glänzen, und in der weitesten Entfernung begannen die Bergschatten über den Dächern des alten Tusculum und des zweiten Alba* zu dunkeln, welches noch in öder Vernachlässigung über den verschiedenen Palästen von Pompejus und Domitian sich erhebt.

Der Römer stand einige Zeit, in Gedanken vertieft, regungslos da, betrachtete das Schauspiel und athmete den süßen Balsam der milden Luft ein. Es war die liebliche Frühlingszeit — die Jahreszeit der Blumen, der grünen Blätter und der lispelnden Winde — der Hirtenmai von Italiens Dichtern: aber es schwieg die Stimme des Gesanges an den Ufern der Tiber — das Rohr gab keine Musik mehr von sich. Von dem heiligen Berge, wo Saturn hauste, waren die Dryaden und Nymphen und Italiens heimathlicher Sylvan für immer geschieden. Rienzi's eigenthümliches Wesen — seine Begeisterung — seine Verehrung für die Vorzeit — seine Vorliebe für das Schöne und

* Das erste Alba — Alba Longa — dessen Gründung die Fabel dem Ascanius zuschreibt, wurde von Tullus Hostilius zerstört. Das zweite Alba, das heutige Albano, wurde kurze Zeit vor Nero in der Ebene unter der alten Stadt erbaut.

Große — selbst die Anhänglichkeit an Anmuth und Pracht, welche der rauhen Wirklichkeit des Lebens einen so blühenden Charakter verleihen und welche die Macht später nur zu üppig hervortreten ließ; die Fülle von Gedanken und Bildern, die in einer so glänzenden und nie versiegenden Flut von seinen Lippen strömten — Alles verrieth die intellektuellen und phantastischen Kräfte, welche ihn in ruhigeren Zeiten in der Literatur zu einer unbestreitbaren Höhe erhoben haben würden, als wozu die That je führt, und etwas von einem solchen Bewußtsein zog in diesem Augenblicke an seinem Geiste vorüber.

„Glücklicher wäre es für mich gewesen," dachte er, „wenn ich nie aus meinem eigenen Herzen auf die Welt hinausgeblickt hätte. Ich hatte in mir Alles, was mich mit der Gegenwart zufrieden machen konnte, weil ich das besaß, was mich die Gegenwart vergessen machen konnte. Ich hatte die Macht, wieder zu bevölkern — zu erschaffen; die Sagen und Träume des Alterthums — das göttliche Talent des Verses, in das der schöne Ueberfluß des Herzens sich ergießen kann — das war mein! Petrarka wählte weise für sich selbst! Zur Welt zu reden, aber selbst außerhalb derselben, zu überzeugen — zu erregen — zu befehlen — denn dies ist ja Ziel und Ruhm des Ehrgeizes — aber zu fliehen ihr Getümmel und ihre Mühen! Sein ist die ruhige Zelle, die er anfüllt mit den Bildern der Schönheit — die Einsamkeit, aus welcher er die schlimmen Zeiten verbannen kann, in die wir gefallen sind, in die er sich aber die großen Herzen und die glorreichen

Epochen der Vergangenheit zurückzuträumen vermag. Und ich — mit welchen Sorgen bin ich beschwert! an welche Arbeiten bin ich gekettet; welche Werkzeuge muß ich gebrauchen! welche Vermummungen muß ich annehmen! Zu Schlingen und Kunstgriffen muß ich meinen Stolz beugen! niederträchtig sind meine Feinde — unbeständig meine Freunde! Und wahrlich, in diesem Kampfe mit verblendeten und gemeinen Menschen wird die Seele selbst verkrüppelt und zwerghaft. Geduldig und im Dunkeln kriechen die Mittel durch Höhlen und besudelnden Schlamm, um endlich das Licht, den Zweck zu erreichen."

In diesen Betrachtungen lag eine Wahrheit, deren ganze Düsterheit und Schwermuth der Römer noch nicht erfahren hatte. Wie erhaben auch das Ziel ist, das wir uns ausstecken, jeder weniger würdige Schritt, den wir machen, um uns desselben zu vergewissern, verzerrt das geistige Bild unseres Ehrgeizes, und nach und nach erniedrigen die Mittel den Zweck zu ihrem eigenen Maße. Dies ist das wahre Unglück eines Mannes, der edler ist, als seine Zeit — daß die Werkzeuge, deren er sich bedienen muß, ihn selbst beschmutzen; halb verbessert er seine Zeit, halb wird aber auch der Verbesserer durch die Zeiten verdorben. Seine eigene List untergräbt seine Sicherheit — das Volk, das er selbst an eine falsche Aufregung gewöhnt, fordert sie immerwährend mit Ungestüm, und wenn sein Führer aufhört, seine Phantasie zu verführen, so fällt er als sein Opfer. Die Verbesserung, welche er durch diese Mittel zu Stande bringt, ist hohl und momentan

— mit ihm selbst wird sie hinweggeschwemmt; es war nur das Spiel — das Gepränge — das verschwendete Genie eines Verschwörers; der Vorhang fällt — der Zauber ist vorüber — das Bilboket wird bei Seite geworfen. Besser einen langsamen Schritt zur Aufklärung — der, durch die Vernunft eines ganzen Volkes gemacht, nicht rückgängig werden kann — als dieses plötzliche Aufflackern in der Tiefe der allgemeinen Nacht, welches die durch den Gegensatz doppelt schwarze Finsterniß wieder für ewig verschlingt.

Als sich Rienzi langsam und nachdenkend abwandte, um die Kirche zu verlassen, fühlte er sich leicht an der Schulter berührt.

„Schönen guten Abend Euch, Herr Gelehrter," sagte eine fränkische Stimme.

„Ich erwidere Euch die Höflichkeit," antwortete Rienzi, den Mann anstarrend, der ihn so plötzlich angeredet, und an dessen weißem Kreuze und kriegerischem Wesen der Leser den Johanniterritter erkennt.

„Ihr kennt mich nicht, denke ich?" sagte Montreal; „doch das thut nichts zur Sache; wir können leicht unsere Bekanntschaft anfangen; was mich betrifft, so bin ich zwar schon so glücklich, mich mit Euch bekannt gemacht zu haben."

„Möglich, daß wir uns schon anderswo begegneten; im Hause eines der Barone, zu deren Stand Ihr zu gehören scheint?"

„Gehören! nein, nicht so ganz!" versetzte Montreal stolz. „So hochgeboren und groß sich auch Eure Magnaten dünken, möchte ich doch, so lange die Berge

nur noch einen Fuß breit freien Bodens für mich haben, meine Stelle auf der Stufenleiter der Welt nicht mit der ihrigen vertauschen. Für den Tapfern gibt es nur eine Art von Plebejern, und das sind die Feigen. Aber Euch, kluger Rienzi," fuhr der Ritter in munterem Tone fort, „habe ich an einem Orte gesehen, wo es rühriger herging, als in dem Saale eines römischen Barons."

Rienzi sah Montreal scharf an, der den Blick mit offener Stirne aushielt.

„Ja," begann der Ritter wieder, „aber laßt uns weiter gehen; erlaubt mir, nur wenige Augenblicke Euch zu begleiten. Ja! Ich habe Euch zugehört — an einem der letzten Abende, als Ihr zum Volke sprachet, und heute, wie Ihr die Adeligen getadelt habt, und auch neulich um Mitternacht (Euer Ohr, guter Herr! tiefer, es ist ein Geheimniß!) — auch um Mitternacht, als Ihr auf den Ruinen des Aventin den kühnen Eid der Brüderschaft abnahmt und leistetet!"

Nach diesen Worten trat der Ritter etwas bei Seite, um den Eindruck zu beobachten, den dieselben auf Rienzi machen würden.

Ein leichtes Zittern flog über die Gestalt des Verschworenen — denn so würde Rienzi, wäre die Verschwörung mißglückt, von Anderen genannt worden sein; er wandte sich plötzlich um, sah den Ritter gerade an, legte unwillkürlich die Hand an sein Schwert, ließ den Griff aber augenblicklich wieder los.

„Ha!" sagte der Römer langsam, „wenn dies

wahr ist, so falle Rom! Verrath ist sogar unter den Freien!"

„Kein Verrath, tapferer Herr!" erwiderte Montreal; „ich bin in dem Besitze Deines Geheimnisses — aber Niemand hat es mir verrathen."

„Und hast Du es als Freund oder als Feind erfahren?"

„Gleichviel," versetzte Montreal leichthin. „Genug vorläufig, daß ich Dich an den Galgen bringen konnte, wenn ich nur das Wort sagte, um zu zeigen, daß es in meiner Macht steht, Dein Feind zu sein; genug, daß ich es nicht gethan, um meine Neigung zu beweisen, Dein Freund zu sein."

„Du irrst, Fremdling! der Mann lebt nicht, der in den Straßen Roms mein Blut vergießen könnte! Der Galgen! Wenig weißt Du von der Macht, welche Rienzi umgibt."

Diese Worte wurden mit einigem Hohn und mit Bitterkeit gesprochen; aber, nachdem er einen Augenblick geschwiegen, fuhr Rienzi ruhiger wieder fort: „Nach dem Kreuze auf Deinem Mantel gehörst Du einem der stolzesten Ritterorden an: Du bist ein Fremder und ein Cavalier. Welches edle Mitgefühl kann Dich zu einem Freunde des römischen Volkes machen?"

„Cola di Rienzi," versetzte Montreal, „die Gefühle, die uns vereinigen, sind die, welche alle Männer zusammenführen, die durch ihre eigene Kraft sich über die gewöhnliche Masse erheben. Wahr, ich wurde edel geboren — aber machtlos und arm; auf meinen Wink ziehen jetzt von Stadt zu Stadt die

bewaffneten Werkzeuge der Macht; mein Hauch ist das Gesetz von Tausenden. Diese Gewalt habe ich nicht ererbt, ich erlangte sie durch kühle Besonnenheit und einen furchtlosen Arm. Erkenne in mir Walter von Montreal; ist es nicht ein Name, der einen Geist, verwandt dem Deinigen, bezeichnet? Ist nicht Ehrgeiz ein uns gemeinschaftliches Gefühl? Ich biete nicht Soldaten auf, nur um zu gewinnen, obgleich die Menschen mich habsüchtig nannten — ich schlachte Bauern nicht aus Blutdurst, obwohl man mich grausam hieß. Waffen und Geld sind die Sehnen der Macht; Macht ist es, wonach ich verlange — Du, kühner Rienzi, kämpfst Du nicht um dasselbe? Ist es das stinkende Geschrei des knoblauchkauenden Pöbels — ist es der flüsternde Neid von Scholastikern — ist es das hohle Geschwätz von Knaben, die Dich Patriot und Freiheitsmann nennen, Worte, die das Ohr betrügen — was Dich befriedigt? Dies sind nur Deine Werkzeuge zur Macht. Habe ich wahr gesprochen?"

Wie groß auch Rienzi's Mißfallen an dieser Sprache sein mochte, er verbarg es glücklich. „Gewiß," sagte er, „würde ich, berühmter Hauptmann, vergebens läugnen, daß ich nur nach der Macht strebe, von der Du sprichst. Aber welche Vereinigung kann zwischen dem Ehrgeize eines römischen Bürgers und dem Anführer bezahlter Banden stattfinden, die ihre Partei nur nach dem Solde wählen — heute in Florenz für die Freiheit, morgen in Bologna für die Tyrannen fechten? Verzeihe meine Freimüthigkeit,

denn in diesen Zeiten hält man für keine Unehre, was ich Deinen Banden Schuld gebe. Tapferkeit und geschickte Führung gelten dafür, die Sache zu heiligen, in welcher sie glänzen; und wer der Herr der Fürsten ist, darf von ihnen wohl als ihnen ebenbürtig geehrt werden."

„Wir betreten jetzt einen weniger verödeten Stadttheil," sagte der Ritter; „gibt es in dieser Gegend keinen geheimen Ort — keinen Aventin — wo wir uns weiter besprechen können?"

„Bst!" erwiderte Rienzi, vorsichtig um sich blickend, „ich danke Dir, edler Montreal, für den Wink, auch wäre es nicht gut für uns, wenn man uns beisammen sehen sollte. Willst Du mich Deiner Begleitung nach meiner Wohnung an der Palatinusbrücke würdigen?* Dort können wir ungestört und sicher uns besprechen."

„Sei es so," sagte Montreal zurücktretend.

Mit raschen, eiligen Schritten ging Rienzi durch die Stadt, wo die hier und dort ihm begegnenden Bürger, sobald sie ihn erkannten, ihn mit bezeichnender Achtung begrüßten; er wand sich durch ein Labyrinth von dunkeln Gassen, als vermeide er die öffentlicheren Wege, und gelangte endlich auf einen großen Platz

* Die malerischen Ruinen, die man bis auf den heutigen Tag als die einstige Wohnung des berühmten Cola di Rienzi zeigt, wurden lange mit Bestimmtheit von den Alterthumsforschern für das Eigenthum eines andern Cola oder Nicola ausgegeben. Ich glaube indessen, daß der Streit in neuerer Zeit entschieden ist; und in der That konnte Niemand als ein Alterthümler, und zwar ein römischer, vermuthen, daß es zwei Cola gegeben, auf welche sich die Inschrift des Hauses beziehe!

nahe bei dem Flusse. Die ersten Sterne der Nacht schimmerten auf den alten Tempel der Fortuna Virilis herab, den der Wechsel der Zeit bereits in die Kirche der heiligen Maria von Egypten verwandelt hatte; und gegenüber dem doppelt geheiligten Gebäude stand das Haus Rienzi's.

„Es ist eine günstige Vorbedeutung, daß mein Haus dem früheren Tempel der Fortuna gegenübersteht," sagte Rienzi lächelnd, als Montreal dem Römer in das Zimmer folgte, das wir schon oben beschrieben.

„Aber die Tapferkeit hat nicht nöthig, um Glück zu flehen," sagte der Ritter; „die erste beherrscht das letztere."

Lange währte die Unterredung zwischen den beiden unternehmendsten Männern ihres Zeitalters. Mittlerweile sei mir erlaubt, den Leser etwas genauer mit dem Charakter und den Planen Montreals bekannt zu machen, als der Drang der Ereignisse bis jetzt gestattete.

Walter von Montreal, in den Chroniken Italiens allgemein bekannt unter dem Namen Fra Moreale, war nach Italien gekommen — ein kühner Abenteurer, würdig, ein Nachfolger jener herumschwärmenden Normannen zu werden (von einem der ausgezeichnetsten derselben leitete er von mütterlicher Seite seine Abkunft ab), die früher eine so seltsame Rolle unter der irrenden Ritterschaft Europa's gespielt hatten, — indem sie die Fabeln von Amadis und Palmerin verwirklichten — die, jeder Ritter für sich selbst ein Herr, Länder eroberten und Throne umstürzten; sie anerkannten keine

Gesetze, als die der Ritterschaft; vermischten sich nie mit dem Volksstamme, unter dem sie sich niederließen, unfähig, Bürger zu werden, und kaum zufrieden mit ihren Ansprüchen auf eine königliche Krone. Zu jener Zeit war Italien das Indien aller jener mittellosen Abenteurer, die, wie Montreal, ihre Einbildungskraft durch die Balladen und Legenden der Robert und Gottfried der Vorzeit erhitzt hatten; die von Jugend auf geübt waren, ihr Roß zu führen und trotz der Sommerhitze das Gewicht der Waffen zu tragen; und die, als sie in ein verweichlichtes, verstörtes Land kamen, nur Tapferkeit zu zeigen brauchten, um über Schätze zu gebieten. Man hielt es für keine Unehre, wenn ein mächtiger Häuptling eine Bande dieser kühnen Fremdlinge um sich sammelte, — in den Bergen von Beute und Plünderung lebte, — Tyrannen oder Republiken, wie es das Interesse gebot, bekriegte und gegen ungeheure Summen die Rechte des Friedens verkaufte. Bisweilen vermietheten sie sich an einen Staat, um ihn gegen einen andern zu schützen, und das kommende Jahr sah sie im Felde gegen ihre früheren Soldherren. Diese Banden nordischer Söldlinge gewannen daher politische wie militärische Wichtigkeit; sie waren ebenso unentbehrlich für die Sicherheit eines Staates, als sie verderblich waren für die Sicherheit Aller. Nur fünf Jahre vor der Zeit, von welcher wir sprechen, hatte die Republik Florenz die Dienste eines berühmten Führers solcher fremden Krieger — Gualtier's, Herzog von Athen — erkauft. Durch Zuruf hatte das Volk selbst diesen

Krieger in den Stand eines Fürsten oder Tyrannen ihres Staates erhoben; ehe das Jahr um war, empörten sie sich gegen seine Grausamkeiten, oder vielmehr gegen seine Erpressungen, — denn trotz alles Rühmens ihrer Geschichtsschreiber fühlten sie einen Angriff auf ihre Börse schmerzlicher, als die Beeinträchtigung ihrer Freiheiten, — sie hatten ihn aus ihrer Stadt vertrieben und sich wieder für eine Republik erklärt. Der tapferste und begünstigste der Soldaten des Herzogs von Athen war Walter von Montreal gewesen; er hatte die Erhebung und den Sturz seines Chefs getheilt. Unter den Volksbewegungen hatte der tiefe, beobachtende Geist des Ritters von St. Johann sich keine geringe politische Erfahrung gesammelt; er hatte gelernt, ein Volk zu prüfen — zu wissen, wie weit dessen Geduld geht — die Vorzeichen einer Revolution zu deuten — in den Zeiten zu lesen. Nach dem Sturze des Herzogs von Athen hatte er als Freiritter, mit anderen Worten als Freibeuter, unter dem kühnen Werner seine Reichthümer und seinen Ruhm sehr vergrößert. Im gegenwärtigen Augenblicke ohne eine seines an Unternehmungen und Intriguen Gefallen findenden Geistes würdige Beschäftigung, hatte der unordentliche, kopflose Zustand Roms ihn in diese Stadt gezogen. Bei dem Bunde, den er Colonna vorgeschlagen — bei den Einflüsterungen, die er der Eitelkeit dieses Signors gemacht — war sein Zweck nur, seine Dienste unentbehrlich zu machen — sich als Haupt des Kriegsvolkes, welches sein Vorschlag für den Ehrgeiz des

Colonna, wenn er angeregt werden konnte, nothwendig machte, fest zu setzen — und in seinem ungeheuren Unternehmungsgeist sah er wahrscheinlich voraus, daß die Herrschaft über eine solche Macht in Wirklichkeit die Herrschaft über Rom werden müsse; — eine Gegenrevolution konnte leicht die Colonna stürzen und ihm selbst die Fürstenwürde übertragen. Es war bisweilen in Rom, wie auch in anderen Staaten Italiens, Sitte gewesen, für die Stelle des obersten Magistrates, unter dem Titel eines Podesta, einen Fremden einem Eingeborenen vorzuziehen. Und Montreal hoffte auf die Möglichkeit, in Rom das zu werden, was der Herzog von Athen in Florenz gewesen war — ein Ehrgeiz, von dem er wohl wußte, daß er die Ansprüche eines Edelmannes aus der Provence, aber nicht die des Führers einer Kriegerschaar übersteige. Aber, wie wir bereits gesehen, sein Scharfblick entdeckte auf einmal, daß er das betagte Oberhaupt der Patricier nicht für die kühnen und gefährlichen Maßregeln gewinnen könne, die zu Erlangung der obersten Gewalt nothwendig waren. Zufrieden mit seiner jetzigen Stellung, und durch sein Alter, wie durch früheres Unglück Mäßigung gelehrt, war Stephan Colonna nicht der Mann, welcher in der Hoffnung auf einen Thron das Schaffot wagte. Die freimüthig bekannte Verachtung des alten Patriciers gegen das Volk und seinen Abgott belehrte auch den tiefblickenden Montreal, daß, wenn der Colonna nicht den Ehrgeiz, er auch nicht die Klugheit besitze, welche zur Herrschaft gehört. Der Ritter

fand, daß seine Warnung vor Rienzi keinen Anklang fand, und wandte sich selbst an diesen. Wenig kümmerte es den Johanniter, welche Partei die Oberhand behielt — Fürst oder Volk — wenn nur sein Zweck erreicht wurde; in der That hatte er die Launen eines Volkes nicht studirt, um ihm zu dienen, sondern um es zu beherrschen; und überzeugt, daß alle Männer von ähnlichem Ehrgeize geleitet werden, glaubte er, ob nun ein Volksfreund, oder ein Patricier regiere, das Volk müsse immer das Opfer sein, und das Geschrei Ordnung auf der einen, oder Freiheit auf der andern Seite sei ein bloßer Vorwand, durch welchen die Thatkraft eines Mannes seinen Ehrgeiz vor dem großen Haufen zu rechtfertigen suche. Da er sich für einen der ehrenhaftesten Männer seiner Zeit hielt, glaubte er an keine Ehre, welche er nicht zu fühlen im Stande war; und Skeptiker in der Tugend, war er ebendeßhalb sehr gläubig in dem Punkte des Lasters.

Aber sein kühnes Wesen machte ihn dem abenteuerlichen Rienzi geneigter, als dem selbstgefälligen Colonna; und er überlegte, daß er und seine bewaffneten Leute für die Sicherheit des ersteren wohl nothwendiger sein dürfte, als für die des letzteren. Für jetzt war sein Hauptzweck, von Rienzi genau die Stärke zu erfahren, über die er zu gebieten hatte und wie weit er zu einem wirklichen Aufstande gerüstet war.

Der scharfsinnige Römer war einerseits darauf bedacht, dem Ritter nicht mehr zu verrathen, als er

schon wußte, andererseits, ihn nicht durch anscheinende Zurückhaltung zu erbittern. So schlau Montreal war, besaß er doch nicht die wunderbare Kunst, Andere zu beherrschen, welche in so hohem Grade dem beredten und tiefen Rienzi eigen war; und der Unterschied des beiderseitigen geistigen Vermögens leuchtete deutlich in ihrer jetzigen Unterredung hervor.

„Ich sehe," sagte Rienzi, „daß unter allen Ereignissen, welche in neuerer Zeit meinem Ehrgeize lächelten, keines so günstig ist, als dasjenige, welches mich Eures Beistandes und Eurer Freundschaft versichert. Ich bedarf in der That bewaffneter Hülfe. Würdet Ihr es glauben, so kühn unsere Freunde in Privatversammlungen sind, beben sie doch vor einem öffentlichen Ausbruche zurück. Sie fürchten nicht die Patricier, aber die Soldaten der Patricier; denn es ist ein wunderbarer Grundzug des italienischen Muthes, daß sie untereinander sich nicht fürchten, aber Helm und Schwert eines fremden Miethlinges sie wie ein Reh zittern macht."

„So werden sie denn freudig die Versicherung aufnehmen, daß solche Miethtruppen in ihren Diensten stehen — nicht gegen sie fechten werden; und so viele Ihr für die Revolution verlangt, so viele sollt Ihr erhalten."

„Aber der Sold und die Bedingungen," sagte Rienzi mit seinem trockenen, sarkastischen Lächeln. „Wie sollen wir den ersteren bestimmen und was über die letzteren festsetzen?"

„Das ist eine leicht abzumachende Sache," ver-

setzte Montreal. „Ich für meine Person würde, es Euch offen zu gestehen, mich mit dem Ruhme und der Aufregung einer so großen Revolution begnügen. Es schmeichelt mir das Gefühl meiner Unentbehrlichkeit zu Vollendung wichtiger Ereignisse. Bei meinen Leuten ist das anders. Eure erste Handlung wird sein, Euch der Staatseinkünfte zu versichern. Nun, wie hoch sie sich auch belaufen mögen, soll das Einkommen des ersten Jahres, groß oder klein, unter uns getheilt werden. Ihr die eine, ich und meine Leute die andere Hälfte."

„Es ist viel," sagte Rienzi ernst und wie in tiefer Berechnung, — „aber Rom kann seine Freiheit nicht zu theuer erkaufen. So sei es denn bestimmt."

„Amen!" — und nun denn, wie stark seid ihr? denn diese achtzig oder hundert Männer auf dem Aventin, — ehrenwerthe Leute ohne Zweifel, — werden doch wohl zu einem Aufstande kaum hinreichen!"

Der Römer blickte sich vorsichtig in dem Zimmer um und legte die Hand auf Montreals Arm —

„Zwischen Euch und mir, — es erfordert Zeit, die Leute fest zu machen. Wir werden in den nächsten fünf Wochen nicht im Stande sein, uns zu rühren. Ich habe den Zeitpunkt zu voreilig festgesetzt. Die Ernte ist zwar reif, aber jetzt muß ich durch geheime Beschwörungen und Unterredungen die zerstreuten Bündel zu Garben vereinigen."

„Fünf Wochen," wiederholte Montreal; „das ist viel länger, als ich vermuthete."

„Was ich verlange," fuhr Rienzi, seinen forschen-

den Blick auf Montreal heftend, fort, „ist, daß wir in der Zwischenzeit tiefe Ruhe erhalten, — wir müssen jeden Verdacht entfernen. Ich werde mich in meine Studien begraben und keine weitere Versammlungen berufen."

„Gut —"

„Und Euch, edler Ritter, dürfte ich es wagen, Euch Verhaltungsmaßregeln zu geben, würde ich bitten, Euch unter den Adel zu mischen — gegen mich und das Volk die tiefste Verachtung an den Tag zu legen — und so dazu beizutragen, sie noch mehr in ihrer falschen Sicherheit einzuwiegen. Mittlerweile könntet Ihr ganz ruhig so viele von den bewaffneten Söldnern aus Rom ziehen, als unter Eurem Einflusse stehen, und dadurch die Adeligen ihrer einzigen Vertheidiger berauben. Sind diese kühnen Krieger in den Schlupfwinkeln der Berge, einen Tagmarsch von hier, versammelt, so können wir sie im Fall der Noth herbeirufen, und mitten in unserem Aufstande erscheinen sie an unseren Thoren — von den Edeln als ihre Befreier begrüßt, in Wirklichkeit aber als Verbündete des Volkes. Unsere Feinde werden, wenn sie ihren Irrthum entdecken, in der Verwirrung und Verzweiflung aus der Stadt fliehen."

„Und ihre Einkünfte, wie die Herrschaft werden das Besitzthum des kühnen Kriegers und schlauen Demagogen!" rief Montreal unter Lachen.

„Herr Ritter, die Theilung soll gleich werden!"

„Es bleibt dabei!"

„Und jetzt, edler Montreal, eine Flasche von

unserer besten Weinlese!" sagte Rienzi, den Ton ändernd.

„Ihr kennt die Provenzalen," sagte Montreal heiter.

Der Wein wurde gebracht, die Unterhaltung wurde frei und vertraulich, und Montreal, dessen Schlauheit erworben, dessen Freimüthigkeit natürlich war, verrieth unwissentlich die geheimen Plane seines Ehrgeizes Rienzi unumwundener, als er im Sinne gehabt hatte. Sie schieden dem Anscheine nach als die besten Freunde.

„Beiläufig gesagt," nahm Rienzi das Wort, als sie den letzten Becher leerten, „Stephan Colonna begibt sich am 19. mit einer Fuhre Korn nach Corneto. Wäre es nicht gut, wenn Ihr den Zug mitmachtet? Ihr könnt die Gelegenheit benutzen, Mißvergnügen unter die ihn begleitenden Söldlinge zu streuen und sie für unseren Plan zu gewinnen."

„Ich habe schon zuvor daran gedacht," versetzte Montreal; „es soll geschehen. Für jetzt lebt wohl!"

„Sein Berberroß und sein Schwert,
Seine Dame, an Schönheit ohne Gleichen
Hält Orlando, der Furchtlose, werth
Allein von Allem, was ihm eigen.

Dem Braven lächelt das Glück,
Der Normann weicht nicht zurück,
Der Ruhm allein schwellt seine Brust;
Der Ruhm allein ist seine Lust."

Diese kunstlosen Strophen sang der Ritter, indem er seinen Mantel umwarf, reichte Rienzi die Hand und schied.

Rienzi beobachtete die sich entfernende Gestalt seines Gastes mit einem Ausdrucke von Haß und Furcht in seinen Zügen. „Gebt diesem Menschen die Macht," murmelte er, „so kann er ein zweiter Totila werden.* Mich dünkt, ich sehe in seinem festhaltenden, wilden Wesen — durch all den Glanz von Heiterkeit und ritterlicher Anmuth hindurch — die wahre Personifikation unserer alten Feinde, der Gothen. Ich hoffe, ich habe ihn eingelullt! Fürwahr, zwei Sonnen könnten eben so gut an einer Halbkugel stehen, als Walter von Montreal und Cola die Rienzi in derselben Stadt leben. Die Astrologen sagen uns, man empfinde eine geheime und unwiderstehliche Abneigung gegen diejenigen, deren astralische Einflüsse sie bestimmen, Einem Böses zuzufügen; eine solche Abneigung empfinde ich gegen jenen schönen Mörder. Durchkreuze meine Bahn nicht, Montreal; — durchkreuze meine Bahn nicht!"

Während dieses Selbstgespräches kehrte Rienzi in das Innere seines Hauses zurück, begab sich auf sein Zimmer und wurde diese Nacht nicht mehr gesehen.

Fünftes Kapitel.

Der Zug der Barone. — Der Anfang des Endes.

Es war am Morgen des 19. Mai, die Luft war frisch und hell, und die eben aufgegangene Sonne

* Innocenz VI. erklärte einige Jahre später Montreal noch für schlimmer, als Totila.

schien heiter auf die blitzenden Helme und Speere eines stattlichen Zuges bewaffneter Reiter, der durch die lange Hauptstraße Roms dahinprunkte. Das Wiehern der Pferde, das Tönen der Hufe, der Glanz der Rüstungen und das Flattern der Fahnen, geschmückt mit den stolzen Insignien der Colonna, bot eines der fröhlichen und glänzenden, dem Mittelalter eigenthümlichen, Schauspiele dar.

An der Spitze der Truppe ritt auf einem stolzen Rosse Stephan Colonna. Zu seiner Rechten war der Ritter von der Provence, der mit geschickter Hand einen feinen, aber feurigen Araber bändigte; hinter ihm folgten zwei Schildknappen — der eine führte sein Streitroß, der andere trug Lanze und Helm. Zur Linken von Stephan Colonna ritt Adrian ernst und schweigend und antwortete nur sehr einsilbig auf das heitere Geplauder des Ritters von der Provence. Eine beträchtliche Anzahl von der Blüthe des römischen Adels folgte dem alten Baron; eine geschlossene Truppe fremder, vollständig bewaffneter Reiter bildete das Ende des Zuges.

Auf den Straßen war keine Menschenmenge — mit anscheinender Gleichgültigkeit blickten die Bürger aus ihren halbverschlossenen Läden auf den Zug.

„Haben diese Römer keinen Geschmack für Gepränge?“ fragte Montreal; „wenn sie leichter zu belustigen wären, wären sie auch leichter zu regieren.“

„O! Rienzi und solche Possenreißer belustigen sie. Wir machen es besser, — wir schrecken sie!“ erwiderte Stephan.

„Was singt der Troubadour, Signor Adrian?“ fragte Montreal.

„Lächeln, falsch lächeln muß der oft,
Der auf Größe und Herrschaft hofft:
Es entwaffnet die Starken, die Schönen es zwingt,
Täuschet die Hohen, und Länder es erringt.
Lächeln, falsches Lächeln!

Finstre Blicke verrathen das Herz,
Spornen den Tapferen und bringen Schönen Schmerz,
Treiben den Stolz in blutiges Gefecht,
Kreuzen die Speere und morden das Geschlecht.
Finstere, falsche Blicke!

„Das Lied stammt aus Frankreich, Signor; doch däucht mich, seine Weisheit hat es aus Italien; — denn das schlangenartige Lächeln ist eine eigenthümliche Unterscheidung Eurer Landsleute, und die finstern Blicke stehen ihnen übel.“

„Mich dünket, Herr Ritter,“ versetzte Adrian beißend und zornig über die Stichelei, „Ihr habt uns finstere Blicke gelehrt; — bisweilen eine Tugend.“

„Aber keine Klugheit, wenn die Hand nicht behaupten kann, was die Stirne gedroht,“ erwiderte Montreal stolz, denn in ihm war viel von der französischen Lebhaftigkeit, die oft seine Klugheit besiegte, und er hegte seit ihrer Unterredung in dem Palaste Stephan's einen geheimen Groll.

„Herr Ritter,“ antwortete Adrian erröthend, „unsere Unterhaltung könnte zu wärmeren Worten führen, als mir gegenüber von einem Manne lieb wäre, der mir einen so biederen Dienst geleistet hat.“

„Nun denn, so kommen wir auf die Troubadours

zurück," sagte Montreal gleichgültig. „Verzeiht mir, wenn ich von italienischer Ehre oder italienischem Muthe nicht eben sehr hoch denke; Eure Tapferkeit anerkenne ich, denn ich war Zeuge davon, und Tapferkeit und Ehre gehen Hand in Hand, — laßt Euch das genügen!"

Als Adrian eben antworten wollte, fiel sein Auge plötzlich auf die starke Gestalt Cecco del Vecchio's, der seine entblößten, muskulösen Armee auf seinen Amboß stemmte und lächelnd die Truppe anschaute. Es lag etwas in diesem Lächeln, das den Gedanken Adrian's eine andere Richtung gab, und das er nicht ohne ein unerklärliches Mißfallen betrachten konnte.

„Ein starker Bursche das," sagte Montreal, den Schmied gleichfalls beschauend. „Ich möchte ihn gerne anwerben. Bursche!" rief er laut, „Ihr habt einen Arm, der ebenso tauglich wäre, das Schwert zu führen, als es zu schmieden. Verlaßt Euern Amboß und folgt dem Glücke von Fra Moreale!"

Der Schmied schüttelte den Kopf. „Herr Ritter," sagte er ernst, „wir armen Leute haben keine Neigung für den Krieg; wir brauchen nicht Andere zu tödten — wir verlangen nur selbst zu leben; — wenn Ihr uns das lassen wollt!"

„Bei der heiligen Mutter, eine sklavische Antwort! Aber, Ihr Römer — —"

„Seid Sklaven!" unterbrach ihn der Schmied und wandte sich hinweg nach dem Innern seiner Schmiede.

„Der Hund ist meuterisch!" sagte der alte Co=

lonna. Und als die Schaar vorüberritt, äußerte jeder der rohen Fremdlinge, ermuthigt durch ihren Anführer, einen Schimpf oder Scherz in einem barbarischen Versuche des südlichen Patois gegen den lässigen Riesen, als er wieder in dem Vordergrunde seiner Schmiede erschien, sich wie zuvor auf seinen Amboß stemmte und durch keine Zeichen verrieth, daß er auf die Verhöhnung achtete, außer durch eine stärkere Glut auf seinem schwärzlichen Gesichte; — und so wandte sich der stattliche Zug durch die Straßen und verließ die ewige Stadt.

In ganz Rom war jetzt eine lange Pause tiefen Schweigens — allgemeiner Ruhe; die Kaufläden waren erst halb geöffnet; Niemand ging an sein Geschäft; es war wie der Anfang eines Festtages, wo der Müßiggang der Freude vorangeht.

Um Mittag konnte man einige wenige kleine Menschengruppen auf den Straßen herumstehen sehen, die einander zuflüsterten, aber sich bald zerstreuten; hie und da eilte ein einzelner Fußgänger, meist in den langen Rock gekleidet, wie sie die Gelehrten gewöhnlich trugen, oder in der noch finstereren Tracht der Mönche, die Straße hinauf nach der Kirche der St. Maria von Egypten, einst der Tempel der Fortuna. Dann war wieder Alles einsam und öde. Plötzlich hörte man den Schall einer einzelnen Trompete! Er wurde stärker — weithin ertönte er. Cecco del Vecchio sah von seinem Amboß auf. Ein einzelner Reiter ritt langsam an der Schmiede vorbei und that, als er in die Mitte der Straße kam,

einen lauten, langen Stoß in die Trompete, die an seinem Halse hing. Dann sah man eine Menschenmenge plötzlich und wie durch Zauber aus allen Ecken auftauchen; die Straße drängte sich voll von Menschen; aber nur durch den Hall ihrer Fußtritte und durch ein undeutliches, leises Gemurmel wurde die Stille unterbrochen. Wieder stieß der Reiter in seine Trompete, als wollte er Aufmerksamkeit gebieten, und als der Ton verstummte, rief er laut: — „Freunde und Römer! Morgen mit Tagesanbruch finde sich Jedermann unbewaffnet vor der Kirche St. Angelo ein. Cola di Rienzi ruft die Römer zusammen, um für das Wohl Roms zu sorgen." Ein Jubelgeschrei, das die Grundfeste der sieben Hügel zu erschüttern schien, brach bei dem Schlusse dieser kurzen Aufforderung aus; der Reiter ritt langsam weiter und die Menge folgte. — Dies war der Anfang der Revolution.

Sechstes Kapitel.

Der Verschwörer wird die obrigkeitliche Behörde.

Um Mitternacht, als die übrige Stadt in Ruhe gesunken schien, strömte der Glanz von Lichtern durch die Fenster der Kirche von St. Angelo. Lange und feierliche Töne heiliger Musik rissen sich von den wiederhallenden Flügeln los und durchhallten in häufiger Wiederkehr die Luft. Rienzi betete in der Kirche; dreißig Messen füllten die Stunden von Nacht bis Morgen, und die ganze Bekräftigung der Religion

wurde angerufen, um das Unternehmen der Freiheit zu heiligen.* Die Sonne war längst aufgegangen, das Volk hatte sich längst vor der Kirchthüre versammelt und bedeckte in langen Zügen alle Straßen, welche zu derselben führten, — als die Glocke der Kirche lang und fröhlich läutete; und als sie schwieg, sangen die Chöre innen folgende Hymne, in welcher auf etwas überraschende, obwohl barbarische Weise der Geist des klassischen Alterthums mit der Glut religiösen Eifers vermengt war: —

Die römische Freiheitshymne.

Berge, laßt es rings ertönen,
Auf dem Siebenhügelthrone
Wird sich Rom aufs Neue krönen.
Jubelt laut!

Singet laut, o Thal und Welle,
Lauscht hervor ihr alten Helden
Aus des Grabes enger Zelle!
Jubelt laut!

Bleiches Gespenst, wer bist du? — Seht!
Aus vergangenen, dunkeln Zeiten
Scheint es gleich dem Wind zu schreiten,
Der am Himmel plötzlich weht.

* Es wird nach meinem Dafürhalten, wenn je das Leben Cola di Rienzi's von einer der Aufgabe gewachsenen Hand beschrieben wird, sich zeigen, daß ein kräftiges, religiöses Gefühl sich mit dem politischen Enthusiasmus des Volkes vermischte, — das religiöse Gefühl einer noch nicht reifen, unverbauten Reformation, das Vermächtniß Arnold's von Brescia. Indessen war es nicht gegen die Priester gerichtet, sondern von ihnen begünstigt. Die vornehmsten Mönchsorden erklärten sich für die Revolution.

Als riesiger Schatten stellt es sich dar,
Umgeben von einer bewaffneten Schaar!
Das Leichenhemd schaurig die Glieder deckt
Sein Anblick der Sonne Strahlen schreckt;
Die Welt sich voll Zittern und Bangen erweist,
Gegrüßt sei der großen Vergangenheit Geist!
Gruß; ja Gruß!

Wie wir sprechen und grüßen — der Athem haucht,
Aus den Knospen am Kranz der Lorbeer taucht,
Wie die Sonne aus Nacht das Morgenroth malt,
Wird dunkel das Licht und der Schatten Gestalt
Gruß! ja Gruß!

Der Vergangenheit großer Geist
Kehrt in die Herzen von Rom zurück;
Die hedinischen Fluren trifft sein Blick,
Da er sich wieder als Herrscher weist!

O, Fama, laß es ringsum jetzt ertönen,
Mög' sich die Welt in Freude neu verschönen!
Wo immer nur der freche Stolz gesiegt
Und Recht dem Unrecht grausam unterliegt,
Wo nie erscheint der Sonne Pracht,
Wo der Schuldlose weint in Kerkers Nacht,
Dorthin dringe deine Stimme laut,
Ihr Völker alle kommt und schaut!
Auf den Hügeln, wo die Heroen gelebt,
In den Tempeln, wo das Blut der Heiligen klebt,
Im Gefängniß der Märtyrer, im Kaisersaal
Erwecket die Schläfer der Freiheit Schall;
Der Vandal und Gothe herrscht nimmermehr,
Der Römer ist wieder der Erde Herr!

Als der Gesang zu Ende war, öffneten sich die Thore der Kirche; die Menge wich auf beiden Seiten zurück, und unter dem Vortritt von drei Jünglingen aus dem niederen Adel, welche Fahnen mit allegorischen Abbildungen, den Triumph der Freiheit, Ge-

rechtigkeit und Eintracht vorstellend, trugen, schritt Rienzi in vollständiger Rüstung, nur ohne den Helm heraus. Sein Antlitz war bleich vom Wachen und heftiger Aufregung — aber tiefsinnig, ernst und feierlich ruhig; der Ausdruck desselben wiedersetzte sich so sehr jedem lärmenden und gemeinen Ausbruch der Gefühle, daß diejenigen, welche es sahen, den Ruf auf ihren Lippen zurückhielten und durch gleichzeitige Stimmen der Mißbilligung die Glückwünsche der hinten stehenden Menge zum Schweigen brachten. Neben Rienzi schritt Raimund, Bischof von Orvieto, und je zwei und zwei marschirend, folgten ihnen hundert Gewaffnete. Unter tiefer Stille begann der Zug, bis, als er sich dem Capitol näherte, die Scheu des Volkes nach und nach verschwand und tausend und aber tausend Stimmen die Lüfte mit Ausrufungen des Jubels und Triumphes erfüllten.

Am Fuße der großen Treppe angekommen, welche damals den Hauptzugang zu dem Platze des Capitoles bildete, hielt der Zug an, und als die Menge den großen, vor derselben befindlichen Raum — geschmückt und geheiligt durch viele der so majestätischen Säulen von Tempeln des Alterthumes — angefüllt hatte, redete Rienzi die Einwohner Roms, die er so plötzlich zu einem Volke erhoben hatte, an.

Er schilderte kräftig die Sklaverei und das Elend des Volkes — die völlige Gesetzlosigkeit — den Mangel selbst der gewöhnlichen Sicherheit für Leben und Eigenthum. Er erklärte, daß er, ohne vor der Gefahr zu erschrecken, der er entgegengehe, sein Leben

der Wiedergeburt des gemeinsamen Vaterlandes weihe, und forderte feierlich das Volk auf, das Unternehmen zu unterstützen und zugleich die Revolution durch Einführung eines Gesetzbuches und Einsetzung einer constitutionellen Versammlung zu heiligen und zu befestigen. Dann ließ er durch den Herold den Entwurf der Menge vorlesen.

Sie schuf oder rief vielmehr ins Leben mit neuen Privilegien und Machtvollkommenheiten — eine repräsentative Versammlung von Räthen. Als erstes Gesetz verkündigte sie eines, das für unsere glücklichere Zeiten höchst einfach scheint, bis jetzt aber in Rom nie gehandhabt wurde — jeder vorsätzliche Mörder soll ohne Ansehen der Person mit dem Tode bestraft werden. Sie verfügte, daß kein Privatmann, Edler oder Bürger, feste Burgen und Besatzungen in der Stadt oder auf dem Lande halten dürfe; daß die Thore und Brücken des Staates unter der Aufsicht der zu wählenden höchsten obrigkeitlichen Person stehen sollten. Sie verbot alle Beherbergung von Freibeutern, Söldnern und Räubern bei einer Strafe von tausend Mark Silber, und machte die Barone, welche im Besitze der umliegenden Ländereien waren, für die Sicherheit der Straßen und des Transportes von Handelsgütern verantwortlich. Sie nahm Wittwen und Waisen unter die Obheit des Staates. Sie bestellte in jedem Stadtviertel eine bewaffnete Miliz, welche das Läuten der Glocken auf dem Capitol zu jeder Stunde zum Schutze des Staates versammeln konnte. Sie ordnete an, daß in jedem Hafen an der Küste zur Sicherung des Handels ein

Schiff stationirt werde. Sie bestimmte die Summe von hundert Gulden für die Erben jedes für die Vertheidigung Roms gefallenen Mannes, und weihte die öffentlichen Einkünfte dem Dienste und dem Schutze des Staates.

Dies waren, gemäßigt und wirksam zugleich, die Umrisse der neuen Verfassung, und es unterhält vielleicht den Leser die Erwägung, wie groß die vorherige Unordnung in der Stadt gewesen sein mußte, wenn die allgemeinsten und uranfänglichsten Vorkehrungen der Gesittung und Sicherheit den Hauptinhalt des vorgeschlagenen Gesetzbuches und die Grenzen eines Volksaufstandes ausmachten.

Das hinreißendste Jubelgeschrei folgte der Vorlesung dieses Entwurfes einer neuen Constitution; und mitten unter dem Jauchzen erhob sich die riesige Gestalt des Cecco del Vecchio. Trotz seines Gewerbes war er ein Mann von großer Wichtigkeit in der jetzigen Krisis; sein Eifer und sein Muth, und vielleicht noch mehr seine blinde Leidenschaftlichkeit und sein hartnäckiges Vorurtheil hatten ihn beim Volke beliebt gemacht. Die niedere Klasse der Handwerker betrachtete ihn als ihr Oberhaupt und ihren Vertreter; jetzt sprach er laut und ohne Scheu — sprach gut, weil sein Herz voll von dem war, was er sagen wollte.

„Landsleute und Bürger! — Diese neue Verfassung erhält Euern Beifall — und mit Recht. Was sind aber gute Gesetze, wenn wir nicht gute Männer haben, welche sie vollziehen? Wer kann ein Gesetz besser vollziehen, als der Mann, welcher es entworfen

hat? Wenn Ihr von mir verlangt, daß ich Euch die Idee angebe, wie ein guter Schild zu fertigen sei, und wenn Euch meine Idee gefällt, würdet Ihr denselben durch mich oder durch einen andern Schmied machen lassen? Wenn durch einen anderen, so kann er wohl einen guten Schild fertigen, aber es wird nicht derselbe werden, den ich gemacht hätte, und dessen Beschreibung Euch befriedigte. Cola di Rienzi hat ein Gesetzbuch vorgeschlagen, das unser Schild sein soll. Wer anders soll darauf sehen, daß der Schild wird, wie er ihn vorgeschlagen, als Cola di Rienzi? Römer! ich trage darauf an, daß Cola di Rienzi von dem Volke mit der Vollmacht ausgerüstet werde, unter welchem Namen es ihm beliebt, die neue Verfassung ins Werk zu setzen — und welche Mittel er auch anwendet, wir, das Volk, wollen über ihn wachen, daß ihm kein Leid zugefügt werde."

„Lange lebe Rienzi! — Lange lebe Cecco del Vecchio! Er hat wohl gesprochen! — kein Anderer, als der Gesetzgeber soll der Regent sein?"

Solche Zurufungen begrüßten das ehrgeizige Herz des Gelehrten. Die Stimme des Volkes bekleidete ihn mit der höchsten Gewalt. Er hatte eine Republik geschaffen — um, sobald es ihn gelüstete, ein Despot zu werden!

Siebentes Kapitel.

Nach dem Halfter sieht man, wenn die Mähre gestohlen ist.

Während dieser Ereignisse in Rom war schon ein

Diener des Stephan Colonna auf dem Wege nach Corneto. Das Erstaunen, womit der alte Baron die Nachricht aufnahm, kann man sich leicht vorstellen. Er verlor keinen Augenblick, um seine Truppe zu versammeln, und während des Gewühles des Aufbruches trat plötzlich der Ritter von St. Johann zu ihm. Seine Miene hatte ihre gewöhnliche unbefangene Ruhe verloren.

„Was ist das?" sagte er eilig; „eine Empörung? — Rienzi unumschränkter Beherrscher von Rom? — kann man diesen Nachrichten glauben?"

„Es ist nur zu wahr!" sagte Colonna mit bitterem Lächeln. „Wo hängen wir ihn bei unserer Zurückkunft?"

„Sprecht nicht so unbesonnen, Herr Baron," versetzte Montreal unhöflich; „Rienzi ist stärker als Ihr glaubt. Ich weiß, was Männer sind, und Ihr wißt nur, was Edelleute sind! Wo ist Euer Neffe?"

„Hier ist er, edler Montreal," sagte Stephan, die Achseln zuckend, mit halb verächtlichem Lächeln über den Vorwurf, den nicht zu ahnden er für klüger hielt, „hier ist er! — seht, er tritt eben ein!"

„Ihr habt die Neuigkeiten gehört?" rief Montreal aus.

„Das habe ich."

„Und verachtet die Revolution?"

„Ich fürchte sie!"

„Dann habt Ihr doch einigen Verstand. Aber diese Sache geht mich nichts an; ich will Eure Berathungen nicht stören. Adieu für jetzt!" und ehe Stephan ihm

zuvorkommen konnte, hatte der Ritter das Zimmer verlassen.

„Was hat dieser Demagoge im Sinne?“ murmelte Montreal. „Wollte er mich hintergehen? — Hat er sich meiner Gegenwart entledigt, um den ganzen Gewinn des Unternehmens ausschließlich zu behalten? Ich fürchte dies! — der verschmitzte Römer! Wir nordischen Krieger könnten nie mit ihrem Verstande in die Schranken treten, käme ihre Feigheit uns nicht zu Hülfe. Aber was ist zu thun? Ich habe Rudolph schon befohlen, mit den Räubern zu unterhandeln, und sie sind auf dem Punkte, ihren bisherigen Herrn zu verlassen. Gut! sei es so! Besser, ich breche zuerst die Macht der Barone und vergleiche mich dann, das Schwert in der Hand, nach meiner Weise mit dem Plebejer. Und wenn ich hierin nicht siege — holde Adeline! dann sehe ich Dich wieder! — Das ist einiger Trost! — und Ludwig von Ungarn wird Kopf und Arm Walters von Montreal theuer erkaufen. Heda! Rudolph!“ als die stämmige Gestalt des Reiters halb bewaffnet und halb betrunken über den Hofraum taumelte. „Bursche! bist Du betrunken zu dieser Stunde?“

„Trunken oder nüchtern,“ erwiderte Rudolph mit einem tiefen Bücklinge, „bin ich zu Deinen Befehlen.“

„Gut gesprochen! — sind Deine Freunde reif für den Sattel?“

„Achtzig davon, bereits überdrüssig des Müßiggehens und der dumpfen Luft Roms, wollen fliegen, wohin Walter von Montreal es verlangt.“

„Spute Dich denn — laß sie aufsitzen; wir gehen

von nun an nicht mehr mit dem Colonna — wir verlassen sie, während sie noch schwatzen! Sage meinen Knappen, daß sie mich erwarten!"

Und als Stephan Colonna seinen Zelter bestieg, hörte er zum erstenmale, daß der Ritter von der Provence, der Reiter Rudolph und achtzig von den Söldnern bereits abgezogen seien — wohin, wußte Niemand. —

„Uns voran nach Rom! tapferer Barbar!" sagte Colonna. „Vorwärts meine Herren!"

Achtes Kapitel.

Der Angriff — der Rückzug — die Wahl — und der Anhang.

Bei ihrer Ankunft fand die Schaar Colonna's die Thore Roms verschlossen und die Mauern besetzt. Stephan ließ seine Trompeter mit einem seiner Hauptleute vorgehen, um gebieterisch Einlaß zu begehren.

„Wir haben Befehle," erwiderte der Anführer der Stadtwache, „Niemanden einzulassen, der Waffen, Paniere oder Trompeten bei sich führt. Die Herren Colonna mögen ihr Gefolge entlassen, so sind sie willkommen."

„Wer gab diese unverschämten Befehle?" fragte der Hauptmann.

„Der Herr Bischof von Orvieto und Cola die Rienzi, die vereinigten Beschützer des buono Stato."

Der Hauptmann des Colonna kehrte mit dieser Botschaft zu seinem Herrn zurück. Stephans Wuth

war nicht zu beschreiben. „Geht zurück," schrie er, sobald er die Stimme wieder fand, „und sagt, daß, wenn sofort die Thore nicht für mich und die Meinigen geöffnet werden, das Blut der Plebejer auf ihr Haupt kommen soll. Raimund, der päpstliche Vikar, hat hohe geistliche, aber keine weltliche Gewalt. Er soll ein Fasten ausschreiben, so wird man ihm gehorchen; dem kühnen Rienzi aber sagt, Stephan Colonna werde ihn morgen auf dem Capitol aufsuchen um ihn aus dem höchsten Fenster herabzustürzen."

„Der Hauptmann verfehlte nicht, diese Botschaft zu überbringen. Der römische Hauptmann gab eine eben so grimmige Antwort.

„Erklärt Eurem Herrn," sagte er, „daß Rom ihn und die Seinigen für Rebellen und Verräther ansieht, und daß in dem Augenblicke, wo Ihr Eure Truppe wieder erreicht, unsere Bogenschützen den Befehl erhalten, ihre Bogen zu spannen — im Namen des Papstes, der Stadt und des Befreiers."

Diese Drohung wurde buchstäblich erfüllt, und ehe der alte Baron Zeit hatte, seine Leute bestmöglich aufzustellen, wurden die Thore aufgestoßen, und eine wohlbewaffnete, wenn auch undisciplinirte Menge stürzte heraus mit trotzigem Geschrei, mit klirrenden Waffen, voran das azurne Banner des römischen Staates. Ihr Angriff war so verzweifelt und ihre Anzahl so groß, daß die Barone nach einem kurzen tumultuarischen Kampfe zurückgeschlagen und von ihren Verfolgern weit über eine Meile von den Mauern der Stadt getrieben wurden.

Sobald sich die Barone von der Unordnung und dem Schrecken erholt hatten, wurde eilig Rath gepflogen, bei welchem verschiedene und widersprechende Ansichten laut geltend gemacht wurden. Einige waren dafür, für den Augenblick nach Palestrina sich zu wenden, welches den Colonna gehörte und eine beinahe unzugängliche Feste besaß. Andere waren dafür, sich zu zerstreuen und friedlich in kleinen Abtheilungen durch die Thore einzuziehen. Stephan Colonna — aufgebracht und seiner gewöhnlichen Selbstbeherrschung nicht mächtig — war nicht im Stande, sein Ansehen aufrecht zu erhalten; Luca di Savelli, ein furchtsamer, aber falscher und feiner Mann, wandte schon den Kopf seines Pferdes und gebot seinen Leuten, ihm auf sein Schloß in der Romagna zu folgen, als der alte Colonna sich auf ein Mittel besann, seine Schaar von einer Auflösung zurückzuhalten, die, wie er verständig genug war, einzusehen, für die allgemeine Sache mißlich werden mußte. Er schlug vor, sie wollten zusammen nach Palestrina ziehen und sich dort befestigen, während einer von den Vornehmsten auserlesen werden solle, um anscheinend unterwürfig allein nach Rom zu gehen und Rienzi's Stärke zu untersuchen, mit der unbeschränkten Vollmacht, wenn es möglich, Widerstand zu leisten — oder die bestmöglichen Bedingungen für den Einlaß der Uebrigen auszuwirken.

„Und wer," fragte Savelli mit höhnischem Lächeln, „will sich dieser gefährlichen Sendung unterziehen? Wer will sich unbewaffnet und allein der Wuth des

kühnsten Pöbels in Italien und der Laune eines Demagogen in der ersten Blüte seiner Macht aussetzen?"

Die Barone und Hauptleute sahen einander schweigend an. Savelli lachte.

Bisher hatte Adrian an der Besprechung keinen, an dem vorhergehenden Gefechte nur wenig Theil genommen. Jetzt kam er seinem Vetter zu Hülfe.

„Signori!" sagte er, „ich will die Sendung übernehmen, — aber auf meine eigene Rechnung, unabhängig von Euch Anderen; — frei zu thun, was ich der Würde eines römischen Nobili und dem Interesse eines römischen Bürgers für am angemessensten halte; frei meine Fahne auf meinem eigenen Thurme aufzupflanzen, oder der neuen Staatsgewalt Treue zu leisten.

„Wohl gesprochen!" rief der alte Colonna eilig. „Der Himmel sei dafür, daß wir Rom als Feinde betreten, wenn als Freunde es zu betreten uns noch gestattet wird. Was sagt Ihr, edle Herren?"

„Eine würdigere Wahl konnte nicht getroffen werden," sagte Savelli; „aber ich sollte es kaum für möglich halten, daß ein Colonna nur an eine Wahl zwischen Widerstand und Treueleistung gegen diese plötzlich entstandene Revolution dächte."

„Darüber, Signor, will ich für mich selbst urtheilen; wenn Ihr einen Diplomaten für Euch wünscht, wählt einen Anderen. Ich gestehe Euch offen, daß ich genug von anderen Staaten gesehen habe, um einzusehen, der Zustand Rom's in neuerer Zeit erheische eine Verbesserung. Ob Rienzi und Raimund

der Aufgabe gewachsen sind, der sie sich unterzogen, weiß ich nicht."

Savelli schwieg. Der alte Colonna nahm das Wort.

„Nach Palestrina denn! — Seid Ihr Alle damit einverstanden? im schlimmsten oder besten Falle dürfen wir uns nicht trennen! Nur unter dieser Bedingung gebe ich zu, daß mein Vetter sein Leben auf das Spiel setzt!"

Die Barone murmelten eine Weile untereinander; — die Räthlichkeit von Stephans Vorschlag war einleuchtend, und so stimmten sie endlich demselben bei.

Adrian sah sie abziehen und ritt dann, nur von seinem Knappen begleitet, langsam gegen einen entfernteren Eingang der Stadt. Am Thore angekommen, wurde er nach seinem Namen gefragt — er gab ihn ohne Rückhalt an.

„Reitet ein, mein Herr," sagte der Wächter, „unsere Befehle lauten, Alle einzulassen, die ohne Waffen und ohne Gefolge kommen. Insbesondere aber haben wir den ausdrücklichen Befehl, dem Signor Adrian di Castello die einem Bürger und Freunde gebührende Ehre zu erweisen."

Adrian, etwas gerührt durch die hierin liegende Erinnerung der Freundschaft, ritt jetzt durch eine lange Reihe bewaffneter Bürger, die ihn, als er vorüberkam, achtungsvoll grüßten, und als er den Gruß mit Höflichkeit erwiderte, folgte lautes Beifallsgeschrei hinter den Schritten seines Pferdes.

So ritt, außer einem Diener, der junge Patri-

cier allein und friedlich langsam durch die langen, leeren und verlassenen Straßen, — denn beinahe die Hälfte der Einwohnerschaft war auf den Mauern versammelt, und nahezu die andere Hälfte war mit Erfüllung einer friedlicheren Pflicht beschäftigt, — bis er weiter in das Innere der Stadt kam und der weite, erhöhte Platz des Capitols sich seinen Blicken darbot. Langsam ging die Sonne unter über einer ungeheuren Menschenmenge, welche diesen Raum ganz überdeckte, und hoch über einem in der Mitte sich erhebenden Gerüste glänzte im Abendstrahl das große mit silbernen Sternen geschmückte Panier von Rom. —

Adrian hielt sein Pferd an. „Dies," dachte er, „ist wohl nicht die geeignete Stunde, mich öffentlich mit Rienzi zu besprechen, und doch möchte ich gerne, unter die Menge gemischt, beurtheilen, wie weit seine Macht begründet ist, und auf welche Weise er dieselbe trägt." Er bedachte sich einen Augenblick, ritt in eine der einsameren, damals ganz verlassenen Straßen, übergab sein Pferd seinem Knappen, borgte von diesem Sturmhaube und den langen Mantel, ging nach einem der weniger häufig benützten Eingänge des Capitols und stand nun, in seinen Mantel gehüllt, — selbst zu ihr gehörend — unter der Menge, aufmerksam auf Alles, was sich ereignen sollte.

„Und was," fragte er einen einfach gekleideten Bürger, „ist die Ursache dieser Versammlung?"

„Habt Ihr die Bekanntmachung nicht gehört?" versetzte der Andere erstaunt. „Wißt Ihr nicht, daß der Rath der Stadt und die Handwerkergilden durch

Abstimmung entschieden haben, Rienzi den Titel eines Königs von Rom anzubieten?"

Der Ritter des Kaisers, dem diese erhabene Würde zustand, zog sich erschreckt zurück.

„Und," begann der Bürger wieder, „diese Versammlung aller geringeren Barone, Räthe und Handwerker ist zusammengekommen, um die Antwort zu hören."

„Natürlich wird sie bejahend ausfallen?"

„Ich weiß nicht — es sind sonderbare Gerüchte im Umlauf; bisher hat der Befreier seine Gesinnung geheim gehalten." In diesem Augenblicke verkündete ein lauter Tusch das Herannahen Rienzi's. Lärmend theilte sich die Menge und nun schritt Rienzi, noch in voller Rüstung, außer dem Helme, von dem Palaste auf dem Capitol auf das Gerüste, und mit ihm in all dem Glanze seines bischöflichen Staatskleides, Raimund von Orvieto.

Sobald Rienzi die Plattform bestiegen hatte und so der ganzen Menge sichtbar geworden war — keine Worte reichen hin, die Begeisterung aller Anwesenden zu schildern — das Geschrei, die Geberden, die Thränen, die Seufzer, das wilde Gelächter, worin die Theilnahme dieser lebhaften und reizbaren Kinder des Südens sich Luft machte. Die Fenster und Balkone des Palastes waren von den Weibern und Töchtern der niedereren Barone und der reicheren Bürger besetzt; und Adrian befiel ein leichtes Zittern, als er unter ihnen — bleich — bewegt — weinend — das liebliche Antlitz seiner Irene erblickte, das selbst

in dieser Gemüthsbewegung alle Anwesende verdunkelte, mit Ausnahme Eines neben ihr, dessen Schönheit durch die Aufregung dieser Stunde nur noch erhöht worden war. Die schwarzen, großen, blitzenden, leicht bethauten Augen Nina's von Raselli ruhten stolz auf dem Helden ihrer Wahl; und mehr noch Stolz, als Freude, verlieh ihrer Wange ein höheres Inkarnat, und ihrer edeln, abgerundeten Gestalt einen königlichen Anstand. Die untergehende Sonne strömte ihren vollen Glanz auf den Ort, die entblößten Häupter — die belebten Züge der Menge — die graue, ungeheure Masse des Capitols, und nicht weit von Rienzi entfernt übergoß sie mit einem seltsamen, blendenden Lichte den kolossalen Löwen aus Basalt, * von welchem eine zu dem Capitol führende Treppe ihren Namen hatte. Er war eine alte ägyptische Reliquie, — groß, durch die Zeit verdorben und grimmig, das Symbol eines verschwundenen Glaubens, an dessen Gesichte der Bildhauer etwas Menschenähnliches angebracht hatte. Und dies gab, indem es die wahrscheinlich beabsichtigte Wirkung hervorbrachte, den ernsten Zügen und der feierlich stillen Ruhe das eigenthümliche Geheimniß der ägypti-

* Das heutige Capitol ist sehr verschieden von dem Gebäude dieses Namens zu Rienzi's Zeit, und der Leser darf nicht glauben, daß die jetzige nach dem Plane Michel Angelo's angelegte Treppe, an deren Fuß zwei Löwen aus Marmor sich befinden, welch letztere Pius IV. aus der Kirche St. Stephan del Cacco genommen, die Treppe des Basaltlöwen war, die in so ernsthafter Beziehung zu der Geschichte Rienzi's steht. Dieser stumme Zeuge schwarzer Thaten ist nicht mehr.

schen Skulptur, zu allen Zeiten einen mystischen, übernatürlichen und furchtbaren Ausdruck. Die Furcht, welche dieses kolossale und grimmige Bild einzuflößen geeignet war, wurde von dem gemeinen Volke noch tiefer deßhalb gefühlt, weil die „Treppe des Löwen" der gewöhnliche Ort für öffentliche Hinrichtungen, wie für öffentliche Ceremonien war. Und selten vergaß der stolzeste Bürger sich zu bekreuzen, oder vermochte sich eines gewissen Schreckens zu erwehren, wenn er über den Platz ging und plötzlich den steinernen Blick und das ominöse Grinsen des alten Ungeheuers aus den Städten des Nils auf sich gerichtet sah. Es vergingen einige Minuten, ehe die Gefühle der versammelten Menge Rienzi's Worte verständlich werden ließen. Als aber endlich der letzte Ausbruch mit einem gleichzeitigen Geschrei: „Lange lebe Rienzi! der Befreier und König von Rom!" schloß, erhob er ungeduldig die Hand, und die Neugierde der Menge brachte eine plötzliche Stille hervor.

„Befreier von Rom, meine Landsleute!" sprach er, „ja, ändert diesen Titel nicht — ich bin zu ehrgeizig, um König sein zu wollen! Bewahret den Gehorsam gegen Euern Papst — die Ergebenheit gegen Euern Kaiser — aber bleibt getreu Eurer eignen Freiheit. Ihr habt ein Recht auf Eure alte Verfassung; aber diese Verfassung bedurfte keines Königes. Nacheifernd dem Namen eines Brutus, bin ich erhaben über den Titel eines Tarquin! Römer, erwacht! erwacht! Laßt Euch von einer edleren Freiheitsliebe begeistern, als die ist, welche, wenn

sie den Tyrannen von heute entthront, toll sich der Gefahr aussetzt, morgen wieder einen Tyrannen zu haben! Rom bedarf noch immer eines Befreiers — keines Usurpators! — Nehmt jenen Tand hinweg!"

Hier entstand eine Pause! die Menge war tief ergriffen, aber nicht lärmend äußerte sich dieser Eindruck; sie erwarteten ängstlich eine Antwort von ihren Räthen, oder von den Führern des Volkes.

„Signor," sprach Pandulpho di Guido, einer der Caporioni, „Eure Antwort ist Eures Ruhmes würdig. Aber um das Gesetz zu vollstrecken, muß Rom Euch mit einem gesetzlichen Titel begaben — wenn nicht den eines Königes, so geruhet, den eines Dictators, oder eines Consuls anzunehmen."

„Lange lebe der Consul Rienzi!" schrieen mehrere Stimmen. Rienzi gebot durch Winken mit der Hand Stillschweigen.

„Pandulpho di Guido, und Ihr, geehrte Räthe von Rom! ein solcher Titel ist zu erhaben für meine Verdienste, und unanwendbar auf meine Verrichtungen. Ich stamme aus dem Volke — das Volk ist das mir anvertraute Gut; die Adeligen können sich selbst schützen. Dictator und Consul sind Benennungen für Patricier. Nein," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, wenn Ihr es zur Erhaltung der Ordnung für nothwendig erachtet, daß Euerm Mitbürger ein förmlicher Titel und eine anerkannte Macht übertragen werde, so sei es denn: aber laßt sie von der Art sein, daß sie die Beschaffenheit unserer neuen Einrichtungen, die Klugheit des Volkes und die Mäßigung

der Männer, die an dessen Spitze stehen, bezeugen. Einst, meine Landsleute, wählte das Volk zu Beschützern seiner Rechte und Wächtern seiner Freiheit gewisse, dem Volke verantwortliche Beamte, gewählt aus dem Volke, — Sorge tragend für das Volk. Ihre Macht war groß, aber sie war übertragen; eine Würde, aber eine anvertraute. Der Name dieser Beamten war Tribunen. Dies ist der Titel, den ich, wenn er mir, nicht durch Zuruf, sondern im vollen Parlament des Volkes, unterstützt von diesem Parlamente und herrschend mit diesem Parlamente — übertragen wird, dankbar annehmen werde."*

Rienzi's Rede und Gesinnungen wurden durch sein Wesen voll ernster und tiefer Aufrichtigkeit noch weit undurchdringlicher; und die Römer fühlten trotz ihrer Gesunkenheit ein augenblickliches Entzücken über die Mäßigung ihres Oberhauptes. „Lange lebe der Tribun von Rom!" wurde gerufen, aber weniger stürmisch, als „Lange lebe der König!" Und das Volk hielt die Revolution beinahe für unvollständig, weil der erhabenere Titel nicht angenommen wurde. Einem entarteten und gesunkenen Volke erscheint die Freiheit als etwas zu einfaches, wenn sie nicht mit

* Weder Gibbon, noch Sismondi, von denen Keiner die von Hofsemius aufbewahrten Originalurkunden mit viel Aufmerksamkeit nachgeschlagen zu haben scheint, erwähnen des repräsentativen Parlamentes, welches einzusetzen, oder zu bilden, beinahe Rienzi's erste öffentliche Handlung war. Sechs Tage nach dem denkwürdigen 19. Mai redete er das Volk von Viterbo in einem noch vorhandenen Briefe an. Er fordert es auf, zwei Syndicus, oder Gesandte, zu dem allgemeinen Parlament zu wählen und zu schicken.

dem Gepränge eben des Despotismus geschmückt ist, den es entthronen wollte. Mehr nach Rache als nach Erleichterung sehnt es sich; und je größer die neue Gewalt, die es schafft, desto größer scheint ihm die Rache gegen die alte. Doch freuten sich alle Geachteteren, Einsichtsvolleren und Mächtigeren unter der Versammlung über eine Mäßigung, welche, wie sie voraussahen, Rom vor tausend Gefahren von Seiten des Kaisers oder des Papstes bewahrte. Ihre Freude wurde noch vermehrt, als Rienzi, sobald es die wieder eintretende Stille erlaubte, hinzufügte: „Und da wir gleiche Arbeiter in derselben Sache waren, sollte jede mir zuerkannte Ehre auch auf den Stellvertreter des Papstes, Raimund, Bischof von Orvieto, ausgedehnt werden. Bedenket, daß Kirche und Staat, streng genommen, nur weil ihre Wohlthäter, auch die Beherrscher der Völker sind. — Lange lebe der erste Vikar eines Papstes, der immer auch der Befreier des Staates war!"

Ob nun Rienzi einzig und allein durch seinen Patriotismus zu dieser Mäßigung bewogen wurde, oder nicht, so ist doch so viel gewiß, daß sein Scharfsinn seiner Tugend wenigstens gleich kam; und Nichts vielleicht hätte die Revolution mehr befestigen können, als daß der Vikar und Stellvertreter der päpstlichen Gewalt auf diese Weise sein Amtsgenosse wurde; sie borgte für die Augenblicke die Sanktion des Papstes selbst — der auf diese Art die Verantwortlichkeit der Revolution zu theilen hatte, ohne die Gewalt des Staates allein zu besitzen.

Während die Menge dem Vorschlage Rienzi's zujauchzte, während ihr Jubelgeschrei noch die Luft erfüllte, während der etwas erstaunte Raimund durch Zeichen und Geberden seine Dankbarkeit und seine Demuth auszudrücken suchte, bemerkte der zum Tribun Erwählte, als er seine Blicke umherschweifen ließ, Manche, die ihre Neugierde hiehergezogen hatte, und welche in der ersten Hitze der öffentlichen Begeisterung zu gewinnen, wegen ihres Ranges und ihres Gewichtes, wünschenswerth erschien. Demzufolge berief Rienzi, sobald Raimund eine kurze und pomphafte Anrede gehalten hatte, — worin die bereitwillige Annahme der ihm angebotenen Ehre possierlich gegen den ängstlichen Wunsch abstach, weder sich, noch den Papst in etwaige verdrießliche Folgen zu verwickeln — zwei hintenstehende Herolde auf die Plattform; einer derselben trat vor und verkündete: „Da zu wünschen sei, daß Alle, die bis jetzt neutral geblieben, sich nun als Freunde oder Feinde bekennen, so werden sie eingeladen, den Eid des Gehorsams gegen die Gesetze zu leisten, und sich durch ihre Unterschrift dem Buono Stato anzuschließen."

Der Eifer des Volkes war so groß, so sehr war er in seiner Haltung durch Rienzi's Reden veredelt und verstärkt worden, daß die Ansteckung selbst die Gleichgültigsten ergriffen hatte; Niemand wollte den Schein auf sich ziehen, als weiche er von den Andern zurück, so daß die Neutralsten, die wußten, daß sie die Angesehensten waren, sich am meisten gegen den Buono Stato verpflichteten. Der erste,

welcher sich der Plattform näherte und den Eid leistete, war der Signor di Raselli, Nina's Vater. — Andere von dem niederen Adel folgten seinem Beispiele.

Die Anwesenheit des päpstlichen Vikars bestimmte die aristokratisch Gesinnten; die Furcht vor dem Volke drängte die Selbstsüchtigen; Jubelgeschrei und Glückwünsche ermuthigten die Eiteln. Der Raum zwischen Adrian und Rienzi hatte sich gelichtet. Der junge Edelmann fühlte plötzlich, daß die Blicke des Tribuns auf ihm ruhten; er fühlte, daß diese Blicke ihn erkannten und aufforderten — er erröthete — sein Athem wurde kürzer. Die edle Mäßigung Rienzi's hatte sein Herz gerührt; — das Beifalljauchzen — das Gepränge — die Begeisterung des Auftrittes berauschte — verwirrte ihn. Er schlug die Augen auf und sah vor sich die Schwester des Tribuns — die Dame seiner Liebe! Seine Unschlüssigkeit — sein Schweigen — dauerten noch immer, als Raimund ihn bemerkte und auf einige Worte, die ihm Rienzi zuflüsterte, listig laut ausrief: „Platz für den Herrn Adrian di Castello! ein Colonna! ein Colonna!" Der Rückzug war nun abgeschnitten. Mechanisch und wie im Traum bestieg Adrian die Plattform; und um den Triumph des Tribunen vollständig zu machen, sah der letzte Sonnenstrahl die Blüte der Colonna — den besten und tapfersten der Barone Roms — seine Macht und Gewalt anerkennen und seine Gesetze unterschreiben!

Drittes Buch.

Die Freiheit ohne Gesetz.

Ben furo avventurosi i cavalieri
Ch' erano a quella età, che nei valloni,
Nelle scure spelonche e boschi fieri,
Tane di serpi, d' orsi e di leoni,
Trovavan quel che nei palazzi altieri
Appena or trovar pon giudici buoni,
Donne che nella lor più fresca etade
Sien degne di aver titol di bettade.

Ariosto, Orl. Fur. can. XIII. 1.

Erstes Kapitel.

Die Rückkehr Walters von Montreal in seine Burg.

Als Walter von Montreal und seine Söldlinge Corneto verlassen hatten, eilten sie so schnell als möglich nach Rom; dort trafen sie lange vor den Baronen ein und fanden einen ähnlichen Empfang an den Thoren; aber Montreal vermied kluger Weise jeden Angriff und jede Drohung, und begnügte sich damit, seinen getreuen Rudolph in die Stadt zu schicken, um Rienzi aufzusuchen und um Einlaß für seine Truppe zu bitten. In kürzerer Zeit, als man erwartete, kehrte Rudolph zurück. „Nun," sagte Montreal ungeduldig, „Du hast

hoffe ich, den Befehl. Können wir sie endlich auffordern, die Thore zu öffnen?"

„Sie auffordern, unser Grab zu öffnen," erwiderte der Sachse plump. „Ich hoffe, meine nächste Sendung als Herold wird an einen freundlicher gesinnten Hof gehen."

„Wie! was meinst Du?"

„Nur kurz so viel: ich fand den neuen Regenten, oder was sein Titel ist, in dem Palaste auf dem Capitol, umgeben von Wachen und Räthen, und in der vollständigsten, schönsten Rüstung, die ich je außer Mailand sah."

„Die Pest über seine Rüstung! theile uns seine Antwort mit."

„Sagt Walter von Montreal" (sagte er, wenn Ihr es denn haben wollt), „daß Rom nicht länger eine Räuberhöhle ist; sagt ihm, daß, wenn er hereinkommt, er sich einer Untersuchung zu unterwerfen hat — —"

„Einer Untersuchung!" schrie Montreal zähneknirschend.

„Wegen Theilnahme an den Uebelthaten Werners und seiner Freibeuter."

„Ha!"

„Sagt ihm ferner, daß Rom allen Räubern in Zelten oder Thürmen den Krieg erklärt, und daß wir ihm befehlen, binnen achtundvierzig Stunden das Gebiet der Kirche zu verlassen."

„So gedenkt er also nicht nur mich zu hintergehen, sondern mir auch zu drohen? Gut, fahre fort."

„Dies war seine ganze Antwort an Euch; mich würdigte er indessen einer noch weit verbindlicheren Warnung. „„Höret, Freund," sagte er, „„für jeden deutschen Banditen, der nach dem morgenden Tage noch in Rom gefunden wird, ist unser Willkomm Strick und Galgen! Packt Euch!""

„Genug! genug!" rief Montreal, vor Wuth und Scham erröthend. „Rudolph, Du hast ein geübtes Auge in solchen Dingen, wie viele Nordländer wären nöthig, diesen Glückspilz an eben diesen Galgen zu liefern?"

Rudolph kratzte sich seinen ungeheuren Kopf und schien einige Zeit in Berechnungen vertieft; endlich sagte er: „Ihr, Hauptmann, könnt dies am besten beurtheilen, wenn ich Euch sage, daß seine Macht aus wenigstens zwanzigtausend Römern besteht; so hörte ich zufällig; diesen Abend soll er die Krone annehmen und den Kaiser absetzen."

„Ha, ha!" lachte Montreal, „ist er so toll? dann braucht er unsere Hülfe nicht, um an den Galgen zu kommen. Meine Freunde, warten wir den Ausgang ab. Weder Barone noch Volk werden dem Anscheine nach für den Augenblick unsere Kassen füllen. Ziehen wir mitten durch das Land nach Terracina. Dank den Heiligen," und Montreal (der nicht ohne eine seltsame Art von Frömmigkeit war — er hielt in der That diese Tugend für eine wesentliche Pflicht der Chevalerie) bekreuzte sich gottesfürchtig, „die Freicompagnien sind nie lange ohne Quartiere!"

„Hurrah dem Johanniter!" schrieen die Söld-

linge. „Und Hurrah dem schönen Frankreich und dem trotzigen Deutschland!“ setzte der Ritter hinzu, schwang hoch die Hand, gab seinem schon ermüdeten Pferde die Sporen und in sein Lieblingslied

Sein Roß und sein Schwert,
Und seine Dame, die Unvergleichliche u. s. w.

ausbrechend, eilte Montreal mit seiner Truppe stattlich durch die verödete Campagna.

Bald sank indessen der Ritter von St. Johann in tiefe, schwermüthige Träumereien; seine Begleiter ahmten das Schweigen ihres Führers nach, und nach wenigen Minuten unterbrach nur das Rasseln ihrer Waffen und das Klirren ihrer Sporen die Stille der weitausgedehnten, düsteren Ebenen, über welche sie nach Terracina zogen. Mit bitterem Grolle erinnerte sich Montreal seiner Unterredung mit Rienzi, und stolz auf seinen Scharfsinn wie auf sein Talent für Ränke, war er gedemüthigt und ärgerlich bei der Entdeckung, daß er von einem noch verschmitzteren Intriguanten zum Narren gehalten worden war. Seine ehrgeizigen Plane auf Rom waren überdies durchkreuzt, ja für den Augenblick durch eben die Mittel vernichtet, auf welche er gerechnet hatte, um sie auszuführen. Er hatte die Barone hinlänglich kennen gelernt, um überzeugt zu sein, daß, so lange Stephan Colonna, das Oberhaupt des Standes, lebte, er nicht leicht jene Herrschaft in dem Staate erlangen könne, die, wenn er sich mit einem ehrgeizigeren oder weniger furchtsamen und weniger mächtigen Herren verbün-

dete, seine Hülfe bei Rienzi's Vertreibung belohnen konnte. Unter allen Umständen hielt er es für räthlich, entfernt zu bleiben. Sollte Rienzi's Macht wachsen, so stand es bei Montreal, den Baronen so vortheilhafte Bedingungen zu machen, als er nur wollte; sollte sie aber sinken, so konnte ihn dann sein natürlich gedemüthigter Stolz dazu bewegen, Montreals Beistand zu suchen und sich seinen Vorschlägen zu fügen. Der Ehrgeiz des Provenzalen, obwohl vielumfassend und kühn, war nicht fester, beharrlicher Natur. Thätigkeit und Unternehmungen waren ihm bis jetzt noch lieber als der Lohn, den sie darboten, und sah er sich auf der einen Seite getäuscht, so wandte er sich mit dem ächten Geiste eines irrenden Ritters auf ein anderes Feld für seine Heldenthaten. Ludwig, König von Ungarn, grimmig, kriegerisch, unversöhnlich, nach Rache dürstend für den Mord seines Bruders, des unglücklichen Gatten Johanna's (der schönen, sündigen Königin von Neapel — der Maria Stuart Italiens), hatte sich schon gerüstet, den Garten der Campagna dem ungarischen Joche zu unterwerfen. Schon hatte sein Bastardbruder Italien betreten — schon hatten sich einige der neapolitanischen Staaten zu seinen Gunsten erklärt — schon hatte der nordische Monarch den zerstreuten Compagnien Versprechungen gemacht — und schon sammelten sich diese kühnen Söldlinge an den Grenzen des Paradieses von Italien, angelockt wie Geier von dem Aas durch Kriegsrüstungen und Aussicht auf Plünderung. Dieses war das Feld, auf welches Montreals kühner Geist jetzt seine Gedanken richtete,

und seine Krieger hatten freudig seine Absicht errathen, als sie ihn Terracina als ihr Ziel nennen hörten. Auf jede Hülfsquelle bedacht, und seine kühne, grundsatzlose Tapferkeit durch einen Scharfsinn verfeinernd, der, wenn die Jahre seine rastlose Ritterlichkeit mehr gereift und nüchterner gemacht hätten, ihn den gefährlichsten, je bekannten Feinden Italiens an die Seite zu stellen versprach, hatte Montreal auf das erste Zeichen von Ludwigs kriegerischen Absichten ein starkes Castell auf der herrlichen Küste jenseits Terracina eingenommen und befestigt, bei welcher der berühmte Paß liegt, den einst Fabius gegen Hannibal hielt, und den die Natur für den Krieg wie für den Frieden so begünstigt hat, daß eine handvoll Bewaffneter den Marsch einer Armee aufhalten konnte. Der Besitz einer solchen Feste gerade an der Grenze von Neapel gab Montreal eine Wichtigkeit, aus der er gegenüber von dem ungarischen Könige Nutzen zu ziehen hoffte, und nachdem nun seine größeren und emporstrebenden Plane hinsichtlich Roms gescheitert waren, wünschte sich sein sanguinischer, thätiger und elastischer Geist Glück zu dem Rettungsmittel, das er sich aufbehalten hatte.

Die Schaar machte bei Einbruch der Nacht diesseits der pontinischen Sümpfe Halt, nahm ohne Bedenken Besitz von einigen Hütten und Schuppen, aus welchen sie die armen Bewohner hinauswarf, und schlachtete mit eben so wenig Umständen Schweine, Vieh und Geflügel eines naheliegenden Hofes. Bald nach Sonnenaufgang durchzog sie jene fatalen Sümpfe,

welche theilweise schon von Bonifacius VIII. ausgetrocknet worden waren, und Montreal, durch den Schlaf erfrischt, vergaß seinen letzten Verdruß über den Vortheilen, welche ihm der herannahende Krieg mit Neapel eröffnete, und hatte bei der Freude, daß er sich einem Hause näherte, das ein Wesen in sich schloß, welches allein sein Herz mit dem Ehrgeize theilte, all die Heiterkeit wieder gewonnen, die seine gallische Geburt und sein sorgloses Leben mit sich brachten. Und jene tödtliche, aber geheiligte Straße, wo man in dem Kanal noch die Arbeiten von Augustus sehen kann, welcher von der durch Horaz mit so viel Humor geschilderten Reise Zeuge war, wiederhallte von dem lauten Gelächter und den häufigen Bruchstücken wilden Gesanges, womit die barbarischen Räuber ihren schnellen Marsch belebten.

Es war Mittag, als die Truppe den romantischen Paß betrat, dessen ich oben erwähnt (das alte Lautulä). Noch erhoben sich zur Linken steile, erhabene Felsen, damals von üppigem Grün und den zahllosen Blumen des zu Ende gehenden Mai bedeckt, während zur Rechten das Meer, ruhig wie ein See und blau wie der Himmel musikalisch zu ihren Füßen sich kräuselte. Montreal, durchdrungen von der Poesie seines Geburtslandes, die so eng mit der Liebe zur Natur verbunden ist, hätte zu einer anderen Zeit sich an der Schönheit der Gegend erfreut; aber in diesem Augenblicke waren weniger äußerliche und mehr häusliche Bilder in seinem Inneren geschäftig.

Plötzlich einen sich schlängelnden Gebirgspfad ein-

schlagend, der für die Pferde mühsam und rauh zu ersteigen war, kam die Truppe endlich vor einer starken Burg von grauen Steinen an, deren Thürme durch das hohe Laubwerk versteckt waren, bis sie plötzlich finster aus dem lachenden Grün hervortraten. Der Schall des Hüfthornes, die Fahne des Ritters, die schnell gegebene Losung, brachten ein Jubelgeschrei des Willkomms von etwa vierzig grimmigen Kriegern auf den Mauern hervor; das Fallgatter wurde aufgezogen, Montreal sprang hastig von dem keuchenden Pferde, eilte über die Schwelle eines vorstehenden Portales und durch einen großen Saal, als eine Dame — jung, schön und reich gekleidet — ihm mit ebenso flüchtigen Schritten entgegenkam und athemlos und überglücklich in seine Arme sank.

„Mein Walter! mein lieber, theurer Walter! Willkommen, zehntausendmal willkommen!"

„Adeline, meine Schöne — meine Angebetete — ich sehe Dich wieder!"

Diese und ähnliche Grüße wurden gewechselt, während Montreal seine Dame ans Herz drückte, ihre Thränen hinwegküßte, ihr Antlitz zu dem seinigen erhob und dessen zarte Blüte mit all der ausdrucksvollen Besorgniß der Liebe nach einer Trennung betrachtete.

„Meine Schöne," sagte er zärtlich, „Du hast Dich gegrämt, Du hast Rundung und Farbe verloren, seit wir schieden. Komme, komme, Du bist zu zart oder zu thöricht für die Liebe eines Kriegers."

„Ach, Walter!" versetzte Adeline, ihn umschlingend, „jetzt bist Du wieder da und mir wird wohl

sein. Du wirst mich lange, lange nicht wieder verlassen."

„M'amie, nein;" er schlang seinen Arm um ihren Leib und die Liebenden — denn ach! sie waren nicht vermählt! — zogen sich in die inneren Zimmer des Schlosses zurück.

Zweites Kapitel.

Das Leben der Liebe und das Leben im Kriege — Der Friedensbote — Das Turnier.

Umgeben von seinem Kriegsvolke, sicher in seiner feudalen Veste, entzückt von der Schönheit der Erde, des Himmels und der See um ihn her, vergaß Montreal in der leidenschaftlichen Anbetung Adelinens für eine Zeitlang alle seine unruhigere Plane und rauhere Beschäftigungen. Seine Natur war großer Zärtlichkeit, wie großer Wildheit fähig, und sein Herz blutete, wenn er die schöne Wange seiner Dame anblickte und sah, daß selbst seine Gegenwart nicht hinreichte, das Lächeln und die Frische früherer Zeiten darauf zurückzurufen. Oft verfluchte er den unheilbringenden Eid seines Ritterordens, der ihm verbot, sich zu vermählen, selbst mit einer mehr als Ebenbürtigen, und Gewissensbisse verbitterten seine glücklichsten Stunden. Die zarte Dame in diesem Räuberschlosse, getrennt von Allem, was sie am meisten schätzen gelernt — von Mutter, Freunden und gutem Rufe — liebte ihren Verführer nur um so heftiger; nur um so mehr drängten sich all die weiblichen, zarten Gefühle, denen

jede andere, weniger sündhafte Aeußerung versagt war, auf einen Gegenstand zusammen. Aber sie fühlte ihre Schmach, wenn sie es auch zu verheimlichen suchte, und ein noch nagenderer Kummer, als die Schmach, trug dazu bei, ihren Geist zu verzehren und ihre Gesundheit zu untergraben. Doch war sie bei all dem in Montreals Gegenwart glücklich, auch in der Trauer, und ihre wankende Gesundheit gab ihr wenigstens einigen Trost in der Hoffnung, daß sie sterben werde, ehe seine Liebe zu erkalten anfange. Bisweilen machten sie kleine Ausflüge, denn der unruhige Zustand des Landes erlaubte ihnen keine zu weite Wanderungen von dem Schlosse durch die sonnigen Wälder und der spiegelklaren See entlang, welche den Reiz dieser herrlichen Gegend ausmachen, und die Mischung des Wilden mit dem Zarten, die abenteuerliche Begleitung, das Zelt um Mittag auf einem lichten Flecke in dem Walde, die Laute und Stimme Adelinens, und die grimmigen Soldaten in der Entfernung gruppirt und zuhorchend, hätte wohl für die Dichtung Arioft's gepaßt und stimmte besonders mit jener seltsamen, unordentlichen und doch ritterlichen Zeit zusammen, in welcher der klassische Süden der Sitz der nordischen Romantik wurde. Noch immer unterhielt indessen Montreal seine geheime Verbindung mit dem ungarischen Könige und entsagte, in neue Plane vertieft, für den gegenwärtigen Augenblick gerne allen seinen Absichten auf Rom. Doch dachte er, sein hochstrebender Ehrgeiz habe nur einen Aufschub erlitten und in dem fernen Hintergrunde seiner abenteuerlichen Laufbahn

stieg glänzend das Capitol von Rom und das Scepter der Cäsaren auf.

Eines Tages, als Montreal, nur von einer kleinen Truppe begleitet, nahe an den Mauern von Terracina hinritt, wurden plötzlich die Thore aufgestoßen und eine zahlreiche Menge kam heraus, voran eine sonderbare Gestalt, deren Schritten die Anderen baarhaupt und mit lauten Segnungen folgten; ein Zug von Mönchen schloß die Prozession; sie sangen eine Hymne, deren Schlußworte lauteten, wie folgt:

Willkommen auf der Berge Höhen,
Den Boten trägt der leichte Fuß,
Die Blumen wachsen, die ihn sehen,
Die Engel singen ihm den Gruß;
Es weicht der Mond mit seinem Schein,
Tritt hold der Friedensbote ein.
Rauschend über Thal und Hügel
Trägt dich der geweihte Flügel;
Furchtlos ziehst du Tag und Nacht,
Ueber dich hält Gott die Wacht:
Keine Macht hemmt deine Schritte,
Du ziehst durch der Heiden Mitte,
Nicht von hartem Stahl geschützt,
Nur vom weißen Kleid umblitzt.
Seine Hand, statt mit dem Schwert,
Ist mit dem Silberstab bewehrt.
Vorüber am Hofe, an der Krieger Zelt,
An Höhlen, wo versteckt sich der Mörder hält,
Der Diener der Liebe zieht,
Wie die Taube zur Heimath flieht.
Die Wildesten bezähmt er durch ein Wort
Und reißt die Welt zu Christus fort.
Wie mit heil'gem Fuß der Herr
Einst betrat das feste Meer,
So weichen Raub und Mord mit ihrem Grimme
Jetzt vor des Friedensboten holder Stimme!

Der Fremde, dem diese Ehrenbezeigungen galten, war ein junger, unbärtiger Mann, gekleidet in Weiß, mit Silber durchwirkt; er war unbewaffnet und baarfuß; in seiner Hand hielt er einen dünnen silbernen Stab. Montreal und sein Gefolge hielten erstaunt und verwundert; der Ritter spornte sein Pferd gegen die Menge hin und sah den Fremden gerade an.

„Wie, Freund," sprach der Provenzale, „gehörst Du einem neuen Pilgerorden an, oder welche besondere Heiligkeit hat Dir diese Ehrerbietung erworben?"

„Zurück, zurück," schrie einer der Kühnsten aus der Menge, laßt den Räuber den Friedensboten nicht aufhalten."

Montreal winkte verächtlich mit der Hand.

„Ich spreche nicht mit Euch, gute Herren, und die würdigen Brüder, die Euch folgen, wissen sehr wohl, daß ich weder einem Herold, noch einem Pilger je etwas zu Leide gethan habe."

Die Mönche brachen ihren Gesang ab und eilten rasch herbei, und wirklich hatte Montreals Frömmigkeit ihm immer das Wohlwollen aller Klöster in der Nähe seiner wandernden Heimath erworben.

„Mein Sohn," sagte der älteste der Brüder, „es ist dies ein seltsames, aber heiliges Schauspiel, und wenn Du Alles erfahren, wirst Du dem Boten eher einen Geleitsbrief gegen den unbedachten Muthwillen Deiner Freunde geben, als seinen Friedenspfad unterbrechen."

„Ihr verwirrt mein einfaches Gehirn noch mehr," sagte Montreal ungeduldig, „der Jüngling soll für

sich selbst sprechen; ich bemerke auf seinem Mantel die Wappen Roms vermischt mit andern Schildeintheilungen, die mir ein Räthsel sind — ob ich gleich hinlänglich bewandert bin in der Heraldik, wie es sich für einen Edelmann und Ritter schickt."

„Signor," sagte der Jüngling ernst, „erkennt in mir den Boten von Cola di Rienzi, des Tribunen von Rom, beauftragt mit Briefen an viele Barone und Fürsten auf den Wegen zwischen Rom und Neapel. Die auf meinen Mantel gewirkten Wappen sind die des Papstes, der Stadt und des Tribuns."

„Hm! Du mußt starke Nerven haben, daß Du die Campagna ohne andere Waffen, als diesen Silberstab durchziehst!"

„Du bist im Irrthum, Herr Ritter," erwiderte der Jüngling kühn, „und beurtheilst die Gegenwart nach der Vergangenheit; wisse, daß nicht ein einziger Räuber mehr in der Campagna lauert; die Waffen des Tribunen haben alle Landstraßen um die Stadt so sicher gemacht, wie die breiteste Straße der Stadt selbst."

„Du erzählst mir Wunder!"

„Durch Wälder, — und in Festungen, — durch die wildesten Einöden, — durch die bevölkertsten Städte — haben, unbelästigt und unverletzt, meine Kameraden diesen silbernen Stab getragen; wo wir hinkommen, begrüßen uns Tausende, und Freudethränen segnen die Boten dessen, der den Räuber aus seinem Schlupfwinkel, den Tyrannen aus seiner Burg vertrieben, der den Gewinn des Kaufmannes und die Hütte des Bauern gesichert hat."

„Pardieu," sagte Montreal mit ernstem Lächeln, „ich muß für den mir bezeigten Vorzug dankbar sein; bis jetzt habe ich weder Befehle des Tribunen erhalten, noch seine Rache gefühlt; doch dünkt mich, mein bescheidenes Schloß liegt gerade noch in dem Patrimonium von St. Peter."

„Verzeiht mir, Herr Ritter," sagte der Jüngling; „aber spreche ich mit dem berühmten Johanniter, Krieger des Kreuzes und gegenwärtig Anführer von Banditen?"

„Knabe, Du bist keck; ich bin Walter von Montreal."

„Dann, Herr Ritter, führt mich mein Auftrag nach Eurem Schlosse."

„Nimm Dich in Acht, daß Du nicht vor mir dort eintriffst, oder Du läufst Gefahr, schnell wieder herauszukommen. Nun, meine Freunde?" er sah, wie die Menge bei diesen Worten sich näher um den Boten drängte, „glaubt Ihr, daß ich, der ich Meinesgleichen an Königen habe, einen unbewaffneten Knaben zu meinem Opfer machen werde? Pfui! macht Platz — macht Platz. Junger Mann, folge mir nach Hause; Du bist in meinem Schlosse sicher, wie in den Armen Deiner Mutter." Also sprechend, ritt Montreal mit großer Würde und überlegtem Ernste langsam seinem Schlosse zu, seine verwunderten Krieger in einiger Entfernung, und der weißgekleidete Bote folgte mit der Menge, die ihn nicht verlassen wollte; ihre Begeisterung war so groß, daß sie bis zu den Thoren des gefürchteten Schlosses mit-

gingen und darauf bestanden, außen zu warten, bis die Rückkehr des Jünglinges sie von seiner Sicherheit überzeugte.

Montreal, der, wie gesetzlos auch sonst, doch die Rechte des geringsten Bauern in seiner unmittelbaren Nachbarschaft auf's Strengste achtete und sich sogar den Schein von Popularität bei den Armen geben wollte, hieß die Menge in den Hofraum treten, befahl seinen Dienern, sie mit Wein und Erfrischungen zu versehen, bewirthete die guten Mönche in seiner großen Halle und begab sich dann in ein kleines Zimmer, wo er den Boten empfing.

„Dies," sagte der Jüngling, „wird meine Sendung am besten erklären," und legte einen Brief vor Montreal.

Der Ritter zerschnitt den Seidefaden mit seinem Dolche und las den Brief mit großer Ruhe.

„Euer Tribun," sagte er, als er zu Ende war, „hat sich den lakonischen Styl der Gewalt sehr bald zu eigen gemacht. Er befiehlt mir, diese Burg zu übergeben und das päpstliche Gebiet binnen zehn Tagen zu räumen. Er ist verbindlich; ich muß Zeit haben, mir seinen Vorschlag zu bedenken; nehmt Platz, ich bitte, junger Herr. Vergebt mir, aber ich sollte meinen, Euer Herr hätte alle Hände voll zu thun mit seinen römischen Baronen, um etwas nachsichtiger gegen uns fremde Besuche zu sein. Stephan Colonna — —"

„Ist nach Rom zurückgekehrt und hat den Huldigungseid geleistet; die Savelli, die Orsini, die Frangi-

pani haben alle ihre Unterwerfung unter den Buono Stato unterzeichnet."

„Wie!" rief Montreal höchst verwundert.

„Sie sind nicht nur zurückgekehrt, sondern sie haben sich auch der Entlassung aller ihrer Söldlinge und der Niederreißung ihrer Festungen gefügt. Das Eisen von dem Palaste der Orsini versperrt jetzt das Capitol und das Steinwerk der Colonna und der Savelli hat neue Mauern für die Thore vom Lateran und St. Laurentius gegeben."

„Wunderbarer Mann!" sagte Montreal mit widerstrebender Bewunderung. „Durch welche Mittel ist ihm dies gelungen?"

„Durch strengen Befehl und eine starke Macht, diesen zu unterstützen. Beim ersten Ton der großen Glocke stehen zwanzigtausend bewaffnete Römer auf. Was sind die Räuber eines Orsini oder eines Colonna gegen eine solche Macht? — Herr Ritter, Eure Tapferkeit und Euer Ruhm machen, daß selbst Rom Euch bewundert; und ich, ein Römer, bitte Euch, Euch in Acht zu nehmen."

„Gut, ich danke Dir — Deine Nachrichten, Freund, rauben mir den Athem. So haben sich die Barone also unterworfen?"

„Ja; am ersten Tage leistete einer von den Colonna, der Signor Adrian, den Eid; in einer Woche verließ Stephan gegen Zusicherung freien Geleites Palestrina, mit ihm die Savelli; die Orsini folgten — sogar Martino di Porto unterwarf sich stillschweigend."

„Der Tribun — aber ist dies seine Würde? — mich dünkt, er hätte König werden sollen — —."

„Man trug ihm den Titel an, aber er schlug ihn aus. Sein jetziger Rang, der sich keine patricische Ehre anmaßt, trug viel dazu bei, die Adeligen mit ihm auszusöhnen."

„Ein kluger Bursche! — ich bitte um Verzeihung, ein scharfsinniger Fürst! — Nun denn, der Tribun herrscht, denke ich, gewaltig über die großen römischen Namen?"

„Verzeiht — er übt unparteiische Gerechtigkeit gegen Bauer wie gegen Patricier; aber er wahrt dem Adel alle seine rechtmäßigen Privilegien und seinen gesetzlichen Rang."

„Ha! und die eiteln Puppen, so sie nur den Schein behalten, vermissen sie kaum das Wesen — ich verstehe. Aber das zeigt Genie — der Tribun ist nicht verheirathet, glaube ich. Sieht er sich unter den Colonna nach einem Weibe um?"

„Herr Ritter, der Tribun ist bereits verheirathet; drei Tage, nachdem er zu der Macht gelangt war, warb er um die Tochter des Barons von Raselli und führte sie heim."

„Raselli! kein großer Name; er hätte besser wählen können."

„Aber man sagt," fuhr der Jüngling lächelnd fort, „der Tribun werde durch seine schöne Schwester, die Signora Irene, in Kurzem mit dem Hause Colonna verwandt werden. Der Baron di Castello wirbt um sie."

„Wie, Adrian Colonna! Genug! Ihr habt mich überzeugt, daß ein Mann, der das Volk zufrieden stellt und die Adeligen schreckt oder versöhnt, zur Herrschaft geboren ist. Meine Antwort auf diesen Brief werde ich selbst bestellen. Für Eure Nachrichten, Herr Bote, nehmt dies Juwel," und der Ritter zog einen Edelstein von ziemlichem Werthe von seinem Finger. „Nein, bedenkt Euch nicht; ebenso freiwillig, wie ich ihn jetzt Euch schenke, wurde er auch mir gegeben."

Der Jüngling, auf den das Benehmen des berühmten Freibeuters einen angenehm überraschenden Eindruck gemacht hatte, und der nicht wenig erstaunt war über die ruhige Vertraulichkeit, mit welcher er Fra Moreale in dessen eigenen Burg die Neuigkeiten aus Rom berichtet, verbeugte sich tief, als er das Geschenk in Empfang nahm.

Der schlaue Provenzale, der den augenscheinlichen Eindruck, den er gemacht, bemerkte, sah auch ein, daß es von Vortheil für ihn sein müsse, wenn er mit den Maßregeln, welche zu ergreifen ihm räthlich schienen, zögerte. „Versichere den Tribun," sagte er, als er den Boten entließ, „wenn Du vor Ankunft meines Briefes zurückkehren solltest, daß ich seinen Geist bewundere, seine Macht begrüße und es mir angelegen sein lassen werde, sein Verlangen mit meinen Ansichten in Einklang zu bringen."

„Lieber," sagte der Bote mit Wärme (er war von guter Herkunft und anständigem Benehmen) — „lieber zehn Tyrannen zu Feinden, als einen Montreal."

„Zum Feinde! glaubt mir, Herr, ich suche keine Feindschaft mit Fürsten, die zu regieren verstehen, oder mit einem Volke, das klug genug ist, zugleich zu herrschen und zu gehorchen."

Jenen ganzen Tag über blieb indessen Montreal nachdenklich und unruhig; er schickte treue Boten an den Befehlshaber von Aquileja (der damals mit Ludwig von Ungarn in Correspondenz stand), nach Neapel und nach Rom; — den letzteren mit einem Briefe an den Tribun, in dem er, ohne sich völlig bloß zu geben, Unterwürfigkeit heuchelte und nur längere Frist zu den Vorbereitungen des Abzuges verlangte. In derselben Zeit wurde die Burg mit neuen Festungswerken versehen, große Vorräthe wurden hereingeführt und Tag und Nacht standen Spione und Kundschafter an dem Passe und in der Stadt Terracina. Montreal war gerade der Befehlshaber, der sich am meisten zum Kriege rüstete, wenn er die friedlichsten Absichten vorschützte.

Eines Morgens, am fünften nach der Erscheinung des römischen Boten, trat Montreal, nachdem er seine Außenwerke und seine Vorräthe genau in Augenschein genommen und zu seiner Beruhigung gefunden hatte, daß er wenigstens die Belagerung von einem Monate aushalten könne, mit heitererer Miene, als er in der letzten Zeit gezeigt, in Adelinens Zimmer.

Die Dame saß an dem Fenster des Thurmes, von dem aus man die herrliche Landschaft von Wäldern, Thälern und Orangenhainen überblicken konnte —

ein sonderbarer Garten für einen solchen Palast! Als sie ihr Gesicht auf die Hand stützte, ihr Profil leicht gegen Montreal gekehrt, lag etwas unbeschreiblich Anmuthiges in der Bewegung ihres Nackens, — der kleine Kopf, der sprechende Zeuge edeln Blutes, — die Locken in der einfachen Weise auf der Stirne getheilt, welche die neuere Zeit so glücklich wieder anregte. Aber der Ausdruck des halb abgewandten Antlitzes, der schwärmerische Blick und die tiefe Ruhe ihrer Stellung waren so traurig und schwermüthig, daß Montreals freundlich heiterer Gruß, den er im Sinne hatte, auf seinen Lippen erstarb. Er näherte sich schweigend und legte seine Hand auf ihre Schulter.

Adeline wandte sich um, nahm seine Hand in die ihrige, drückte sie an ihr Herz und lächelte all ihre Traurigkeit hinweg. „Theuerste," sagte Montreal „wüßtest Du, wie sehr ein Schatten des Kummers auf Deinem lieblichen Angesichte mein Herz beunruhigt, Du würdest Dich nimmer grämen. Aber kein Wunder, daß Du in diesen finsteren Mauern — wo kein weibliches Wesen Deines Standes um Dich ist, und die Fröhlichkeit, die Montreal in seine Hallen laden kann, nur Dein Ohr verletzt, — kein Wunder, daß Du Deine Wahl bereust."

„Ach, nein — nein, Walter, ich bereue sie nie. Ich dachte nur an unser Kind, als Du eintratst. Ach! es war unser einziges Kind! Wie schön war es, Walter, wie ähnlich war es Dir!"

„Nein er hatte Deine Augen und Stirne," ver-

setzte der Ritter mit stotternder Stimme und wandte den Kopf hinweg.

„Walter," begann die Dame wieder seufzend, „erinnerst Du Dich? — heute ist sein Geburtstag. Heute ist er zehn Jahre alt. Wir lieben uns elf Jahre, und Du bist Deiner armen Adeline noch nicht überdrüssig geworden."

„Eben so gut könnten die Heiligen des Paradieses überdrüssig werden," versetzte Montreal mit liebender Zärtlichkeit, die den ganzen Charakter seines heldenmüthigen Antlitzes in Sanftmuth verwandelte.

„Könnte ich das glauben, ich wäre wirklich selig!" antwortete Adeline. „Aber noch eine kleine Weile, und die wenigen Reize, die ich noch besitze, müssen verwelken, und welche andere Ansprüche habe ich an Dich?"

„Alle Ansprüche; — das Andenken an Dein erstes Erröthen — Dein erster Kuß — Deine gebrachten Opfer — Deine geduldigen Wanderungen — Deine nie sich beschwerende Liebe! Ach, Adeline, wir sind aus der Provence, nicht aus Italien; und wann wich ein Ritter aus der Provence seinem Feinde aus, oder verließ treulos seine Liebe? Aber genug, Theuerste, von Heimweh und Schwermuth für heute. Ich kam, um Dich zu einem Ausfluge einzuladen. Ich habe die Diener ausgesandt, um unser Zelt am Meer aufzuschlagen, — wir wollen der Orangenblüten uns erfreuen, so lange es uns noch möglich ist. Ehe die nächste Woche vergeht, können wir ernsteren Zeitvertreib und engere Grenzen bekommen."

„Wie, theuerster Walter; Du ahnst doch keine Gefahr?"

„Du sprichst, Marienkäfer," sagte Montreal lachend, „als ob Gefahr uns etwas Neues wäre; mich dünkt, Du hättest diese inzwischen als die Atmosphäre kennen lernen sollen, in der wir athmen."

„Ach, Walter, soll dies immer so fortdauern? Du bist jetzt reich und berühmt; kannst Du diese Laufbahn des Wettstreites nicht verlassen?"

„Jetzt, nicht doch, Adeline! Was sind Reichthum und Ruhm anders, als Mittel zur Macht? Und der Kampf, der Schild des Kriegers, war meine Wiege — bitte die Heiligen, daß er auch meine Bahre sei! Diese seltsamen, bezaubernden Extreme des Lebens — von dem Schlafgemache in das Zelt — aus der Höhle in den Palast — heute ein wandernder Verbannter, morgen Königen gleich — machen das wahre Element der Ritterlichkeit meiner Ahnen, der Normannen, aus. Die Normandie lehrte mich den Krieg, die Provence die Liebe. Küsse mich, geliebte Adeline, und lasse Dich von Deinen Zofen ankleiden. Vergiß Deine Laute nicht, meine Holde. Wir wollen die Echo's mit Gesängen der Provence wecken."

Adelinen's lenksames Gemüth fügte sich leicht der Heiterkeit ihres Herrn, und bald eilte die Gesellschaft von der Burg herab nach dem Orte, den Montreal zum Aufenthalt während des Tages Hitze bestimmt hatte. Aber schon auf einen Ueberfall gefaßt, ließ man das Schloß streng bewacht, und außer den

häuslichen Dienern begleitete eine Abtheilung von zehn vollständig bewaffneten Kriegern die Liebenden. Montreal selbst trug seinen Panzer, und seine Knappen folgten mit Helm und Lanze. Jenseits des schmalen Passes am Fuße der Burg öffnete sich damals die Straße nach einem großen, grünen Flecken, der von allen Seiten, ausgenommen die eine nach der See, von einem mit Myrten und Orangen und einer Wildniß von wohlriechenden Staudengewächsen gemischten Walde eingeschlossen war. An dieser Stelle wurde unter dem Obdach des weithin sich ausbreitenden, klassischen Fagus (so unvollkommen durch das deutsche „Buche" übersetzt) ein lustiges Zelt errichtet, welches die Aussicht auf die glänzende See gestattete; — geschützt vor der Sonne, aber zugänglich den sanften Lüftchen. Dies war die Lieblingserholung der armen Adeline, wenn man es nämlich Erholung nennen will. Sie freute sich, den düsteren Mauern ihres festen Gefängnisses zu entkommen und den Sonnenschein und die Süßigkeit dieses wollüstigen Klima's ohne die Ermüdung zu genießen, welche ihr seit neuerer Zeit jede Anstrengung zuzog. Es war eine Artigkeit von Seiten Montreal's, der voraussah, wie bald die Truppen Rienzi's seine Mauern belagern würden, und der für seine Person in dem Thurme ebenso zu Hause war, wie im Felde.

Als die Liebenden in dem Pavillon ruhten, lehnten sich einige von den Begleitern draußen müßig an dem Strande hin; Andere bereiteten die Decke über ein Lustboot gegen die untergehende Sonne; An-

dere machten in einem gewöhnlicheren, wegen des Waldes nicht sichtbaren Zelte Anstalten für das Mittagsmahl, während die Töne der von Montreal selbst mit nachlässiger Fertigkeit gespielten Laute in träumerischer Stille des Mittages ihre Musik liehen.

Während Montreal so beschäftigt war, kam einer seiner Kundschafter athemlos und erhitzt in dem Zelte an.

„Hauptmann," sagte er, „eine Compagnie von dreißig Lanzen, vollständig bewaffnet, mit einem langen Gefolge von Knappen und Pagen, hat so eben Terracina verlassen. Ihre Paniere tragen die vereinten Insignien von Rom und den Colonna."

„Ha!" sagte Montreal fröhlich, „solch eine Truppe ist ein willkommener Zuwachs für unsere Compagnie; sende unsern Knappen hierher."

Der Knappe erschien.

„Wirf Dich auf Dein Pferd und eile dem Zuge entgegen, dem Du in dem Passe begegnen wirst (nein, meine holde Dame, keine Einrede!), suche den Anführer und sage ihm, der gute Ritter Walter von Montreal sende ihm seinen Gruß und bitte ihn, auf seinem Zuge durch unser Gebiet eine Zeitlang als willkommener Gast bei uns zu verweilen; und — halt — sage auch, Walter von Montreal werde, wenn ein paar Stunden in edler Kurzweil hier zu rasten ihm genehm sei, sich freuen, mit ihm, oder jedem Ritter aus seinem Gefolge zu Ehren unserer Damen eine Lanze zu brechen. Beeile Dich, schnell!"

„Walter, Walter," begann Adeline, welche ihre zarte Lage lebhaft fühlte, die ihr sorgloser Gebieter

oft muthwillig vergaß; „Walter, theurer Walter, kannst Du es für eine Ehre halten — —"

„Schweige, holde Lilie! Du hast manchen Tag keine Kurzweil gesehen; mich verlangt, Dich zu überzeugen, daß Du noch immer die schönste Dame Italiens, ja der ganzen Christenheit bist. Aber diese Italiener sind feige Ritter, und Du darfst nicht fürchten, es möchte mein Anerbieten angenommen werden. Aber in Wahrheit, meine Dame, ich freue mich wegen ernsterer Zwecke, daß das Schicksal mir einen römischen Edeln, vielleicht einen Colonna, in den Weg wirft; — Frauen verstehen diese Sachen nicht; und Alles, was auf Rom Bezug hat, berührt uns in diesem Augenblicke nahe."

Mittlerweile nähert sich der Knappe dem Zuge, der jetzt bis in die Mitte des Passes vorgerückt war. Es war eine stattliche, prächtige Truppe: — wenn die vollständige Rüstung der Soldaten auf eine kriegerische Absicht schließen ließ, so sprach auf der anderen Seite das zahllose Gefolge von unbewaffneten, glänzend geschmückten Knappen und Pagen dagegen, während das glänzende Wappen zweier Herolde vor den Fahnenträgern ihren Zweck als einen friedlichen, ihre Reise als eine heilige bezeichnete. Es bedurfte nur eines Blickes auf die Truppe, um den Anführer zu finden: — bedeckt von einem stählernen, verschwenderisch mit goldenen Arabesken gezierten Brustharnische, über welchem ein Mantel von dunkelgrünem, mit Perlen besetzten, Sammt hing, während über seinen langen Rabenlocken eine schwarze Straußenfeder

von einem macedonischen Hute schwankte, wie sie, glaube ich, noch jetzt der Großmeister des Ordens des heiligen Constantin trägt, ritt an der Spitze des Zuges ein junger Cavalier, der sich von seinen nächsten Begleitern theils durch sein anmuthiges Wesen, theils durch seine glänzende Kleidung unterschied.

Der Knappe näherte sich ehrerbietig, stieg ab und entledigte sich seines Auftrages.

Der junge Cavalier antwortete lächelnd: „Bringt Herrn Walter von Montreal den Gruß Adrians di Colonna, Baron di Castello, zurück und sagt ihm, daß der feierliche Zweck meiner gegenwärtigen Reise uns kaum erlauben werde, gegen die gefürchtete Lanze eines so berühmten Ritters zu kämpfen, und ich bedaure dies um so mehr, als ich keiner andern Dame die Palme über die Schönheit Derjenigen, welcher ich diene, zugestehen kann. Ich muß auf eine günstigere Gelegenheit hoffen. Hinsichtlich der Ruhe will ich gerne für einige Stunden der Gast eines so höflichen Wirthes sein."

Der Knappe verbeugte sich tief. „Mein Gebieter," sagte er zögernd, „wird es höchlich bedauern, einen so edlen Gegner zu verlieren. Aber meine Botschaft geht an diesen ganzen stattlichen Ritterzug; und wenn der Signor Adrian di Castello sich selbst durch den Zweck seiner gegenwärtigen Reise an dem Turnier verhindert glaubt, so wird gewiß einer seiner Gefährten seine Stelle gegenüber von meinem Herrn vertreten."

Laut und rasch nahm ein junger Edelmann an

Adrian's Seite, Riccardo Annibaldi, das Wort, der nachmals dem Tribun und Rom gute Dienste leistete, und dessen Tapferkeit im späteren Leben sein zu frühes Ende herbeiführte.

„Mit Signor Adrian's Erlaubniß," sagte er, „will ich meine Lanze mit — —"

„Bst! Annibaldi," unterbrach ihn Adrian. „Und Ihr, Herr Knappe, wißt, daß Adrian di Castello keinen Stellvertreter in den Waffen für sich duldet. Meldet dem Johanniter, daß wir seine Gastfreundlichkeit annehmen, und wenn er nach einer Besprechung über ernstere Gegenstände noch immer lüstern nach einer so leichten Unterhaltung ist, so will ich vergessen, daß ich der Gesandte nach Neapel, und mich nur erinnern, daß ich Ritter des Reiches bin. Ihr habt unsere Antwort."

Der Knappe verbeugte sich mit großer Höflichkeit, bestieg sein Pferd und kehrte in kurzem Galopp zu seinem Herrn zurück.

„Vergebt mir, lieber Annibaldi," sagte Adrian, „daß ich Eurer Tapferkeit in den Weg trat, und glaubt mir, daß ich mich nie mehr sehnte, mit Jemanden eine Lanze zu brechen, als mit diesem prahlerischen Franzosen. Aber bedenkt, daß, obgleich für uns, die wir in den feinen Gesetzen der Chevalerie erzogen wurden, Walter von Montreal der berühmte Ritter aus der Provence ist, er von dem Tribun von Rom, dessen ernste Sendung wir jetzt erfüllen, nur als der feile Hauptmann einer Freicompagnie angesehen wird. Viel würden wir in seinen Augen un-

ferer Würde vergeben durch einen leichtfertigen und übel angebrachten Kampf gegen einen erklärten Räuber von Profession."

„Bei alle dem," sagte Annibaldi, „sollte der Räuber sich nicht rühmen können, daß ein römischer Ritter die Lanze eines Provenzalen scheue."

„Höre auf, ich bitte Dich!" sagte Adrian ungeduldig. In der That ärgerte sich der junge Colonna schon auf's Bitterste über seine bescheidene und edle Ablehnung von Montreal's Vorschlag, und als er sich nun mit bedeutendem Grolle erinnerte, wie verächtlich der Provenzale von der römischen Ritterschaft gesprochen, sowie eines gewissen Tones von Ueberlegenheit, den Montreal bei allen den Krieg betreffenden Dingen gegenüber von ihm angenommen hatte, — so fühlte er jetzt, wie seine Wange brannte und seine Lippe zuckte. Sehr bewandert in den kriegerischen Uebungen seiner Zeit, trug ein natürliches und entschuldbares Verlangen, zu zeigen, daß er auch für die beste Lanze Italiens wenigstens kein unwürdiger Gegner sei; überdies machte die Galanterie des Zeitalters, daß er seine Handlungsweise als eine Art von Verrath an seiner Geliebten betrachtete, wenn er eine Gelegenheit ungenützt ließ, ihre Vollkommenheiten zu verfechten.

Als daher Adrian Montreal's Pavillon ansichtig wurde, bemerkte er höchst gereizt, wie der Knappe wieder zu ihm zurückkehrte. Und der Leser mag beurtheilen, wie sehr diese Stimmung noch erhöht wurde, als der Letztere, abermals absteigend, ihn folgendermaßen anredete:

„Mein Gebieter, der Ritter von St. Johann, trägt mir, nachdem er die höfliche Antwort des Signor Adrian di Castello vernommen, zu erwidern auf, er wage, damit nicht die ernstere Unterredung, deren Signor Adrian erwähnt, die edle und freundliche Belustigung verderbe, den Vorschlag, das Turnier möge der Besprechung vorangehen. Der Rasen vor dem Zelte ist so weich, daß selbst ein Fall mit keiner Gefahr für Ritter oder Roß verbunden sein kann."

„Bei unserer Dame!" riefen Adrian und Annibaldi in einem Athem, „Deine letzten Worte sind unhöflich; und," fuhr Adrian, sich sammelnd, fort, „wenn Dein Gebieter es so haben will, so sehe er nach den Gurten seines Pferdes. Ich will seiner Laune nicht im Wege sein."

Montreal, der so sehr auf dem Spiele bestanden hatte, theils, mag wohl sein, aus heiterer und ungestümer Großsprecherei, die noch immer unter seinen tapferen Landsleuten zu Hause ist, theils weil er begierig war, vor Denjenigen, die bald seine offenen Feinde sein sollten, seine ausgezeichnete, unvergleichliche Geschicklichkeit in Führung der Waffen zu zeigen, fühlte sich jetzt, nachdem er den Namen des Anführers der römischen Truppe gehört, noch mehr dazu angetrieben; denn sein eitler und stolzer Geist hatte, wenn er auch dermalen seinen Groll unterdrückte, keineswegs gewisse wärmere Ausdrücke Adrian's in dem Palaste Stephan Colonna's und auf dem unglücklichen Zuge nach Corneto vergessen. Während Adrian am Eingange des Passes Halt machte und

mit Hülfe seiner Knappen unwillig, aber sorgfältig seine Rüstung vollends anlegte und selbst nach Gurten, Bügelriemen und den verschiedenen Schnallen an der Decke seines edlen Rosses sah, küßte Montreal voll Freude seine Dame, die, wenn schon zu sanft, um zu zürnen, doch höchst ärgerlich war (und doch vergaß sie diesen Aerger halb aus Besorgniß um seine Sicherheit), nahm schnell ihre blaue Schärpe auf, warf sie über seinen Brustharnisch und vollendete seinen Anzug mit der Unbefangenheit eines Mannes, der seines Sieges gewiß ist. Das größte Mißgeschick war ihm indessen von dem Schicksale bestimmt; seine Rüstung und seine Lanze hatte man von dem Schlosse mitgenommen, — sein Streitroß nicht. Sein Zelter war zu leicht, um das bedeutende Gewicht seiner Rüstung zu tragen, und unter seiner Truppe war kein Pferd, das dem Adrian's gewachsen gewesen wäre. Er wählte indessen das stärkste, das zur Hand war, und ein lauter Jubel seiner wilden Gesellen zeugte von ihrer Verwunderung, als er ohne Hülfe vom Boden in den Sattel sprang — ein seltsames und schweres Stück von Geschicklichkeit an einem mit der gewichtigen Rüstung vollständig angethanen Manne, die zu seiner Zeit aus den Schmieden Mailands hervorgingen, und die man in Italien noch schwerer trug, als in irgend einem anderen Theil Europa's. Während die beiden Schaaren sich allmählig gruppirten und in einer Art von Kreis um den grünen Rasen sich stellten, und die römischen Herolde mit geschäftiger Wichtigkeit die Zuschauer zu ordnen bemüht waren,

ritt Montreal sein Streitroß um den Rasen, zwang es zu verschiedenen Wendungen und zeigte mit der ihm eigenen Eitelkeit seine ausgezeichnete und erprobte Reitkunst.

Endlich ritt Adrian mit niedergelassenem Visir unter dem Freudenruf der Seinigen langsam auf den grünen Platz. Die zwei Ritter an den beiden Enden standen sich ernst gegenüber; sie machten die bei freundschaftlichen, zur Unterhaltung angestellten Turnieren üblichen Begrüßungen; und während sie so das Zeichen zum Zweikampf erwarteten, zitterten die Italiener für die Ehre ihres Führers, da Montreals stattliche Höhe und breite Brust einen starken Gegensatz, auch in der Rüstung, zu der Gestalt seines Gegners bildeten, die beinahe unter mittlerer Größe, und obgleich fest gedrungen, doch leicht und schlank gebaut war. Aber die Geschicklichkeit in Führung der Waffen war zu der damaligen Zeit zu einer solchen Vollkommenheit gesteigert, daß große Kraft und Körpergröße, weit entfernt, unbedingte Erfordernisse zu sein, auch nicht einmal die gewöhnlichen Eigenschaften der berühmteren Ritter waren; Kraft und Handhabung des Rosses vermochten in der That so viel, daß ein minder schweres Gewicht des Reiters oft eher zu seinem Vortheile als zu seinem Nachtheile gereichte, und auch in einer späteren Zeit waren die vollendetsten Sieger in den Turnieren, der Franzose Bayard und der Engländer Sydney, nichts weniger, als durch Masse oder Größe des Körpers ausgezeichnet.

Wie groß auch Montreals Ueberlegenheit an Kör-

perkraft sein mochte, so wurde sie doch völlig durch die geringere Beschaffenheit seines Pferdes, das, obgleich ein schwerer, starker Calabrier, doch weder Blut, Knochen, noch die geübte Führung des nordischen Streitrosses hatte, das der Römer ritt, vollkommen aufgewogen. Die glänzende, kohlschwarze Decke des letzteren war durch golddurchwirkten Scharlach herausgehoben; Hals und Bug waren mit Panzerschuppen überzogen, an der Stirne ragte eine lange Spitze, wie das Horn des Einhorns, hervor und auf dem Halse flatterte ein Busch von scharlachnen und weißen Federn. Da Adrians Sendung nach Neapel, an einen sehr glänzenden Hof, eine Sache des Prunkes und der Ceremonie war, so paßten auch sein Anzug und sein Gefolge zu der Gelegenheit und entsprachen der jener Zeit eigenen Neigung für Gepränge; ja sogar der Zaum seines Pferdes war, drei Zoll breit, mit Gold und Edelsteinen besetzt. Der Ritter selbst trug einen Harnisch, der von der ausgezeichneten Kunst des berühmten Cadorico von Mailand zeugte; im Ganzen war sein Aufzug ungewöhnlich prächtig und reich, und schien dies noch mehr neben der einfachen, aber blank geputzten und künstlich-biegsamen Rüstung Montreals (der nur mit der Schärpe seiner Dame geschmückt war) und der gewöhnlichen, rohen Panzerbedeckung seines Streitrosses. Dieser Contrast war indessen dem Provenzalen nicht angenehm, dessen Eitelkeit hauptsächlich auf kriegerischen Schmuck gerichtet war, und der, hätte er den Zeitvertreib vorhergesehen, der seiner wartete, den Colonna sogar verdunkelt haben würde.

Die Trompeter beider Parteien gaben ein kurzes Signal — die Ritter blieben aufrecht, wie eherne Statuen; ein zweites, und beide beugten sich leicht über den Sattelbogen; ein drittes, und mit eingelegtem Speere, verhängtem Zügel und in vollem Laufe rannten sie einander entgegen und begegneten sich wild auf halbem Wege. Mit dem ihm eigenen sorglosen Uebermuthe hatte Montreal sich eingebildet, daß durch die erste Berührung seiner Lanze Adrian werde aus dem Sattel geworfen werden; aber zu seiner großen Ueberraschung blieb der junge Römer fest und ritt unter dem Jubelgeschrei seiner Partei an das andere Ende der Schranken. Montreal wurde seinerseits stark erschüttert, verlor aber weder Sitz noch Bügel.

„Dies kann kein Weichling sein," murmelte Montreal zwischen den Zähnen und rief diesmal all seine Geschicklichkeit zu einem zweiten Begegnen zusammen; Adrian, die große Ueberlegenheit seines Rosses gewahrend, beschloß, hievon Nutzen zu ziehen. Als nun die Ritter wieder gegen einander rannten, deckte sich Adrian gut mit seinem Schilde und richtete sein Augenmerk weniger auf seinen Gegner, den, wie er wohl fühlte, nicht leicht eine von Menschenhand geführte Lanze aus dem Sattel heben konnte, als auf das weniger edle Thier, das er ritt. Der Stoß von Montreals Lanze war einer Lawine ähnlich — sie zersplitterte in tausend Stücke; Adrian wurde bügellos und wäre ohne die starken, eisernen Bogen, welche hinten und vorn an dem Sattel angebracht waren, sicher vom Pferde gestürzt; so war er durch das Zusammentreffen bei-

nahe überstürzt, seine Ohren klangen und seine Augen kreisten, so daß er einige Augenblicke beinahe alles Bewußtsein verloren hatte. Aber sein Pferd hatte Pflege und Zucht wohl vergolten. In dem Augenblicke, als die Kämpfer zusammentrafen, stieg das Thier und drängte mit seiner mächtigen Brust mit so unwiderstehlicher Kraft auf seinen Gegner, daß es Montreals Pferd einige Schritte zurückwarf, während Adrians ausnehmend geschickt geführte Lanze den Helm des Provenzalen traf und die Aufmerksamkeit des Ritters für den Augenblick etwas unsanft von der Führung der Zügel ablenkte. Als Montreal von der Bestürzung sich erholte, zog er den Zügel zu straff an, so daß sein Pferd sich bäumte, und da es in eben diesem Augenblicke auf seinen Brustharnisch ungeschwächt den Stoß des scharfen Hornes und der bepanzerten Brust von Adrians Streitroß erhielt — so überschlug es sich mit seinem Reiter und lag am Rasen. Montreal machte sich voll Wuth und Scham los, als ein schwacher Schrei von seinem Pavillon her zu seinen Ohren drang und seinen Aerger noch verdoppelte. Er stand mit einer Leichtigkeit auf, welche die Zuschauer in Erstaunen setzte; denn eine Rüstung war zu damaliger Zeit so schwer, daß wenige Ritter, einmal niedergestreckt, ohne Hülfe wieder aufstehen konnten; er zog das Schwert und rief wüthend: „Zu Fuß, zu Fuß! — der Fall war nicht meine Schuld, sondern die dieses verfluchten Thiers, das ich zur Strafe für meine Sünden gezwungen zu dem Range eines Streitrosses erheben mußte. Kommt heran — —“

„Nein, Herr Ritter," sagte Adrian, indem er seine Panzerhandschuhe auszog und seinen Helm losschnallte, den er an den Boden warf, „ich komme zu Dir als Gast und Freund, zu Fuße aber fechten nur Todfeinde. Würde ich Dein Anerbieten annehmen, so könnte meine Niederlage nur Deine Ritterschaft beflecken."

Montreal, den seine Hitze einen Augenblick bethört hatte, beruhigte sich, obwohl ärgerlich bei diesen Vorstellungen. Adrian beeilte sich, seinen Gegner zu besänftigen. „Uebrigens," sagte er, „kann ich keinen Anspruch auf den Preis machen. Eure Lanze machte mich bügellos — die meinige ließ Euch unerschüttert. Ihr habt Recht, die Niederlage war, wenn es eine solche war, die Schuld Eures Pferdes."

„Wir können uns ein andermal wieder versuchen, wenn ich Euch gleich beritten bin," erwiderte Montreal, noch immer entrüstet.

„Da sei die Mutter Gottes für!" rief Adrian mit so frommem Ernste aus, daß die Umstehenden sich des Lachens nicht enthalten konnten, und selbst Montreal stimmte, noch grimmig und halb wider seinen Willen, in die Heiterkeit ein. Die Artigkeit seines Gegners rührte und versöhnte indessen seine offenherzigeren und soldatischeren Gesinnungen, und er versetzte: „Signor di Castello, ich bleibe Euer Schuldner für eine Artigkeit, die ich nur schlecht nachgeahmt habe. Wie dem auch sei, wenn Du mich Dir auf ewig verbinden willst, so erlaube, daß ich nach meinem eigenen Streitroß schicke, und gib mir Gelegenheit,

meine Ehre wieder herzustellen. Mit diesem, oder einem dem Deinigen gleichen Rosse, das mir von englischer Zucht scheint, setze ich Alles, was ich besitze, Land, Schloß, Gold, Schwert und Sporen zum Pfande, daß ich diesen Paß, Mann für Mann, gegen Dein ganzes Gefolge behaupte."

Zum Glücke vielleicht für Adrian, sagte, ehe dieser zum Worte kommen konnte, Riccardo Annibaldi mit großer Wärme: „Herr Ritter, ich habe zwei im Turnier wohl geübte Pferde bei mir, triff Deine Wahl und gestatte mir, die römische gegen die französische Ritterschaft zu verfechten — hier ist mein Pfand."

„Signor," versetzte Montreal mit schlecht verhehlter Freude, „Dein Anerbieten zeugt von einem so tapferen und freien Geist, daß es von mir schimpfliche Sünde wäre, wenn ich es zurückwiese. Ich nehme Dein Pfand auf, und welches von Deinen Pferden Du verwirfst, das bringe in Gottes Namen her und lasse uns nicht Worte vor der That verschwenden."

Adrian, der wohl fühlte, daß der bisherige Vortheil der Römer mehr dem Glücke als dem Verdienste zuzuschreiben gewesen, bemühte sich umsonst, dieses zweite Kampfspiel zu hintertreiben. Aber Annibaldi war heftig gereizt, und bei seinem hohen Range wäre es von Adrian unpolitisch gewesen, ihn durch ein unbedingtes Verbot zu beleidigen; mit Widerstreben gab daher der Colonna seine Einwilligung zu dem Kampfe. Annibaldi's Rosse wurden vorgeführt, das eine ein edler Rothschimmel, das andere ein Rothbrauner, etwas geringer in Blut und Knochen, gleichwohl aber von

großer Stärke und von hohem Werthe. Als Montreal sich genöthigt sah, zu wählen, so nahm er artig das letztere und weniger ausgezeichnete.

Annibaldi war bald zu dem Rennen bereit und Adrian gab den Trompetern das Zeichen. Der Römer war an Leibesgröße Montreal beinahe gleich, und wenn auch um mehre Jahre jünger, schien er doch in seiner Rüstung beinahe von demselben körperlichen Umfange, so daß die neuen Gegner auf den ersten Anblick mehr für einander zu passen schienen als die vorigen. Aber diesesmal fühlte sich Montreal, gut beritten und durch Scham und Stolz auf's Höchste gespannt, einem ganzen Heere gewachsen, und er traf den jungen Baron so heftig, daß, während die Feder auf seinem Helme sich kaum zu bewegen schien, der Italiener einige Schritte von seinem Rosse wegflog; erst einige Augenblicke, nachdem seine Knappen ihm das Visir abgenommen hatten, kam er wieder zur Besinnung.

Dieser Erfolg gab Montreal ganz seine natürliche gute Laune wieder und belebte sehr auffallend den Muth seiner Begleiter, die sich durch den vorhergehenden Kampf sehr gedemüthigt gefühlt hatten. Er half Annibaldi mit großer Höflichkeit und einem Schwall von Complimenten aufstehen, die der stolze Römer mit finsterem Schweigen hinnahm; dann ging er nach dem Pavillon voran und befahl laut, daß man das Bankett bereite. Annibaldi zögerte jedoch hinten, und Adrian, der seine Gedanken durchschaute und sah, daß bei den Bechern wahrscheinlich ein Streit zwischen dem Provenzalen und seinem Freunde ent-

stehen werde, nahm den letzteren bei Seite und sagte: „Mich dünkt, lieber Annibaldi, es wäre besser, wenn Du mit der Mehrzahl unseres Gefolges nach Fondi weiter ritteſt, wo ich bei Sonnenuntergang mit Dir zusammentreffen werde. Meine Knappen und etwa acht Lanzen reichen für meine Sicherheit hier hin, und, die Wahrheit zu sagen, ich wünsche einige geheime Worte mit unserem seltsamen Wirthe zu wechseln, in der Hoffnung, er lasse sich vielleicht gütlich bestimmen, ohne Einmischung unserer römischen Truppen von hier abzuziehen, die anderswo hinreichende Beschäftigung für ihre Tapferkeit haben."

Annibaldi drückte seinem Gefährten die Hand. „Ich verstehe Dich," sagte er mit leichtem Erröthen, „und könnte wahrlich nur schlecht den selbstgefälligen Triumph des Barbaren ertragen. Ich nehme Deinen Vorschlag an."

Drittes Kapitel.

Die Unterhaltung zwischen dem Römer und dem Provenzalen — Adelinens Geschichte — Die See im Mondlichte — Laute und Gesang.

Nachdem Adrian Annibaldi mit dem größeren Theile seines Gefolges hatte wegreiten sehen und sich selbst der schweren Beinschienen entledigt hatte, trat er allein in den Pavillon des Johanniterritters. Montreal hatte, das Brustblatt ausgenommen, bereits seine ganze Rüstung abgelegt und ging jetzt seinem Gaste entgegen, um ihn mit der gewinnenden, leichten An-

muth zu bewillkommen, die mehr zu seiner Geburt, als zu seinem Gewerbe paßte. Adrians Entschuldigungen wegen des Nichterscheinens Annibaldi's und der anderen Ritter aus seinem Gefolge nahm er mit einem Lächeln auf, das zu zeigen schien, wie leicht er die Ursache errieth, und führte diesen nach der anderen, inneren Abtheilung des Zeltes, wo das Mahl, durch die eben stattgehabte Leibesübung zwischen Gast und Wirth noch gewürzt, bereitet war; hier sah Adrian zum erstenmale Adeline. Lange Gewohnheit an das bunte, herumschwärmende Leben ihres Geliebten, verbunden mit einem gewissen, aus dem Bewußtsein ihres, wenn auch verwirkten, Standes entspringenden Stolze, gab dem äußeren Wesen dieser schönen Frau eine Leichtigkeit und Ungezwungenheit, welche oft sogar Montreal das Gefühl ihrer unglücklichen Lage verbargen. Zwar zu Zeiten, wenn sie allein mit Montreal war, den sie mit schwärmerischer Anhänglichkeit liebte, fühlte sie nur den Zauber einer Gegenwart, die sie für Alles tröstete; aber in seiner häufigen Abwesenheit, oder im Beisein eines Fremden verschwand die Täuschung — die Wirklichkeit trat wieder an ihre Stelle. Arme Dame! die Natur hatte sie nicht bestimmt, die Erziehung sie nicht gebildet, Gewohnheit sie nicht abgehärtet für den Hauch der Scham!

Der junge Colonna war über ihre Schönheit, und noch mehr über ihre edle, vornehme Anmuth sehr betroffen. Wie ihr Gebieter, schien auch sie jünger, als sie war; die Zeit schien eine Blüte zu scho-

nen, die ein erfahrenes Auge doch zu einem frühen Grabe bestimmt angesehen hätte; in der Leichtigkeit ihrer Gestalt war beinahe etwas Mädchenhaftes — ihre üppigen, kastanienbraunen Haare, und die Röthe, die nicht nur mit jeder Bewegung, sondern beinahe mit jedem Worte kam und wieder verschwand. Der Contrast zwischen ihr und Montreal stand ihnen beiden gut — es war der Gegensatz zwischen hingebendem Vertrauen und schützender Kraft; Jedes war im Beisein des Andern schöner: — und als Adrian sich an der reich beladenen Tafel niedersetzte, glaubte er, er habe nie ein Paar gesehen, das mehr für die poetischen Sagen der Troubadours ihrer Heimath gepaßt hätte.

Montreal sprach heiter über tausend Gegenstände — setzte den Weinflaschen zu — und wählte für seine Gäste die zartesten Stücke der köstlichen Spicola vom nahen Meere und das saftigste Fleisch von dem wilden Eber der pontinischen Sümpfe.

„Sagt mir," nahm Montreal das Wort, als ihr Hunger jetzt gestillt war — „sagt mir, edler Adrian, wie geht es Eurem Vetter, Signor Stephan? Ein rüstiger alter Mann für seine Jahre!"

„Er hält sich wie der Jüngste von uns," antwortete Adrian.

„Die neuesten Ereignisse müssen ihm ein wenig nahe gegangen sein," sagte Montreal mit schlauem Lächeln. „Ach, Ihr seht so ernst aus — aber laßt doch meiner Voraussicht Gerechtigkeit widerfahren; — ich war der Erste, der Eurem Vetter die Erhebung des

Cola di Rienzi prophezeihte; er scheint ein großer Mann — am größten durch seine Aussöhnung der Colonna und der Orsini."

„Der Tribun," erwiderte Adrian ausweichend; „ist gewiß ein Mann von außerordentlichem Geiste. Und jetzt, wo ich ihn herrschen sehe, muß ich mich nur wundern, wie er je das Gehorchen ertrug — Majestät scheint ein Theil seines Ich."

„Leute, die zur Macht gelangen, ziehen gerne ihren Harnisch, die Würde, an," erwiderte Montreal; „und wenn ich recht höre — (thut mir Bescheid auf die Gesundheit Eurer Dame) — soll der Tribun, wenn auch selbst nicht edel geboren, doch bald in eine edle Verwandtschaft kommen."

„Er ist schon an eine Raselli verheirathet — ein altes römisches Haus," versetzte Adrian.

„Ihr weicht meiner Nachforschung aus — le doulx soupir! le doulx soupir! wie der alte Cabestan sagt," erwiderte Montreal lachend. „Nun, Ihr habt mir mit einem Becher auf die Gesundheit Eurer Dame Bescheid gethan, thut es mit einem zweiten auf die Gesundheit der schönen Irene, der Schwester des Tribunen — immer vorausgesetzt, daß diese Beiden nicht eine und dieselbe Person sind. Ihr lächelt und schüttelt den Kopf?"

„Ich verhehle Euch nicht, Herr Ritter," antwortete Adrian, „daß, wenn meine gegenwärtige Gesandtschaft vorüber ist, ich hoffe, der Bund zwischen dem Tribun und einem Colonna werde sich zum Wohle Beider noch fester knüpfen."

„So habe ich also recht gehört," sagte Montreal in ernstem, nachdenklichem Tone. „Rienzi's Macht muß in der That groß sein."

„Hiefür ist meine Sendung ein Beweis. Wißt Ihr, Herr von Montreal, daß Ludwig, König von Ungarn — —"

„Wie! was ist mit dem?"

„Die Entscheidung des Streites zwischen ihm und Johanna von Neapel, betreffend den Tod ihres königlichen Gemahles, seines Bruders, dem Ausspruch des Tribunen anheimgestellt hat? Das ist, glaube ich, das erste Mal seit dem Tode Constantins, daß solches Vertrauen und ein so hoher Auftrag je einem Römer zu Theil wurden!"

„Bei allen Heiligen des Kalenders," rief Montreal sich bekreuzend, „diese Nachricht ist in der That zum Erstaunen. Der trotzige Ludwig von Ungarn verzichtet auf das Recht des Schwertes und wählt einen andern Schiedsrichter als das Schlachtfeld!"

„Und dies," fuhr Adrian mit bedeutungsvollem Tone fort, „dies war es, was mich bewog, Eurer höflichen Aufforderung Folge zu leisten. Ich weiß, tapferer Montreal, daß Ihr mit Ludwig verkehrt. Dieser hat dem Tribun das sicherste Zeichen seiner Freundschaft und seines Bündnisses gegeben; werdet Ihr klug handeln, wenn Ihr — —"

„Den Krieg wagt mit Ungarns Verbündeten," unterbrach Montreal. „Das wolltet Ihr doch sagen; derselbe Gedanke stieg in mir auf. Mein Herr, verzeiht mir — Italiener erfinden bisweilen, was sie

wünschen. Bei der Ehre eines Ritters des Reiches, sind diese Nachrichten die nackte Wahrheit?"

„Bei meiner Ehre und dem Kreuze," erwiderte Adrian sich aufrichtend, „und zum Beweise, ich bin jetzt nach Neapel geschickt, um mit der Königin die Einleitungen zu dem beabsichtigten Erkenntnisse zu treffen."

„Zwei gekrönte Häupter vor dem Richterstuhle eines Plebejers, und eines vertheidigt sich gegen die Beschuldigung des Mordes!" murmelte Montreal; „diese Neuigkeiten konnten mich wohl in Staunen versetzen!"

Er blieb eine kleine Weile nachdenklich und stumm; dann sah er auf, und sein Auge begegnete Adelinens zärtlichem Blicke, der auf ihn mit jener tiefen Besorgniß geheftet war, mit der sie die äußerlichen Wirkungen von Planen und Entwürfen an ihm beobachtete, welche zu erfahren sie in ihrer Sanftmuth nie verlangte, welche zu theilen sie zu unschuldig war.

„Meine Dame," fragte der Provencale zärtlich, „was sagst Du?" Müssen wir unser Bergschloß, diese wilden Waldscenen gegen die dumpfen Mauern einer Stadt vertauschen? Ich fürchte es. Die Dame Adeline," fuhr er gegen Adrian gewandt fort, „hat ihre eigenthümlichen Neigungen; sie haßt die heitere Menge auf Straßen und Gassen und schätzt keinen Palast so hoch, wie die einsame Höhle des Banditen. Doch würde sie, dünkt mich, jedes Antlitz Italiens verdunkeln — Deine Gebieterin, Signor Adrian, natürlich ausgenommen."

„Dies ist eine Ausnahme, die nur ein Liebender,

und dazu noch ein Verlobter, zu machen wagen darf," versetzte Adrian höflich.

„Nein," sagte Adeline mit einer ausnehmend lieblichen und klaren Stimme, „nein, ich weiß wohl, wie hoch ich die Schmeichelei meines Gebieters und die Höflichkeit des Signor di Castello anzuschlagen habe. Aber, Herr Ritter, Eure Sendung geht nach einem Hofe, der, wenn die Fama Wahrheit spricht, in seiner Königin das wahre Wunder und Muster von Schönheit besitzt."

„Vor einigen Jahren sah ich die Königin von Neapel," antwortete Adrian, „und ließ mir damals nicht träumen, als ich in dieses Engelsantlitz schaute, daß ich es erleben würde, wie man sie des schändlichsten Mordes beschuldigte, der je selbst die italienische Königswürde befleckte."

„Und entschlossen, ihre Schuld zu beweisen," sagte Montreal, „wird sie, seid versichert, binnen Kurzem eben den Mann heirathen, der die That verübte. Hiefür habe ich sichere Beweise."

Unter solchen Gesprächen verfloß den Rittern der Tag und sie sahen aus dem offenen Zelte, wie die untergehende Sonne ihre Glut auf die purpurne See strömte. Adeline hatte sich längst von der Tafel zurückgezogen und sie sahen sie jetzt mit ihren Dienerinnen auf einem Hügel an der Küste sitzen, während die Töne ihrer Laute schwach ihr Ohr noch erreichten. Als Montreal das Lied hörte, brach er die Unterhaltung ab, seufzte und verbarg sein Angesicht halb mit der Hand. Auf die eine oder die andere Weise

hatten die beiden Ritter all die kleine Eifersucht oder den Groll, die sie in Rom gegeneinander gefaßt hatten, vergessen. Da beide von dem kriegerischen Geiste der damaligen Zeit durchdrungen waren, hatte ihr Kampf am Morgen nur dazu gedient, ihnen jene eigenthümliche Art von Achtung und sogar Herzlichkeit einzuflößen, die ein tapferer Mann noch immer (wie viel mehr in jenen Tagen!) für einen Anderen fühlt, dessen Muth er erprobt, während er seinen eigenen behauptete. Es ist wie die Entdeckung eines bis jetzt verborgenen entsprechenden Gefühles und knüpft im Leben des Feldes mitten im Schooße der Feindschaft oft plötzlich dauernde Freundschaft. Dieses Gefühl war durch ihre nachfolgende vertraute Besprechung zur Reife gekommen und von Adrians Seite durch die Ueberzeugung verstärkt worden, daß, wenn er Montreal die Rathsamkeit des Abzuges von dem römischen Gebiete einleuchtend mache, er einen Vortheil erlangte, der jede Gefahr und jede Zögerung, denen er sich unterworfen, reichlich vergalt.

Der Seufzer und das veränderte Wesen Montreals entgingen Adrian nicht, und er setzte dies natürlich in Beziehung zu etwas, das auf diejenige sich bezog, deren Musik offenbar die Ursache davon war.

„Jene liebenswürdige Dame," sagte er freundlich, „spielt die Laute ausgezeichnet schön, und die klagende Melodie tönt zu meinem Ohr, wie die der Minnesänger aus der Provence."

„Es ist die Weise, die ich sie lehrte," sagte Montreal traurig, „gepaart mit unbedeutenden Wor-

ten, womit ich zuerst um ein Herz warb, das nie sich mir hätte ergeben sollen! Ja, junger Colonna, manche Nacht hat mein Boot am Ufer der sternhellen Sorgia angelegt, die ihres stolzen Vaters Hallen bespült, und meine Stimme erweckte die Stille des wogenden Schilfes mit der Serenade eines Kriegers. Süße Erinnerungen! bittere Früchte!"

„Warum bitter? Ihr liebt ja einander noch."

„Aber ich habe das Gelübde der Ehelosigkeit abgelegt, und Adeline von Courval ist Geliebte, wo sie angetraute Gattin sein sollte. Ich glaube, ich gräme mich bei diesem Gedanken noch mehr, als sie — theure Adeline!"

„So ist Eure Dame, wie aus Allem hervorgeht, edel geboren?"

„Das ist sie," erwiderte Montreal mit tiefer, augenscheinlicher Empfindung, die, wenn nicht aus Veranlassung der Liebe, selten, wenn je, in seiner rauhen Brust aufkam. „Das ist sie! unsere Geschichte ist kurz; wir liebten uns als Kinder; ihre Familie war reicher als die meinige; wir wurden getrennt. Man gab mir zu verstehen, sie habe mich aufgegeben. Ich verzweifelte und in der Verzweiflung nahm ich das Johanniterkreuz. Der Zufall führte uns wieder zusammen. Ich erfuhr, daß ihre Liebe unerschüttert geblieben. Armes Kind! — denn selbst damals, Herr, war sie noch Kind! Ich, wild, sorglos, und vielleicht nicht ungeschickt in den Künsten, die mit Erfolg um Liebe werben. Sie konnte meinen Bewerbungen um ihre Zuneigung nicht widerstehen! — Wir flohen. In diesen Worten liegt der Faden zu meiner nach-

herigen Geschichte. Mein Schwert und meine Adeline waren mein ganzes Vermögen. Die Gesellschaft grollte uns. Die Kirche bedrohte meine Seele, der Großmeister mein Leben. Ich wurde Glücksritter. Das Schicksal und meine Rechte begünstigten mich. Ich habe diejenigen, welche mich verachteten, bei meinem Namen zittern gelehrt. Dieser Name soll noch als Stern oder als Meteor vor aufgeregten Nationen leuchten, und ich kann noch mit Gewalt von dem Papste die Dispensation erzwingen, die er meinen Bitten verweigerte. An einem Tage kann ich vielleicht Adeline das Diadem und den Ring überreichen. Genug hievon; Ihr bemerktet Adelinens Wange! Scheint sie nicht zart? Ich liebe dieses unbeständige Roth nicht — ihre Bewegungen sind matt — ihr Schritt, der sonst so fröhlich war —!"

„Veränderung des Aufenthalts und der milde Süden werden ihre Gesundheit bald wieder herstellen," sagte Adrian, „und bei Eurem eigenthümlichen Leben kommt sie so wenig mit Anderen in Berührung, besonders von ihrem Geschlechte, daß ich denke, sie fühlt nur selten das Peinliche ihrer Lage. Und Frauenliebe, Montreal, ist, wie wir beide erfahren haben, ein Kleid, das sie vor manchem Sturme schützt!"

„Ihr sprecht freundlich," versetzte der Ritter; „aber Ihr kennt nicht alle Ursachen unseres Kummers. Adelinens Vater, ein stolzer Herr, starb — man sagt am gebrochenen Herzen — aber alte Männer sterben noch an mancher anderen Krankheit! Die Mutter, eine Dame, die sich ihrer Abkunft von Fürsten rühmte,

nahm die Sache ernster als ihr Gemahl; sie rief um Rache — und dies war sonderbar, denn sie ist so fromm wie ein Dominikaner, und Rache ist, wenn auch an einem Manne ritterlich; an einem Weibe doch nicht christlich! — Nun, mein Herr, wir bekamen einen Knaben, unser einziges Kind; er war Adelinens Trost in meiner Abwesenheit — sein liebliches Wesen galt ihr mehr als die Welt! Sie liebte ihn so, daß ich, hätte er nicht ihre Augen gehabt und ihr, wenn er schlief, gleichgesehen, eifersüchtig geworden wäre! Er wuchs in unserem wilden Leben auf, kräftig und lieblich; der junge Schelm wäre gewiß ein tapferer Ritter geworden! Mein Unstern führte mich nach Mailand, wo ich mit dem Visconti Geschäfte hatte. An einem schönen Junimorgen wurde unser Knabe gestohlen; wahrlich, dieser Juni wurde für uns zum December!"

„Gestohlen! — wie? — von wem?"

„Die erste Frage ist leicht zu beantworten, — der Knabe war mit seiner Wärterin im Hofe, die nachlässige Dirne ließ ihn nur einige Minuten allein, — so versichert sie —, um ihm ein kindliches Spielzeug zu holen, als sie zurückkam, war er fort, außer seiner hübschen Mütze mit der Feder darauf, war keine Spur mehr von ihm vorhanden! Arme Adeline! schon manches Mal fand ich sie, wie sie diese Reliquie küßte, bis sie von Thränen feucht war!"

„Ein seltsames Schicksal, in der That. Aber welches Interesse konnte — —"

„Ich will Euch," unterbrach ihn Montreal, „die

einzige Vermuthung sagen, die ich mir bilden konnte; — Adelinen's Mutter schrieb, als sie erfuhr, daß wir einen Sohn haben, an Adeline einen Brief, der ihr beinahe das Herz brach und warf ihr ihre Liebe zu mir und dergleichen vor, als wäre sie dadurch zu der Niedrigsten ihres Geschlechtes herabgesunken. Sie forderte sie auf, Mitleid mit ihrem Kinde zu haben und es nicht zu dem Leben eines Räubers zu erziehen, so beliebte sie die kühne Lebensweise Walters von Montreal zu benennen. Sie erbot sich, das Kind in ihren dumpfen Mauern zu erziehen und es ohne Zweifel zu einer geschorenen Platte und einer Mönchskutte zu befähigen. Sie tobte wüthend, daß eine Mutter sich nicht von ihrem Schatze trennen wollte! Sie allein konnte nach meiner Ansicht, theils aus Rache, theils aus albernem Mitleid für Adelinens Kind, theils vielleicht auch aus frommem Fanatismus uns unseren Knaben geraubt haben. Auf meine Nachforschung erfuhr ich von der Wärterin — die, wäre sie nicht von Adelinens Geschlecht gewesen, meinen Dolch gekostet haben sollte, daß auf ihren Spaziergängen ein Weib von vorgerückten Jahren, aber dem Anscheine nach von niederem Stande (das konnte Vermummung sein!), das Kind oft angehalten, geliebkost und bewundert hatte. Ich begab mich sogleich nach Frankreich und suchte das alte Schloß der von Courval auf; — es war an den nächsten Erben übergegangen, und die alte Wittwe war fort, Niemand wußte wohin, aber man vermuthete, sie habe in einem fernen Kloster den Schleier genommen."

„Und Ihr saht sie seither nicht wieder?"

„Ja, in Rom," erwiderte Montreal erblassend! „wo ich vor Kurzem plötzlich durch Zufall ihr begegnete; und da erfuhr ich endlich das Schicksal meines Knaben und die Richtigkeit meiner Vermuthung; sie gab den Diebstahl zu — und mein Kind war todt! Ich habe es nicht gewagt, Adelinen etwas davon zu sagen; es scheint mir, als wäre es, wie wenn man den Schaft aus der verwundeten Brust reißen wollte — und sie würde plötzlich sterben, beraubt der jetzt noch in ihr vorhandenen Ungewißheit. Sie hat noch immer eine Hoffnung — diese tröstet sie, obgleich mir das Herz blutet, wenn ich bedenke, wie nichtig sie ist. Brechen wir hievon ab, mein Colonna."

Und Montreal sprang plötzlich auf, als wollte er durch eine heftige Anstrengung die Weichheit abschütteln, die während der Erzählung ihn beschlichen hatte.

„Denken wir nicht mehr daran. Das Leben ist kurz — seiner Dornen sind viele — laßt uns keine seiner Blumen verachten. Hierin liegt Frömmigkeit und Weisheit zugleich; die Natur, die für Kampf und Arbeit mich bestimmt, gab mir glücklicher Weise das sanguinische Herz und die elastische Seele des Franzosen, und ich habe lange genug gelebt, um zu gestehen, daß jung sterben kein Unglück ist. Kommt, Signor Adrian, suchen wir meine Dame auf, ehe Ihr scheidet, wenn Ihr scheiden müßt; bald wird der Mond am Himmel sein, und nach Fondi ist es nur eine kleine Strecke. Ihr wißt, daß, obgleich ich Euern Petrarka nicht bewundere, Ihr mit mehr

Artigkeit unsere provenzalischen Balladen lobt, und Ihr müßt Adeline eine solche singen hören, damit Ihr sie noch höher schätzt. Das Geschlecht der Troubadours ist ausgestorben, aber der Gesang überlebt den Sänger!"

Adrian, der kaum wußte, welchen Trost er der Betrübniß seines Gefährten bieten sollte, fühlte sich durch den Wechsel in dessen Stimmung etwas erleichtert, obgleich sein ernsteres, sein fühlendes Gemüth über die plötzliche Veränderung etwas betroffen wurde. Wie wir aber schon oben gesehen, war Montreals Geist (und darin lag vielleicht sein Zauber) wie eine veränderliche, wechselnde Wolke; der heiterste Sonnenschein und der heftigste Sturm wechselten in demselben reißend schnell mit einander; die Anlagen besonderer Macht und Größe, die, wären sie richtig geleitet und zusammengehalten worden, ihn zum Segen und Ruhm seiner Zeit gemacht haben würden, wurden mit einem knabenhaften Leichtsinn benützt, zu Krieg und Verwüstung angeregt, oder in Ruhe und Weichheit eingeschläfert mit all der Geschwindigkeit des Zufalles, und all dem Wankelmuth der Laune.

Als sie gegen die Küste hinschlenderten, drang die Musik von Adelinens Laute bestimmter zu ihrem Ohr, und unwillkürlich hielten sie auf dem üppigen, wohlriechenden Rasen stille, als sie mit einer zwar nicht sehr starken, aber wunderbar lieblichen und reinen Stimme, die zu der einfachen Art der Worte und der Melodie herrlich paßte, folgende Strophen sang:

Gesang der Dame aus der Provence.

1.

Warum so trübe, du, mein Herz,
Drückt dich des Kummers Macht?
Den heitern Himmel sieht dein Schmerz
So finster, wie die Nacht.
Wehe mir, wehe mir!
Die Erde öffne sich der Luft,
Die Freude schaut nur meine Brust;
An diesem Ort so still
Ich einsam bleiben will
Und leben meinem Schmerz!
Wehe mir, wehe mir!

2.

Wie ein Vogel bei heller Luft
Das nah'nde Gewitter fühlt,
So in mir eine Stimme ruft,
Daß Sturm schon nach mir zielt.
Wehe mir, wehe mir!
O, freu dich jetzt, es bleibt dir kaum,
Mein armes Herz, ein kurzer Raum!
Und doch ich nicht weiß,
Warum du weinst so heiß?
O, du mein weiches Herz!
Wehe mir, wehe mir!

3.

Glänzt am Himmel das Abendroth,
Kommen Zweifel und Sorgen;
Wer weiß bei der Sonne Tod,
Was uns bringt der Morgen?
Wehe mir, wehe mir!
Harfe, klingend leis und fromm,
Bald wirst du auf ewig stumm.
Sei du froh; und sterb' ich auch,
Fliege deiner Klange Hauch
Mir als letzter Seufzer zu!
Wehe mir, wehe mir!

„Meine geliebte Adeline — Mein holdester Nachtvogel," flüsterte Montreal halblaut, näherte sich sachte und warf sich seiner Dame zu Füßen — „Dein Gesang ist zu traurig für diesen goldenen Abend."

„Kein Ton drang je zum Herzen," sagte Adrian, „dessen Pfeil nicht durch Schwermuth befiedert war. Wahres Gefühl, Montreal, ist gepaart mit Schwermuth, aber nicht mit Trübsinn."

Sanft und beifällig blickte die Dame in Adrians Gesicht; sein Ausdruck gefiel ihr, noch mehr seine Worte, deren Wahrheit Frauen gewöhnlich noch tiefer als Männer anerkennen. Adrian erwiderte den Blick, und in diesem lag tiefes, beredtes Mitgefühl und Achtung; die kurze Geschichte, die er von Montreal gehört, hatte ihn sehr für sie interessirt; und nie lag in seinem Benehmen gegen die glänzende Königin, an deren Hof er gesandt war, eine so ritterliche und ernste Huldigung, wie gegen diese verlassene, unglückliche Dame an den dämmerigen Küsten von Terracina.

Adeline erröthete leicht und seufzte, und dann sagte sie, um das peinliche Schweigen zu brechen, das plötzlich zwischen ihnen eingetreten war, während Montreal, die letzte Bemerkung Adrians überhörend, in die Laute griff — „Natürlich theilt Signor di Castello die allgemeine Begeisterung für Petrarka?"

„Ja," rief Montreal; „meine Dame ist Petrarkatoll, wie alle Andere; aber ich weiß nur so viel, daß nie ein mannhafter Ritter, oder ein ehrlicher Liebhaber in solch phantastischen und gequälten Reimen um Liebe warb."

„In Italien," erwiderte Adrian, „ist der gewöhnliche Ausdruck: Uebertreibung; — aber sogar Eure eigene Troubadourpoesie könnte Euch lehren, daß die Liebe, die immer eine neue, eigene Sprache sucht, oft in eine solche verfallen muß, die, außer den Liebenden, Jedermann verdreht und gezwungen erscheint.

„Kommt, theurer Signor," sagte Montreal, indem er die Laute in Adrians Hände gab, „laßt Adeline Richterin sein zwischen uns, welche Musik — die Eurige, oder die meinige — holder werben kann."

„Ha," sagte Adrian lachend; „ich fürchte, Herr Ritter, Ihr habt die Richterin schon bestochen."

Montreals und Adelinens Augen begegneten sich, und in diesem Blicke vergaß Adeline alle ihre Sorgen.

Mit geübter und geschickter Hand griff Adrian in die Saiten; er wählte ein weniger künstliches Lied, als die in seinem Vaterlande am meisten beliebten, obgleich es in dem italienischen Geiste gedichtet war und mit dem Gedanken übereinstimmte, den er zuvor gegen Adeline geäußert hatte; er sang, wie folgt:

Entschuldigung der Liebe wegen Traurigkeit.

Wenn ich bei Dir nicht ganz entzückt,
O, schilt mich nicht Du Lieber;
Das Herz, von Deiner Lieb' beglückt,
Geht oft in Wehmuth über.
Wie nächtlich sich auf stille Flut
Der kühle Schatten sinket,
So fühl ich oft, daß Himmelsluft
Zu stiller Trauer lenket.

Das Bild, das mir im Herzen lebt,
Ist mir so eng verbunden,
Daß, wenn's mir wachend auch entflieht,
Im Schlaf ich's noch gefunden.

„Und jetzt," sagte Adrian, als er geendigt, „kommt die Reihe an Euch: ich gab nur das Vorspiel zu Eurem Triumphe."

Der Provenzale lachte und schüttelte den Kopf. — Bei jeder andern Schiedsrichterin hätte ich für meine Anmaßung, einen solchen Rivalen herauszufordern, die Laute an meinem eigenen Haupte zerschmettert; aber ich darf vor einem Kampfe nicht zurückweichen, den ich selbst hervorgerufen habe, sollte ich auch an einem Tage zwei Niederlagen erleiden." Nach diesen Worten trug der Ritter von St. Johann mit tiefer, ausnehmend melodischer Stimme, welcher es nur an größerer künstlicher Ausbildung fehlte, um jede Mitbewerbung herauszufordern, vor:

Das Lied des Troubadours.

1.

Holder Fluß, wie glänzend erhellt der Mond deinen Lauf,
Auf deinem Rücken nimmst du das Boot der Liebe auf.
Ich bind' es fest, wo der Sturm das Schloß bespült,
Wo die holde Maid des Geliebten Nähe fühlt.
Du bist der Stern meines Lebens.
Du zeigtest der Barke den Pfad,
Deine Schönheit legt mich in Ketten,
Sobald das Auge Dir naht.
Bel' amie, bel' amie, bel' amie!

2.

Willst du fliehn aus der Welt, die nur Eitle mit Glanz bethört?
Gold'ne Ketten bricht die Liebe, die nur sich gehört.

Willst Du flieh'n aus der Welt? die Stolzen nur lockt ihr Schein,
Doch Liebe in Höhlen erzeugt, ist gerne mit Liebe allein.
Deine Welt sei mein Herz, o Geliebte,
Die bleibt sich ewig gleich;
Du selbst bist ihr ja Sonne,
Erhellst Dir selbst Dein Reich.
Bel' amie, bel' amie, bel' amie!

3.

Die Großen und die Reichen, sie folgen Deiner Spur,
Zwar Fürstenblut entsprossen, ist arm Dein Troubadour;
Doch für Dich schlägt sein Herz, und um Dich will er frei'n,
Wahr klinget seine Laute, und sein Schwert, es ist rein.
Verschwunden sind mir alle Sorgen,
Verschwunden ist mir jeder Schmerz,
Und sollt' die ganze Welt mich hassen,
Wenn mir zur Seite ist Dein Herz.
Bel' amie, bel' amie, bel' amie!

4.

Die holde Maid entbrannte in heißer Liebesglut;
Keine Wolke stand am Himmel, keine Welle warf die Flut
Doch hätte auch gewüthet der Sturm mit aller Macht,
Sie hätte doch verlassen das Schloß in dieser Nacht.
Süße Lilie, gebeugt vom Sturme,
O, Du mein ganzes Glück!
Gingst Du wohl, wenn es möglich,
Ins Vaterhaus zurück? —
Bel' amie, bel' amie, bel' amie!

So vertrieben sie sich die Zeit abwechselnd mit Gespräch und Gesang, als die waldigen Hügel ihre langen, scharf begrenzten Schatten über die See hinwarfen, während von manchem Hügel voll erwachender Blumen, von mancher Citronen- und Orangengruppe, gehoben durch die dunkle und feierliche Aloe, die sommerliche Luft, mit verschiedenen Düften be-

laden, säuselte, und über dem Wasser, gefärbt von den langsam erbleichenden Purpur- und Rosatinten, welche die Sonne längst der Dämmerung überlassen, die munteren Feuerfliegen flatterten, welche an dieser entzückenden Küste schimmern. Endlich stieg der Mond, über die dunkeln Waldhöhen sich erhebend, langsam auf und warf sein Licht auf das heitere Zelt und das glänzende Wappenschild Montreals, — auf den grünen Rasen, — die blanken Rüstungen der Soldaten, die in bunten Gruppen, halb von Eichen und Cypressen beschattet, auf dem Grase ausgestreckt lagen, während die Streitrosse friedlich mit einander grasten — eine abenteuerliche Mischung der eisernen und der Schäferzeit.

Adrian, der ungerne an die Reise dachte, stand auf, um sich zu verabschieden.

„Ich fürchte," sagte er zu Adeline, „ich habe Euch schon zu lange in der Nachtluft hingehalten, aber Selbstsucht überlegt nicht viel.

„Nein, Ihr seht, wir sind vorsichtig," sagte Adeline, indem sie auf Montreals Mantel deutete, den seine sorgliche Hand schon längst um ihren Körper gelegt hatte; wenn Ihr aber scheiden müßt, so lebet wohl; ein guter Erfolg möge Euch begleiten!"

„Wir werden uns, hoffe ich, wieder sehen," sagte Adrian. Adeline seufzte leise; der Colonna betrachtete ihr Antlitz beim Scheine des Mondes, gegen welchen hin sie es leicht erhob, und wurde schmerzlich betroffen über dessen beinahe durchsichtige Zartheit. Von Mitleid bewegt, zog er, ehe er sein Pferd

bestieg, Montreal bei Seite, — „vergebt mir, wenn ich vermessen scheine," sprach er; „aber für einen so edeln Mann ist dieses wilde Leben kaum eine passende Laufbahn. Ich weiß, daß in unserer Zeit der Krieg alle seine Söhne heiligt; gewiß aber wäre eine feste Stellung am Hofe des Kaisers, oder eine ehrenhafte Aussöhnung mit Euern ritterlichen Brüdern besser — —"

„Als ein Barbarenlager und ein Raubschloß, unterbrach ihn Montreal etwas ungeduldig. „Das wolltet Ihr doch sagen — Ihr seid im Irrthume. Die Gesellschaft verstößt mich aus ihrem Schooß; laßt die Gesellschaft die Frucht ernten, die sie gesäet hat. Eine feste Stellung, sagt Ihr? einen subalternen Dienst, um nach dem Befehle Anderer zu fechten! Ihr kennt mich nicht: Walter von Montreal wurde nicht zum Gehorchen geboren. Krieg, wenn ich will, und Ruhe, wenn mich gelüstet, ist das Motto meines Wappenschildes. Der Ehrgeiz bietet uns eine Belohnung, von der Ihr Nichts ahnt, und ich gehöre durch mein Wesen wie durch meine Abkunft zu den Männern, deren Schwerter Theben erobert haben. Im Uebrigen nöthigen Eure Nachrichten von dem Bunde Ludwigs von Ungarn mit Eurem Tribun alle Freunde Ludwigs, allen Fehden mit Rom zu entsagen. Ehe die Woche zu Ende geht, mögen Eulen und Fledermäuse in jenen grauen Thürmen eine Zuflucht suchen."

„Aber Eure Dame?"

„Ist an Wechsel gewöhnt. — Gott helfe ihr und mäßige den rauhen Sturm für das Lamm!"

„Genug, Herr Ritter; solltet Ihr aber eine sichere Zufluchtsstätte für ein so edles und hochgeborenes Wesen in Rom wünschen, bei der Rechten eines Ritters, ich verspreche ein sicheres Dach und eine ehrenvolle Heimath für die Dame Adeline."

Montreal drückte die dargebotene Hand an sein Herz; dann riß er hastig die seinige weg, fuhr damit über die Augen und näherte sich Adeline in einem Schweigen, welches deutlich verrieth, daß er sich nicht zu sprechen getraue. Nach wenigen Augenblicken befanden sich Adrian und sein Gefolge auf dem Marsch; aber immer noch kehrte sich der junge Colonna um, um noch einmal nach seinem wilden Wirthe und seiner liebenswürdigen Dame zu blicken, wie sie noch auf dem mondhellen Rasen verweilten, während die gekräuselte See traurig zu ihren Ohren tönte.

Wenige Monate nach dieser Zeit verbreitete der Name Fra Moreale Furcht und Schrecken durch das schöne Campanien. Die rechte Hand des Königes von Ungarn bei seinem Einfalle in Neapel, wurde er später zum Stellvertreter (oder Statthalter) Ludwigs in Aversa ernannt; Ruhm und Glück schienen ihn triumphirend auf der von ihm erwählten Bahn des Ehrgeizes zu begleiten, deren Ziel das Schaffot oder der Thron sein mochte.

Viertes Buch.

Der Triumph und das Gepränge.

Allora fama e paura di si buono reggimento, passa in ogni terra.
Vit. di Cola di Rienzi, lib. I. cap. 21.

Jetzt drang der Ruf und die Furcht vor einer so guten Regierung in alle Länder.

Erstes Kapitel.

Der Knabe Angelo — Nina's Traum geht in Erfüllung.

Der Faden meiner Geschichte führt uns nach Rom zurück. In dem kleinen Zimmer einer halb verfallenen Behausung an dem Fuße des Aventin saß eines Abends ein kleiner Knabe bei einem Weibe von schlankem und stattlichem Wuchse, aber etwas gebeugt durch Kränklichkeit und Jahre. Der Knabe war von hübschem freundlichem Aussehen, und in seinem dreisten, freimüthigen und unerschrockenen Benehmen lag etwas, das ihn älter erscheinen ließ, als er in Wirklichkeit war.

Das alte Weib, welches in dem Winkel des tiefen Fensters saß, war augenscheinlich mit einer Bibel beschäftigt, welche offen auf ihren Knien lag; aber von Zeit zu Zeit erhob sie die Augen und betrachtete ihren

jungen Gesellschafter mit einem traurigen und ängstlichen Ausdrucke.

„Frau," sagte der Knabe, der emsig damit beschäftigt war, sich ein hölzernes Schwert zu schnitzen, „ich wollte, Ihr hättet das Schauspiel heute gesehen. Nun, jeden Tag gibt es jetzt ein Schauspiel in Rom! Es ist schon genug, wenn man den Tribun auf seinem weißen Rosse sieht — (o, er ist so schön!) — mit seinen weißen Kleidern, ganz mit Edelsteinen besetzt. Aber heute hat mich, wie ich Euch eben erzählt habe, als ich auf den Treppen des Capitols stand, die Dame Nina gegrüßt; Ihr wißt, Frau, ich hatte mein bestes blaues Wamms an."

„Und sie nannte Dich einen hübschen Jungen und fragte, ob Du ihr kleiner Page werden wolleſt; dies hat Dir den Kopf verdreht, einfältiger Balg, der Du bist — —"

„O, die Worte sind das Wenigste; wenn Ihr die Dame Nina gesehen hättet, würdet Ihr zugeben, daß ein Lächeln von ihr den weisesten Kopf in Italien verdrehen könnte. O, wie gern würde ich dem Tribun dienen! Alle Jungen von meinem Alter haben ihn leidenschaftlich gerne. Wie werden sie morgen in der Schule aufschauen und mich beneiden! Ihr wißt auch, Frau, daß ich, wenn auch nicht ganz in Rom aufgewachsen, doch ein Römer bin. Alle Römer lieben Rienzi."

„Ja, für den Augenblick; das Geschrei wird bald anders lauten. Diese Deine Eitelkeit, Angelo, quält mein altes Herz. Ich wollte, Du wärest bescheidener."

„Bastarde müssen sich selbst einen Namen erringen," erwiderte der Knabe, tief erröthend. „Sie reiben es mir immer unter die Nase, daß ich nicht sagen kann, wer mein Vater und meine Mutter ist."

„Das haben sie nicht nöthig," versetzte die Frau eilig. „Du stammst von edlem Blute und alter Abkunft, obgleich ich, wie ich Dir schon oft gesagt habe, den Namen Deiner Eltern nicht genau kenne. Aber wozu denn das zähe Stück Eichenholz?"

„Zu einem Schwerte, Frau, um dem Tribun gegen die Räuber beizustehen."

„Ach! ich fürchte, er wird gleich Allen, die in Italien nach Macht streben, eher Räuber anwerben, als sie vertreiben."

„Nun, da seht Ihr's, Ihr lebt so abgeschlossen, daß Ihr nichts wißt und hört, sonst hättet Ihr erfahren, daß sogar der trotzigste von allen Räubern, Fra Moreale, endlich dem Tribun nachgegeben hat und aus seinem Schlosse geflohen ist wie eine Ratte aus einem umstürzenden Hause."

„Wie, was!" rief die Frau, „was sagst Du? Hat dieser Plebejer, den ihr Tribun nennt — hat er kühn dem gefürchteten Krieger den Handschuh hingeworfen? und hat Montreal das römische Gebiet verlassen?"

„Ja, es ist Stadtgespräch. Aber Fra Moreale scheint für Euch, wie für jede Mutter in Rom, ein Popanz. Hat er Euch je etwas zu Leide gethan, Frau?"

„Ja!" rief die Alte mit so trotziger Hast, daß sogar der muthige Knabe stutzte.

„Dann möchte ich ihm begegnen," sagte er nach einer Pause, indem er seine Theaterwaffe schwang.

„Das wolle der Himmel verhüten! Es ist ein Mann, dem Du immer aus dem Wege gehen mußt, im Frieden wie im Kriege. Sage noch einmal, steht der gute Tribun in gar keinem Verkehre mit den Freilanzen?"

„Ich sage es noch einmal — ganz Rom weiß es ja."

„Ueberdies ist er auch fromm, wie ich gehört habe, und man sprengt aus, er habe Visionen und werde von Oben gestärkt," sagte die Alte, mit sich selber redend. Dann wandte sie sich zu Angelo und fuhr fort: „Du würdest mit großer Freude das Anerbieten von Signora Nina annehmen?"

„Ja, das würde ich, Frau, wenn Ihr mich entbehren könntet."

„Kind," versetzte die Matrone feierlich, „mein Sand ist nächstens abgelaufen, und mein Wunsch ist, Dich bei Leuten zu wissen, welche Dich während Deiner Jugend beschirmen und Dich vor einem zügellosen Leben bewahren. Ist dies gelungen, kann ich mein Gelübde erfüllen und den traurigen Rest meiner Jahre Gott weihen. Ich will weiter darüber nachdenken, mein Kind. Nicht unter dem Dache eines solchen Plebejers hättest Du wohnen, nicht von dem Tische eines Fremden Dich nähren sollen; aber in Rom — mein letzter, des Vertrauens würdiger Verwandter ist todt — und im schlimmsten Falle, Ehrlichkeit im Dunkeln ist besser, als Verbrechen in Pracht. Dein Geist macht mich schon

unruhig. Zurück, mein Kind, ich muß in mein Gemach, und wachen und beten."

Mit diesen Worten schlüpfte die Alte, die Annäherung des Knaben zurückweisend und die von ihm gemurmelten, verworrenen Worte — die halb zärtlich, doch auch halb verdrießlich und eigensinnig klangen — verbietend, aus dem Zimmer.

Der Knabe sah verdutzt auf die sich schließende Thüre und sprach dann zu sich selbst: „Die Frau spricht immer in Räthseln; ich möchte wissen, ob sie mehr von mir weiß, als sie sagt, oder ob sie auf irgend eine Weise mit mir verwandt ist. Ich hoffe nicht, denn ich liebe sie nicht sehr und wünsche mir auch sonst nichts Bestimmtes hierin. Ich wollte nur, sie brächte mich zu der Gemahlin des Tribuns, dann wollen wir sehen, wer von den Buben Angelo Villani noch einen Bastard nennt."

Damit machte sich der Knabe wieder mit verdoppeltem Eifer an die Verfertigung seines Schwertes. Wirklich hatte das kalte Benehmen dieses Weibes, die ihm Wärterin, Gesellschafterin, Stellvertreterin der Eltern war, seine Herzlichkeit zurückgestoßen, ohne sein Temperament zu bändigen, und obgleich von Natur nicht von böser Denkart, war doch Angelo Villani bereits trotzig, verschlagen und rachsüchtig; andererseits aber auch nicht ohne eine rasche Empfänglichkeit für Güte wie für Beleidigung, ohne natürliche Schärfe des Verstandes und große Furchtlosigkeit. Da er mehr in ruhigem Genügen als im Ueberflusse erzogen wurde und viel unter den Augen seiner Beschützerin lebte, die er

nur unter dem Namen Ursula kannte, hatte er ein anmuthiges Benehmen und sein Anstand war der eines Knaben von guter Herkunft. Und vielleicht war es mehr seine Haltung, als sein Gesicht, das, obgleich hübsch, sich noch mehr durch Verstand, als durch Schönheit auszeichnete, die Aufmerksamkeit der Gattin des Tribun auf ihn gelenkt hatte. Seine Erziehung war wie auf eine gelehrte Bestimmung berechnet. Man hatte ihn nicht nur Lesen und Schreiben gelehrt, sondern ihn auch in den Anfangsgründen des Lateinischen unterrichtet. Er zeigte indessen nicht halb so viel Neigung für diese Studien, als für die Spiele seiner Kameraden, oder für die Schauspiele der Volksaufläufe in den Straßen, in die er sich alle zu drängen wußte, und aus denen er durch seine glückliche Gewandtheit immer unverletzt und wohlbehalten wiederkehrte.

Am andern Morgen trat Ursula in das Zimmer des jungen Angelo. „Ziehe heute Deine blaue Jacke wieder an," sagte sie; „ich wünsche, daß Du vortheilhaft Dich ausnehmest. Du sollst mit mir nach dem Palaste gehen."

„Wie, heute?" rief der Knabe voll Freude und sprang halb aus dem Bette. „Liebe Frau Ursula, soll ich denn wirklich zu dem Gefolge der Gattin des großen Tribuns kommen?"

„Ja; und die alte Frau allein sterben lassen. Deine Freude steht Dir gut, — aber die Undankbarkeit liegt in Deinem Blute. Undankbarkeit! O, sie hat mein Herz zu Asche gebrannt. Und die Deinige,

Knabe, findet jetzt keine Nahrung mehr in dem trockenen verfallenen Schutt."

„Liebe Frau, Ihr seid immer so streng. Ihr wißt, daß Ihr gesagt habt, Ihr wünschet Euch in ein Kloster zurückzuziehen und ich sei eine lästige Bürde für Euch. Aber Ihr habt eine Freude daran, mich zu schelten, mit Recht oder mit Unrecht."

„Meine Aufgabe ist gelöst," sagte Ursula mit einem tiefen Seufzer.

Der Knabe antwortete nicht, und die Alte entfernte sich mit schweren Schritten und vielleicht mit noch schwererem Herzen. Als er in ihrem gemeinschaftlichen Zimmer zu ihr trat, bemerkte er, was ihm in seiner Freude zuvor entgangen war — daß Ursula nicht ihre gewöhnliche einfache und bescheidene Kleidung trug. Die goldene Kette, damals gewöhnlich nur von Frauen edler Geburt getragen — obwohl sie bei dem anderen Geschlechte auch von öffentlichen Beamten und reichen Kaufleuten nicht verschmäht wurde — glänzte auf einem Kleide von reichem, geblümtem, venetianischem Stoffe, und die Schnallen, welche das Gewand an Hals und Brust zusammenhielten, waren mit Edelsteinen von nicht geringem Werthe geschmückt.

Angelo's Auge war bei dieser Veränderung betroffen, aber er fühlte einen männlicheren Stolz, als er bemerkte, daß die alte Frau gut darin aussehe. Ihre Gestalt und Gesichtsbildung waren wirklich die einer Frau, welche an einen solchen Anzug gewöhnt ist, und an jenem Tage schien darin noch mehr Strenge und Würde, als gewöhnlich, zu liegen.

Sie glättete die Locken des Knaben, zog ihm den kurzen Mantel gefälliger über die Schulter und steckte ihm dann einen Dolch mit reich verziertem Griff und eine mit Gulden wohlgefüllte Börse in seinen Gürtel.

„Lerne beide vorsichtig gebrauchen," sprach sie; „und ob ich lebe, oder sterbe, wirst Du nie nöthig haben, den Dolch zu schwingen, um Dir Gold zu verschaffen."

„Dies ist," rief Angelo entzückt, „also ein wirklicher Dolch, mit dem man gegen die Räuber kämpfen kann! Ach, mit diesem würde ich Fra Moreale nicht fürchten, der Dich so beleidigte. Ich hoffe, ich kann Dich noch rächen, obgleich Du mich so eben wegen Undankbarkeit schaltst."

„Ich bin gerächt. Nähre keine solche Gedanken, mein Sohn, sie sind sündhaft; wenigstens fürchte ich es. Komme her an den Tisch und iß; wir wollen bei Zeiten gehen, wie es Bittenden zukommt!"

Angelo hatte seine Morgenmahlzeit bald beendigt, und als er neben Ursula zum Thore hinaushüpfte, sah er zu seinem Erstaunen vier jener Diener, welche damals Personen von Stande gewöhnlich begleiteten, und die in jeder Stadt zur Bequemlichkeit der Fremden, oder zum festtäglichen Staat der reicheren Bürger zu miethen waren.

„Was wir heute vornehm sind," sagte er, indem er in die Hände klatschte, mit einer Heftigkeit, welche Ursula alsbald tadelte. „Es ist nicht um des eiteln Prunkes willen," setzte sie hinzu, „den wahrer Adel

wohl entbehren kann, sondern damit wir in dem Palaste leichter Zutritt erhalten. Diese Fürsten von gestern her leihen dem gar zu Bescheidenen nicht allzu bereitwillig ihr Ohr.

„O! diesmal habt Ihr aber Unrecht," erwiderte der Knabe. „Der Tribun gibt Allen, dem Aermsten wie dem Reichsten, Gehör. Ja, es gibt keinen zerlumpten Bauern, oder baarfüßigen Mönch, der nicht vor dem stolzesten Baron Zutritt bei ihm erhielte. Deßhalb liebt ihn das Volk so. Und einen Tag in der Woche widmet er dem Empfange von Wittwen und Waisen; — und Ihr wißt, Frau, ich bin eine Waise."

Ursula, schon ganz mit ihren Gedanken beschäftigt, gab keine Antwort und hörte den Knaben kaum; sie stützte sich auf seinen jungen Arm und schritt unter dem Vortritt der Diener, die den Weg bahnten, nach dem Palaste des Capitols.

Einem aufmerksamen Auge wäre die Veränderung wunderbar aufgefallen, welche zwei oder drei kurze Monate der strengen, aber heilsamen und weisen Herrschaft des Tribuns in den Straßen von Rom hervorgebracht hatten. Man sah die riesenhaften, in Eisen gekleideten Gestalten ausländischer Söldlinge nicht mehr auf den freien Plätzen einherschreiten, oder in stolzem Trotze vor den mit Schießscharten versehenen Thoren eines düsteren Palastes gruppirt. Die in manchen Stadttheilen seit Jahren geschlossenen Kaufläden standen wieder offen, glänzten von Waaren und wimmelten von Verkehr. Die Straßen, früher

entweder stille wie das Grab, oder von einem furchtsamen, einzelnen Wanderer mit schnellen Schritten und überall umherspähenden Augen durcheilt, — oder wiederhallend von dem Geschrei eines armseligen Pöbels oder den offenen Fehden wilder Edelleute, zeigten jetzt die geregelten, gesunden und bunten Ströme civilisirten Lebens, deren Zweck theils Vergnügen, theils Geschäft war. Mit Gütern beladene Karren und Wagen, welche sicher bei den zerstörten Raubnestern in der Campagna vorübergekommen waren, rasselten lustig über die Straßen. „Nie vielleicht," — um den von einem neueren, keineswegs parteiischen Geschichtschreiber von italienischen Autoritäten* aufgenommenen Bericht anzuführen — „nie vielleicht hatte man die Thatkraft und Wirksamkeit eines einzigen Geistes auffallender gefühlt, als bei der plötzlichen Umgestaltung Roms durch den Tribun Rienzi. Eine Räuberhöhle wurde zur Disciplin eines Lagers oder Klosters umgeschaffen. „„In dieser Zeit,"" sagt der Geschichtschreiber,** „„fingen die Wälder an, sich zu freuen, daß sie nicht länger durch Räuber unsicher gemacht wurden; die Stiere fingen wieder an zu pflügen; die Pilger besuchten die Heiligthümer*** wieder; die Straßen und Herbergen waren wieder voll von Reisenden; Handel, Ueberfluß, Treu und Glauben fanden sich auf den Märkten wieder, und eine Börse

* Gibbon.

** Vita di Cola di Rienzi, lib. I. cap. 9.

*** Gibbon: In dem Originale heißt es wörtlich: „li pellegrini cominciaro a fare la cerca per la santuaria."

mit Gold konnte ohne Gefahr mitten auf der Landstraße hingelegt werden.""

Unter all diesen Zeugnissen des Wohlbehagens und der Sicherheit des Volkes konnte man hie und da finstere, mißvergnügte Gesichter unter der Menge sehen, und so oft Einer, der die Livree der Colonna oder der Orsini trug, sich von dem Gedränge angerannt fühlte, fuhr eine trotzige Hand unwillkürlich nach dem Schwertgriff, und ein halb unterdrückter Fluch endigte in einem unwilligen Seufzer. Hier und dort zeugten auch — im Gegensatze zu den neu geschmückten, neu eingerichteten und lachenden Kaufläden — Schutthaufen vor dem Thore eines stolzen Herrenhauses von der Zerstörung von Befestigungen, welche der Eigenthümer in ohnmächtiger Wuth als eine Entheiligung betrachtete. Durch solche Straßen und solche Gruppen nahm die Gesellschaft, der wir folgen, ihren Weg, bis sie sich unter der am Eingange des Capitols versammelten Menschenmasse befanden. Die hier aufgestellten Beamten hielten indessen so geschickt und gewandt Ordnung, daß sie nicht lange aufgehalten wurden; und nun auf dem weiten Platze oder Hofe dieses merkwürdigen Gebäudes, sahen sie die offenen Thüren des großen Gerichtssaales, von einer einzigen Schildwache bewacht, in welchem der Tribun sechs Stunden täglich zu Gerichte saß: denn „geduldig zu hören, schnell abzuhelfen, unerbittlich im Strafen, hatten Arme und Fremde stets Zutritt zu seinem Richterstuhle." *

* Gibbon.

Nicht nach diesem Saale nahm indessen die Gesellschaft ihren Weg, sondern nach dem Eingange, der zu den Privatgemächern des Palastes führte. Und hier bildeten das Gepränge, der Staat, die mehr als königliche Pracht der Residenz des Tribuns einen starken Contrast zu der patriarchalischen Einfachheit, welche seinen Gerichtssaal auszeichnete.

Selbst Ursula, vor Zeiten an den verschwenderischen Aufwand italischer und französischer Fürstenhöfe gewöhnt, schien überrascht und erstaunt über den Saal, in welchem eine Menge in kostbare Livreen gekleideter Diener sich befand, die vergoldeten, mit Blumen bekleideten Marmorsäulen und die prächtigen Paniere, die überall in der Runde wehten und in welche die vereinigten Wappen der republikanischen Stadt und des päpstlichen Stuhles gewirkt waren.

Kaum wissend, an wen sie sich in einer solchen Versammlung wenden solle, wurde Ursula durch einen ganz in Gold und Carmesin gekleideten Beamten aus ihr Verlegenheit gerissen, welcher mit ernstem, förmlichen Anstande, der wirklich an der ganzen Dienerschaft zu bemerken war, fragte, wen sie suche? „Die Signora Nina!" versetzte Ursula, indem sie ihre stattliche Figur aufrichtete, mit natürlicher, obwohl etwas veralteter Würde. Es lag in ihrer Aussprache etwas Fremdes und der Beamte antwortete deßhalb: „Heute, Madame, wird, fürchte ich, die Signora nur die römischen Damen empfangen. Der morgende Tag ist der für alle fremden Damen von Stande festgesetzte."

Ursula antwortete in etwas ungeduldigem Tone: „Mein Anliegen ist von der Art, welche in Palästen an jedem Tage willkommen ist. Ich komme, Signor, um gewisse Geschenke zu der Signora Füßen zu legen, die sie, so hoffe ich, der Annahme würdigen wird."

„Und sagt auch, Signor," setzte der Knabe rasch hinzu, daß Angelo Villani, den die Signora gestern mit ihrer Beachtung beehrte, kein Fremder, sondern ein Römer ist, und kommt, wie sie ihm befahl, um der Signora seine Huldigung und seine Ergebenheit darzubringen."

Der ernste Beamte konnte sich bei der naseweisen, aber gleichwohl anmuthigen Keckheit des Knaben eines Lächelns nicht enthalten.

„Ich erinnere mich, Herr Angelo Villani," erwiderte er, „daß Signora Nina an der großen Treppe gestern mit Euch sprach. Madame, ich werde Eure Botschaft überbringen. Folgt mir gefälligst in ein für Euer Geschlecht und Euer Aussehen passenderes Gemach."

Mit diesen Worten führte sie der Beamte durch den Saal nach einer breiten Treppe von weißem Marmor, deren Mitte mit jenen reichen Teppichen des Osten belegt war, die damals schon, als in den Zimmern eines englischen Monarchen noch Binsen gestreut wurden, zu dem größeren Luxus italischer Paläste gehörten. Er öffnete eine Thüre in dem ersten Stockwerke und führte Ursula mit ihrem jungen Pfleglinge in ein hohes mit gewirkten Sammttapeten ausgeschlagenes Zimmer. Ueber der Thüre, durch

welche der Beamte jetzt verschwand, prangten die Wappenbilder, welche der Tribun so beharrlich bei all seinem Pomp nicht sowohl aus Prachtliebe, als von dem politischen Verlangen bestimmt, mit den päpstlichen Schlüsseln die Wappenzeichen der Republik zu vermischen, voranstellte.

„Philipp von Valois wohnte nicht wie dieser Mann!" murmelte Ursula. „Wenn dies Bestand hat, so habe ich besser für meinen Pflegling gesorgt, als ich dachte."

Der Beamte kehrte bald zurück und führte sie durch ein Gemach von großem Umfange, das in der That das große Empfangzimmer des Palastes war. Vierundzwanzig Säulen von orientalischem Alabaster, Zeugen von den Plünderungen der späteren Kaiser, aus vergessenen Trümmern wieder ausgegraben, um den Palast des Wiederherstellers der alten Republik zu zieren, trugen die leichte Decke, deren halb gothische, halb klassische Architektur mit goldener und purpurner Mosaik eingelegt war. Der getäfelte Fußboden war in der Mitte mit Goldbrokat bedeckt, die Wände theilweise mit eben so prächtigen Tapeten behangen, gehoben durch jene mit prächtigen Farben frisch gemalte Felder, voll mystischer und symbolischer Zeichen. An dem oberen Ende dieses königlichen Zimmers führten zwei Stufen zu dem Throne des Tribuns, über welchem der mit den ewigen Wappenbildern des Papstes und der Stadt gewirkte Baldachin sich erhob.

Der Beamte durchschritt diesen Saal und öffnete an dessen Ende eine Thüre, welche in ein kleines, von in Silber und blauem Sammt gekleideten Pagen an-

gefülltes Zimmer führte. Wenige unter diesen waren älter, als Angelo, und nach Aller Schönheit zu urtheilen, schienen sie die Blüte und Zierde der Stadt.

Kurze Zeit konnte Angelo seine zukünftigen Genossen betrachten: in einer Minute standen er und seine Beschützerin vor der Gemahlin des Tribuns.

Das Zimmer war nicht groß aber doch geräumig genug, um zu zeigen, daß die schöne Tochter Raselli's ihre Gesichte von Pracht und Glanz verwirklicht hatte.

Es war ein Gemach, das jeder Beschreibung spottete — es schien ein Cabinet für die Edelsteine der Welt zu sein. Das Tageslicht, durch hohe, tiefe Fenster von farbigem Glas gedämpft, überströmte in reichen Purpurfarben Alles, was die Kunst jener Zeit Prächtiges oder königlicher Luxus Theures aufzuweisen hatte. Die silbernen Kandelaber von florentinischer Arbeit; die Teppiche und Stoffe des Osten; die Draperien von Venedig und Genua; Malereien, wie bunt ausgemalte Meßbücher, auf einem Grunde von Gold und einer Mischung von Blau und Carmesin; antike Marmorbilder, Zeugen von den glänzenden Tagen Athens; ausgegrabenene Mosaiktafeln, die wie durch Zauber ihre Frische behalten hatten; goldene Rauchfässer, welche Arabiens Wohlgerüche ausströmten, aber doch so gemäßigt, daß dadurch nicht der gesündere Duft der Blumen erstickt wurde, die in jeder Ecke in marmornen und alabasternen Vasen blühten; ein kleiner, feenartiger Springbrunnen, der unter Rosengewinden hervorzuquellen schien und durch demantartigen, schönen Strahl der Luft eine kaum merkliche

Frische mittheilte — Alles dieses und anderes Aehnliches beschreiben zu wollen, wäre vergebliche Mühe; gesammelt war Alles mit der reichsten Verschwendung, in Einklang gebracht durch den ausgesuchtesten Geschmack, die alte Kunst mit der neueren verbindend, betäubte und berauschte es die Sinne dessen, der es sah. Es war nicht sowohl die Kostbarkeit oder Verschwendung, welche den Charakter des Zimmers ausmachten; es war eine gewisse prachtvolle, erhabene Phantasie, so daß es eher dem fabelhaften Sitze einer Zauberin glich, auf deren Wink Genien die Erde plünderten und Feen das Wachsthum beförderten, als dem gröberen Glanze einer irdischen Königin. Hinter den aufgeschichteten Kissen, auf denen Nina in halb zurückgelehnter Stellung saß, standen vier Mädchen, schön wie die Nymphen, mit Fächern von den seltensten Federn, und zu ihren Füßen lag eine, älter als die Uebrigen, deren jetzt schweigende Laute ihre gewöhnliche Beschäftigung andeutete.

Aber hätte das Zimmer an sich etwas zu phantastisch und durch die verschwenderischen Verzierungen etwas überladen geschienen, Gestalt und Antlitz Nina's hätten auf einmal Alles in das richtige Verhältniß gesetzt, so vollkommen erschien sie als der natürliche Genius des Ortes; so wunderbar verkörperte ihre Schönheit, erhoben jetzt von befriedigter Liebe, geschmeichelter Eitelkeit, frohlockender Hoffnung den glänzendsten Traum, der je Tasso's Augen vorschwebte, wenn er in einer unsterblichen Gestalt die Herrlichkeit der Zauberin mit den Reizen des Weibes vereinte.

Nina erhob sich halb, als sie Ursula erblickte, deren ruhige und düstere Züge unwillkürlich ihr Erstaunen und ihre Verwunderung über eine so seltene und überraschende Liebenswürdigkeit ausdrückten, die aber, durch den Glanz um sie her nicht geblendet, ihre gewohnte Selbstherrschung bald wieder gewann und sich auf das ihr von Nina angewiesene Polster setzte, während der junge Gast, in kindlicher Verwunderung wie durch Zauber gefesselt, mitten in dem Zimmer stehen blieb. Nina erkannte ihn und lächelte.

„Ah, mein hübscher Junge, dessen lebhafte Augen und offene Miene gestern meine Zuneigung erweckten! Bist Du gekommen, meinen Vorschlag anzunehmen? Gehört Euch, Madame, dieses hübsche Kind?"

„Signora," versetzte Ursula, „was ich zu sagen habe, ist nicht viel: Durch eine Verkettung von Ereignissen, mit deren Erzählung ich Euch nicht zu langweilen brauche, fiel dieser Knabe von seiner Kindheit an meiner Fürsorge anheim — eine schwierige und ängstliche Aufgabe für eine Frau, deren Gedanken jenseits der Grenzen dieses Lebens beschäftigt sind. Ich habe ihm eine Erziehung gegeben, wie sie einem Jünglinge von edlem Blute geziemt; denn von beiden Seiten, Signora, ist er edel, obwohl vater- und mutterloser Waise."

„Armes Kind!" sagte Nina mitleidig.

„Erliegend jetzt," fuhr Ursula fort, „unter der Last der Jahre, und von dem Wunsche beseelt, mich mit dem Himmel auszusöhnen, reiste ich vor einigen Monaten hierher, in der Absicht, den Knaben bei

einem Verwandten von mir unterzubringen und, nachdem diese Pflicht erfüllt wäre, in der Stadt der Apostel den Schleier zu nehmen. Ach! ich fand meinen Verwandten todt, und ein Baron von wildem, unordentlichem Charakter war sein Erbe. Aengstlich und in Verlegenheit blieb ich hier und glaubte die Stimme der Vorsehung zu erkennen, als mir das Kind gestern Abend erzählte, Ihr habt es der Ehre Eurer Beachtung gewürdigt. Wie alle übrigen Römer hat er schon Begeisterung für den Tribun — Ergebenheit für dessen Gemahlin eingesogen. Wollt Ihr in Wahrheit ihn in Eure Dienste nehmen? Er wird Eurem Schutze weder durch sein Blut, noch, hoffe ich, durch sein Betragen Schande machen."

„Ich würde sein Gesicht als Bürgschaft annehmen, Madame, auch ohne eine so ausgezeichnete Empfehlung, wie die Eurige. Ist er ein Römer? Dann muß sein Name uns doch bekannt sein."

„Verzeiht, Signora," erwiderte Ursula: „er führt den Namen Angelo Villani — nicht den von Vater oder Mutter. Die Ehre eines edeln Hauses verlangt, daß seine Abstammung für immer ein Geheimniß bleibe. Er ist die Frucht einer von der Kirche nicht geweihten Liebe."

„Um so mehr verdient er also Liebe und Mitleid — als das Opfer der Sünde Anderer!" antwortete Nina aus feuchten Augen, als sie die tiefer brennende Röthe sah, welche über des Knaben Wangen sich ergoß. „Mit der Herrschaft des Tribuns beginnt eine neue Zeitrechnung für den Adel, wo

Rang und Ritterschaft durch das eigene Verdienst des Mannes, nicht durch das seiner Vorfahren, erworben werden soll. Fürchtet Nichts, Madame, in meinem Hause soll er keine Geringschätzung erfahren."

Ursula's Stolz wurde durch die Güte Nina's erschüttert; sie näherte sich mit unwillkürlicher Ehrerbietung und küßte die Hand der Signora:

„Möge die Mutter Gottes Eurem edeln Herzen vergelten?" sprach sie; „und nun ist meine Pflicht erfüllt, mein irdisches Ziel erreicht. Nur füget, Signora, zu Euren unschätzbaren Gunstbezeigungen noch eine. Diese Juwelen" — hier zog Ursula ein Kästchen aus ihrem Gewande, drückte auf die Feder, und der zurückfliegende Deckel zeigte Edelsteine von bedeutender Größe und dem glänzendsten Wasser. — „diese Juwelen," fuhr sie fort und legte das Kästchen zu Nina's Füßen, „gehörten einst dem fürstlichen Hause von Toulouse, sind aber werthlos jetzt für mich, wie für die Meinigen. Gestattet mir, daß ich mich an dem Gedanken erfreue, sie in dem Besitze einer Dame zu wissen, deren königliche Stirne ihnen einen Glanz verleihen wird, den sie nicht für sich zu entlehnen braucht."

„Wie!" sagte Nina hoch erröthend, „glaubt Ihr, Madame, meine Güte sei zu erkaufen? Bei welchem Weibe war dies je möglich? Nein, nein — nehmt Euer Geschenk zurück, oder ich werde Euch bitten, Euern Knaben zurückzunehmen."

Ursula war erstaunt und verwirrt; ihrer Erfahrung war solche Enthaltsamkeit etwas Neues, und

kaum wußte sie, wie sie dieselbe zu verstehen habe. Nina bemerkte ihre Verlegenheit mit einem stolzen, triumphirenden Lächeln und sagte dann, nachdem sie ihr voriges höfliches Benehmen wieder angenommen, mit ernster Anmuth:

„Die Hände des Tribuns sind rein, — die Gattin des Tribuns darf nicht verdächtig werden. Eher, Madame, sollte ich Euch ein Zeichen meiner Erkenntlichkeit für das schöne, mir in Eurem Knaben anvertraute Pfand aufnöthigen. Eure Edelsteine können dem Knaben auf seiner späteren Laufbahn von Nutzen werden: bewahrt sie für Einen, der ihrer bedarf."

„Nein, Signora," sagte Ursula, als sie aufstand, mit zum Himmel erhobenen Augen: — „ich will dafür Messen für die Seele seiner Mutter lesen lassen; für ihn selbst will ich schon zurückbehalten, was die Bedürfnisse späterer Jahre erfordern. Nehmt, Signora, den Dank eines unglücklichen, trostlosen Herzens. Lebet wohl!"

Sie wandte sich um, das Zimmer zu verlassen, aber mit so unsicheren, schwankenden Schritten, daß Nina, gerührt und ergriffen, aufsprang und mit eigener Hand die alte Frau durch das Zimmer führte, während sie ihr freundlich Trost zuflüsterte; als sie die Thüre erreichten, sprang der Knabe herzu, ergriff Ursula's Gewand und schluchzte: „Liebe Frau, nicht ein Lebewohl für Euern kleinen Angelo? Vergebt ihm Alles, was er Euch zu Leide gethan! Jetzt fühle ich zum erstenmale, wie eigensinnig und undankbar ich gewesen bin."

Die Alte schloß ihn in ihre Arme und küßte ihn leidenschaftlich; als der Knabe, wie wenn plötzlich ein Gedanke ihn erfaßte, die Börse, die sie ihm gegeben, herauszog, und mit erstickter, kaum verständlicher Stimme sagte: „Und hiefür, liebste Frau, laß Messen für meines armen Vaters Seele lesen; denn er ist, wie Ihr wißt, ja auch todt!"

Diese Worte schienen auf einmal alle liebevolle Aufregung in Ursula zu ersticken. Sie stieß den Knaben mit demselben kalten und strengen Ernste in Blick und Miene zurück, der ihn so oft zuvor im Zaume gehalten hatte; als sie ihre Selbstbeherrschung wieder gewann, verließ sie plötzlich das Zimmer, ohne noch ein weiteres Wort zu sagen. Nina folgte überrascht, voll Mitleid mit ihrem Kummer und voll Achtung gegen ihr Alter, ihren Schritten durch das Pagenvorzimmer und den Empfangsaal bis an die unterste Treppe — eine Herablassung, deren sich die stolzeste Fürstin Roms nicht zu rühmen hatte; traurig und nachdenklich kehrte sie zurück, nahm den Knaben bei der Hand und küßte zärtlich seine Stirne.

„Armer Knabe," sprach sie, „es scheint, als ob die Vorsehung es so gelenkt hätte, daß ich Dich gestern unter der Menge herausfand und Dich so zu der geeignetsten Zufluchtsstätte führte; denn wohin sollten die Freundlosen und Waisen Roms sich wenden, als in den Palast des ersten Beamten von Rom?" Dann wandte sie sich zu ihrem Gefolge und gab ihnen Anweisungen hinsichtlich der persönlichen Bedürfnisse ihres

neuen Schützlings, welche zeigten, daß, wenn auch die Macht ihrer Eitelkeit dienen mußte, sie doch ihr Herz nicht verhärtet hatte. Angelo Villani sollte es ihr reichlich vergelten!

„Sie behielt den Knaben bei sich, und während eines vertraulichen Gespräches gefielen ihr sein kühner Geist und sein offenes Benehmen immer mehr. Ihre Unterhaltung wurde indessen, als der Tag vorrückte, durch die Ankunft einiger Damen von dem römischen Adel unterbrochen. Dann traten Nina's Tugenden in den Schatten und ihre Fehler wurden bemerkbar. Sie konnte dem weiblichen Triumph über diese hochmüthigen Signoras nicht widerstehen, welche jetzt ehrerbietig sich bückten, wo sie früher mit Verachtung gekränkt hatten. Sie nahm das Wesen einer Königin an und verlangte die einer solchen schuldigen Achtungsbezeigungen. Und durch manche jener gewandten Künste, worin ihr Geschlecht Meister ist, suchte sie gerade ihre Höflichkeit zu einer Demüthigung für ihre erlauchte Gäste zu machen. Ihre gebieterische Schönheit und ihr anmuthiger Verstand bewahrten sie zwar vor dem gemeinen Uebermuth des Emporkömmlings, verwundeten aber nur um so heftiger den Stolz, indem die Gekränkten nicht durch Verachtung sich rächen konnten. Sie verstand sich auf versteckte Sticheleien — die lächelnde Beleidigung — den Spott unter der Maske des Complimentes — die gleichgültige Abnöthigung von Achtungsbezeigungen in Kleinigkeiten, die äußerlich nicht übel aufgenommen, innerlich aber nicht vergeben werden konnten.

„Guten Tag, Signora Colonna," sagte sie zu dem stolzen Weibe des stolzen Stephan; „wir kamen gestern an Eurem Palaste vorüber. Wie hübsch er aussieht, seit er von düstern Mauern befreit ist, die Eurem Auge oft lästig gewesen sein müssen. Signora (wandte sie sich zu einer von den Orsini), Euer Gemahl steht in hoher Gunst bei dem Tribun, der ihn zu wichtigen Aufträgen bestimmt. Sein Glück steht sicher, und das freut uns, denn Niemand dient dem Staate mit mehr Ergebenheit. Habt Ihr, schöne Signora Frangipani, das letzte Gedicht Petrarka's zu Ehren meines Gemahls schon gelesen? — es liegt dort drüben. Dürfen wir wohl an euch die Bitte wagen, der Signora di Savelli seine Schönheiten auseinander zu setzen? Wir bemerken, edle Signora Malatesta, mit Freude, daß Eure Augen wieder so gut hergestellt sind. Als wir uns das Letztemal trafen, schient Ihr, obgleich wir Euch bei dem Feste der Signora Giulia zunächst standen, uns kaum von dem Pfeiler neben uns zu unterscheiden!"

„Muß man diesen Uebermuth ertragen?" flüsterte die Signora Frangipani der Signora Malatesta zu.

„Bst, bst — wenn je unser Tag wieder kommt!"

Zweites Kapitel.

Das Glück, einen Rathgeber zu besitzen, dessen Interessen und Herz mit unserem eigenen verknüpft sind. — Wenn das Stroh in die Höhe fliegt — bedeutet es Sturm?

Später als gewöhnlich kehrte Rienzi an jenem Tage von seinem Tribunal in die Gemächer seines Palastes zurück. Als er den Empfangsaal durchschritt, glühte sein Angesicht; seine Zähne waren fest übereinander gebissen, wie bei einem Manne, der einen festen Entschluß gefaßt hat, von dem er nicht abgehen will; seine Stirne war verfinstert von dem anhaltenden, fürchterlichen Runzeln, das diejenigen, welche sein persönliches Aeußere beschrieben, nicht ermangelt haben, als das Kennzeichen eines Zornes zu schildern, der, immer gerecht, um so tödtlicher war. Dicht auf den Fersen folgten ihm der Bischof von Orvieto und der bejahrte Stephan Colonna. „Ich sage Euch, meine Herren," sagte Rienzi, „Ihr bittet vergebens. Rom kennt keinen Unterschied der Stände. Das Gesetz ist blind gegen den Thäter — luchsaugig gegen die That."

„Aber," sagte Raimund zaudernd, „bedenke Dich, Tribun, der Neffe von zwei Cardinälen und selbst einmal Senator!"

Rienzi blieb plötzlich stehen und sah seinen Begleitern dreist in das Gesicht. „Mein Herr Bischof," sagte er, „macht dies nicht eben das Verbrechen noch unentschuldbarer? Seht Ihr, die Sache ist folgende: Ein Schiff von Avignon nach Neapel, beladen mit den Einkünften von Provence für die Königin Johanna,

über deren Angelegenheit, merkt das, wir eben jetzt feierlichen Rath halten, ist an der Mündung der Tiber gescheitert; da überfällt Martino di Porto — ein Edler, wie Ihr sagt — der Besitzer der Feste, von der er den Titel führt — doppelt verpflichtet durch edles Blut und die nächste Nachbarschaft, den Unglücklichen zu Hülfe zu eilen — das Schiff mit seinen Truppen (was macht der Rebell mit bewaffneten Truppen?) — und plündert es, wie ein gemeiner Räuber. Er wird ergriffen — vor meinen Richterstuhl gebracht — gesetzlich verhört und zum Tode verurtheilt. So lautet das Gesetz — was wollt Ihr mehr?"

„Gnade," sagte der Colonna.

Rienzi kreuzte die Arme und lachte verächtlich. „Ich hörte den Signor Colonna nie um Gnade bitten, wenn ein Bauer Brod gestohlen, um seine hungernden Kinder zu füttern."

„Zwischen einem Bauer und einem Fürsten mache ich für meine Person, Tribun, einen Unterschied; das edle Blut eines Orsini darf nicht wie das eines gemeinen Plebejers vergossen werden."

„Das Ihr, wie ich mich erinnere, „sagte Rienzi mit leiser Stimme, „ziemlich gering anschluget, als mein jüngerer Bruder unter der übermüthigen Lanze Eures stolzen Sohnes fiel. Weckt diese Erinnerung nicht, ich warne Euch; laßt sie schlafen. — O pfui, alter Colonna, pfui; dem Grabe so nahe, wo die Würmer alles Fleisch gleich machen, und mit diesen grauen Haaren die lieblose Unterscheidung predigen zwischen Mensch und Mensch. Ist der Unterschied nicht

ohnehin schon groß genug? Trägt nicht der Eine Purpur und der Andere Lumpen? Hat nicht der Eine Bequemlichkeit, der Andere Mühe? Schmaust nicht der Eine, während der Andere Hunger leidet? Hege ich etwa den tollen Plan, die Stände auszugleichen, welche die Gesellschaft zu einem nothwendigen Uebel macht? Nein. Ich hadere so wenig mit dem reichen Manne, wie mit Lazarus. Aber vor dem Richterstuhle eines Mannes, wie vor dem Gottes, gelten Lazarus und der reiche Mann gleich. Nichts weiter hievon."

Colonna schlug mit großem Stolze seinen Mantel um sich und biß sich schweigend in die Lippe. Raimund trat ins Mittel.

„All dies ist wahr, Tribun. Aber," und er nahm Rienzi hier bei Seite, „Ihr wißt, wir müssen eben so wohl politisch als gerecht sein. Der Neffe von zwei Cardinälen — welche Feindschaft wird dies in Avignon erwecken!"

„Beunruhigt Euch nicht, heiliger Raimund, ich will es gegen den Papst verantworten." Während sie so sprachen, ertönte schwer und laut die Glocke.

Colonna fuhr zusammen.

„Großer Tribun," sprach er mit leisem Hohn, „möge es Euch gefallen, einzuhalten, ehe es zu spät ist. Ich erinnere mich nicht, daß ich je als Flehender vor Euch erschien, und jetzt bitte ich Euch, meinen eigenen Feind zu schonen. Stephan Colonna bittet Cola die Rienzi, das Leben eines Orsini zu schonen."

„Ich verstehe Deinen Hohn, alter Herr," sagte Rienzi ruhig, „aber ich ahnde ihn nicht. Ihr seid ein

Feind der Orsini, und doch verwendet Ihr Euch für ihn — das lautet edelmüthig; aber hört — Ihr seid mehr Freund Eures Standes, als Feind Eures Nebenbuhlers. Ihr könnt es nicht ertragen, daß ein Mann, der groß genug war, daß er Euch bekämpfte, wie ein Dieb umkommen soll. Ich erkenne vollkommen solch edle Vergebung; aber ich bin kein Edler und fühle nicht auf gleiche Art. Noch ein Wort — wäre dies die einzige räuberische und gewaltthätige Handlung, welche dieser Banditenbaron begangen, so möchten Eure Bitten zu seinen Gunsten sprechen; ist aber nicht sein Leben allgemein bekannt? War er nicht von seinen Knabenjahren an der Schrecken und die Schande Roms? Wie viele entehrte Matronen, geplünderte Kaufleute, am hellen Tage erdolchte friedliche Männer, erheben sich mit schwarzem Zeugniß gegen den Gefangenen? Und für einen solchen Menschen muß ich einen bejahrten Fürsten und einen päpstlichen Vikar um Gnade flehen hören? — Pfui, pfui! Aber ich will mit Euch quitt werden. Den nächsten a r m e n Mann, den das Gesetz zum Tode verurtheilt, will ich um Euretwillen begnadigen."

Wieder nahm Raimund den Tribun bei Seite, während Colonna kämpfte, seine Wuth zu unterdrücken.

„Mein Freund," sagte der Bischof, „die Adeligen werden dies als eine ihrem ganzen Stande zugefügte Schmach ansehen, gerade die Verwendung von Orsini's bitterstem Feinde muß Dich hiervon überzeugen. Martino's Blut wird ihre Aussöhnung

besiegeln, und wie ein Mann werden sie gegen Dich sich erheben."

„Sei es so: Gott und das Volk auf meiner Seite, will ich, obgleich ein Römer, wagen, gerecht zu sein. Die Glocke verstummt. — Schon ist es zu spät" Mit diesen Worten riß Rienzi ein Fenster auf; an der Löwentreppe erhob sich ein Galgen, an welchem mit knarrendem Ton, angethan mit seinem patricischen Staatskleide, der noch zuckende Leichnam des Martino die Porto baumelte.

„Seht!" sagte der Tribun ernst, „so sterben alle Räuber. Für Verräther hat dasselbe Gesetz Beil und Schaffot!"

Raimund kehrte sich ab und erblaßte. Nicht so der alte Nobili. Thränen verwundeten Stolzes rannen aus seinen Augen; auf seinen Stab sich stützend, näherte er sich Rienzi, faßte ihn bei der Schulter und sagte: „Tribun, ohne Verrath hat schon oft ein Richter sein Opfer beneidet!"

Rienzi kehrte sich mit eben so großem Stolze zu dem Baron.

„Wir verzeihen leere Worte dem Alter. Mein Herr, seid Ihr zu Ende? — wir wünschen allein zu sein."

„Gib mir Deinen Arm, Raimund," sagte Stephan. „Tribun — lebt wohl. Vergeßt, daß Colonna Euch um Etwas bat, — eine leichte Sache, dünkt mich, für einen weisen Mann, wie Euch, der Ihr vergeßt, was Jeder Andere sich erinnern könnte."

„Wie, mein Herr, was?"

„Die Geburt, Tribun, die Geburt — sonst Nichts!"

„Der Signor Colonna hat mein früheres Gewerbe aufgenommen und einen Witz gemacht," erwiderte Rienzi in gleichgültigem, leichtem Tone.

Er verfolgte Raimund und Stephan mit den Augen, bis die Thüre sich hinter ihnen geschlossen und murmelte dann: „Uebermüthiger, wäre es nicht wegen Adrian, Dein grauer Bart sollte Dich nicht schützen. Geburt! welcher Colonna würde sich nicht, wenn er könnte, rühmen, der Enkel eines Kaisers zu sein? — Alter Mann, in dir lauert Gefahr, die beobachtet werden muß." Damit wandte er sich nachdenklich gegen das Fenster, und wieder begegnete das gräßliche Schauspiel des Todes seinen Blicken. Das unten in Masse versammelte Volk freute sich über die Hinrichtung eines Mannes, dessen ganzes Leben Schande und Raub gewesen war — der für den Arm der Gerechtigkeit unerreichbar schien — mit all dem wilden Geschrei, welches das Frohlocken des Pöbels über einen gestürzten Feind bezeichnet. Und Rienzi hörte von der Stelle aus, auf der er sich befand, ihr Rufen: „Lange lebe der Tribun, der gerechte Richter, der Befreier Roms!" Aber in diesem Augenblicke machten ihn andere Gedanken taub für die Begeisterung des Volkes.

„Mein armer Bruder!" sprach er mit Thränen in den Augen, „den Verbrechen dieses Mannes — einem Verbrechen, beinahe gleichartig demjenigen, für welches er jetzt büßt, — war es zuzuschreiben, daß du in das Blutbad gerissen wurdest; und Die-

jenigen, welche kein Mitleid für das Lamm hatten, schreien um Barmherzigkeit für den Wolf! Ach, wenn Du noch lebtest, wie würden diese stolzen Häupter sich vor dir beugen; wenn gleich getödtet, hielt man es damals nicht der Mühe werth, an dich zu denken. Gott lasse deine edle Seele ruhen und erhalte meinen Ehrgeiz so rein, wie er war, als wir in der Dämmerung neben einander wandelten!"

Der Tribun schloß das Fenster, entfernte sich und suchte Nina's Gemach. Als sie seinen Tritt außen hörte, erhob sie sich von dem Ruhebette, ihre Augen glänzten, ihr Busen wogte; und als er eintrat warf sie sich an seinen Hals und flüsterte, während sie sich an seine Brust schmiegte: „Ach! wie lange Stunden waren wir getrennt!"

Es war etwas Eigenes, diese stolze Frau zu sehen, stolz auf ihre Schönheit, ihren Stand, ihre neuen Ehren; — deren prachtvolle Eitelkeit schon das Gespräch von Rom war und Gegenstand des Vorwurfs für Rienzi wurde, — wie plötzlich und wunderbar schien sie in seiner Gegenwart verwandelt! Erröthend und schüchtern schien sie allen Stolz auf sich selbst in ihrer stolzen Liebe zu ihm versenkt zu haben. Kein Weib liebte je bis zu dem höchsten Grade der Leidenschaft, die nicht verehrte, wo sie liebte, und die sich nicht gedemüthigt (und in dieser Demüthigung glücklich) fühlte durch überschwängliche, unbegrenzte Anerkennung der Ueberlegenheit des Gegenstandes ihrer Verehrung.

Und das Bewußtsein dieses Unterschiedes zwischen

ihm und allen andern erschaffenen Wesen mochte es sein, was die Liebe des Tribuns zu seiner Gemahlin noch immer vermehrte, ihn gegen ihre Fehler gegenüber von Anderen verblendete und ihn ihr eine Pracht und ein Gepränge nachsehen ließ, die, obgleich bis zu einem gewissen Grad von der Klugheit geboten, doch auf eine Höhe getrieben wurde, die, wenn sie auch seinen Sturz nicht befördern half, den Römern wenigstens als Entschuldigung für ihre Feigheit und ihre Treulosigkeit, und den Geschichtschreibern als willkommene Erklärung der Gründe diente, welche näher zu erforschen es ihnen an Emsigkeit fehlte. Rienzi erwiderte die Liebkosungen seiner Gattin mit eben so viel Zärtlichkeit, und als er sich zu ihrem schönen Antlitz herabbeugte, reichte dieser Anblick hin, um von seiner Stirne die Aufregung zu verscheuchen, die, streng oder traurig, so eben dieselbe verfinstert hatte.

„Du warst diesen Morgen nicht ausgegangen, Nina?"

„Nein, die Hitze war drückend. Aber nichts desto weniger, Cola, hat es mir nicht an Gesellschaft gefehlt — die halbe Matronenschaft Roms hat den Palast angefüllt."

„Ach, das glaube ich. — Aber jener Knabe, ist dies nicht ein neues Gesicht?"

„Stille, Cola, sprich freundlich mit ihm, ich bitte; von seiner Geschichte später. Angelo, komme näher. Hier siehst Du Deinen neuen Gebieter, den Tribun von Rom."

Angelo näherte sich mit einer ihm nicht gewöhnlichen Schüchternheit, denn ein majestätisches Wesen war Rienzi zu allen Zeiten natürlich und hatte, seit er zur Macht gelangt war, noch ein ernsteres und strengeres Ansehen angenommen, welches Denjenigen, die ihm näher kamen, sogar fürstlichen Gesandten, eine gewisse unwillkürliche Scheu einflößte. Der Tribun lächelte, als er den Eindruck bemerkte, den er gemacht, und von Natur ein Freund der Kinder, und leutselig gegen Jedermann, die Großen ausgenommen, beeilte er sich, ihn zu verwischen. Er schloß den Knaben zärtlich in die Arme, küßte ihn und hieß ihn willkommen.

„Möchten auch wir einen so hübschen Sohn bekommen!" flüsterte er Nina zu, welche sich erröthend abwandte.

„Dein Name, mein kleiner Freund?

„Angelo Villani."

„Ein toskanischer Name. Es lebt ein Gelehrter in Florenz, der im gegenwärtigen Augenblicke, ohne Zweifel vom Hörensagen, unsere Annalen schreibt und Villani heißt. Ist dieser vielleicht ein Verwandter von Dir?"

„Ich habe keinen Verwandten," sagte der Knabe geradezu; „und deßwegen werde ich die Signora um so mehr lieben und Euch um so mehr ehren, wenn Ihr es mir gestattet. Ich bin ein Römer — alle römischen Knaben ehren Rienzi."

„Thun sie das, mein guter Junge?" sagte der Tribun, vor Freude erröthend; „das ist ein gutes

Zeichen für die Beständigkeit meines Glückes." Er setzte den Knaben nieder und warf sich auf die Polster, während sich Nina auf eine Art von niederem Stuhl neben ihn setzte.

„Laß uns allein sein," sagte er, und Nina winkte den dienenden Mädchen, sich zu entfernen.

„Nehmt meinen neuen Pagen mit Euch," sprach sie; „er ist vielleicht noch zu frisch von der Heimath weg, um an der Gesellschaft seiner leichtfertigen Genossen Freude zu finden."

Als sie allein waren, erzählte Nina Rienzi das Abenteuer, das sich am Morgen zugetragen; aber ob er gleich äußerlich zuzuhören schien, starrte er doch vor sich hin und war offenbar zerstreut und abwesend. Als sie endlich schloß, sagte er: „Nun, Nina, Du hast, wie immer, gütig und edel gehandelt. Sprechen wir jetzt von etwas Anderem. Ich bin in Gefahr."

„Gefahr!" wiederholte Nina erblassend.

„Nun, das Wort darf Dich nicht erschrecken — Du hast einen Geist, wie der meinige, der der Furcht trotzt; und aus diesem Grunde, Nina, bist Du in ganz Rom meine einzige Vertraute. Nicht nur, um mich durch Deine Schönheit zu erfreuen, sondern um mich durch Deinen Rath aufzurichten, durch Deine Kraft mich zu unterstützen, gab der Himmel mir Dich als Gefährtin.

„Nun, die heilige Jungfrau segne Dich für diese Worte!" sagte Nina und küßte die Hand, die über ihre Schulter hing; „und wenn ich über das Wort

Gefahr erschrack, so war es nur der Gedanke des Weibes an Dich, — ein unwürdiger Gedanke, mein Cola, denn Ruhm und Gefahr gehen Hand in Hand. Ich bin ebenso bereit, die letztere, wie den ersteren mit Dir zu theilen. Wenn je die Stunde der Prüfung kommt, so wird keiner Deiner Freunde so treu an Deiner Seite bleiben, als dies schwache Geschöpf mit unverzagtem Herzen."

„Ich weiß es, meine Nina, ich weiß es," sagte Rienzi sich erhebend und ging mit großen raschen Schritten im Zimmer auf und ab. „Jetzt höre mich. Du weißt, daß, um in Sicherheit zu regieren, es meine Politik, wie mein Stolz ist, gerecht zu regieren. Gerecht zu regieren ist eine kitzliche Sache, wenn mächtige Barone die Verbrecher sind. Nina, wegen einer offenen und frechen Räuberei hat unser Gerichtshof Martino Orsini, Herrn von Porto, zum Tode verurtheilt. Sein Leichnam schwebt schon an der Löwentreppe."

„Ein fürchterliches Urtheil!" sagte Nina schaudernd.

„Wahr, aber in Folge seines Todes werden Tausende von armen und ehrlichen Leuten in Frieden leben. Nicht dieses ist es, was mich beunruhigt; die Barone betrachten diese Handlung als eine Schmach für sie, weil das Gesetz einen Adeligen treffen soll. Sie werden aufstehen — werden sich empören. Ich sehe den Sturm voraus — nicht aber den Zauber, um ihn zu dämpfen."

Nina schwieg einen Augenblick. — „Sie haben,"

sprach sie dann, „einen feierlichen Eid auf die Hostie geleistet, die Waffen nicht gegen Dich zu tragen."

„Meineid ist eine unbedeutende Zugabe zu Raub und Mord," erwiderte Rienzi mit sarkastischem Lächeln.

„Aber das Volk ist treu."

„Ja, aber in einem Bürgerkriege (den die Heiligen verhüten mögen!) sind diejenigen Streiter die tüchtigsten, die außer ihrer Rüstung keine Heimath, keinen anderen Beruf, als ihr Schwert haben. Der Kaufmann will nicht jeden Tag beim Schlag der Glocke seinen Kram verlassen; aber die Soldaten der Barone sind jede Stunde zur Hand."

„Um stark zu sein," sagte Nina, — welche, von ihrem Gemahl zu Rathe gezogen, einen dieser Ehre nicht unwürdigen Verstand an den Tag legte, — „um in gefahrvollen Zeiten stark zu sein, muß der Regierende stark scheinen. Dadurch, daß Du keine Furcht zeigst, kannst Du vielleicht dem zu Fürchtenden vorbeugen."

„Ganz mein Gedanke!" versetzte Rienzi lebhaft. „Du weißt, daß die Hälfte meiner Macht über diese Barone von den Huldigungen herrührt, die mir von auswärtigen Staaten zu Theil werden. Wenn aus allen Städten Italiens die Gesandten gekrönter Fürsten den Bund des Tribuns suchen, so müssen sie ihren Groll über die Erhebung eines Plebejers verbergen. Auf der andern Seite muß ich, um gegen Außen stark zu sein, nach Innen stark sein; der große Plan, den ich entworfen und wie durch ein Wunder auszuführen begonnen habe, wird auf einmal fehl-

schlagen, wenn man auswärts die Ansicht bekommt, daß er sich auf eine unsichere, schwankende Macht stütze. Dieser Plan (fuhr Rienzi nach einer Pause fort, indem er die Hand auf eine Marmorbüste des jungen Augustus legte) ist größer, als der Plan Desjenigen, dessen tiefer, aber eisiger Geist Italien durch Unterjochung vereinigte, — denn der meinige würde es in Freiheit vereinigen; — ja! könnten wir nur einen großen Bund aller Staaten Italiens gründen, jeder regiert nach seinen eigenen Gesetzen, aber vereint zu gegenseitigem, gemeinsamem Schutze gegen die Attilas des Nordens, Rom als Hauptstadt und Mutter, diese Zeit und dieses Gehirn hätten ein Unternehmen zu Stande gebracht, wovon die Menschheit noch bis zum Schall der letzten Trompete sprechen sollte!"

„Ich kenne Deinen göttlichen Plan," sagte Nina, von seiner Begeisterung ergriffen; „und wenn auch dessen Ausführung mit Gefahren verbunden ist: Haben wir nicht die größte Gefahr bei dem ersten Schritte überwunden?"

„Recht, Nina, recht! Der Himmel (und der Tribun, welcher immer in seinem Schicksal das Wirken einer höheren Hand erkannte, bekreuzte sich fromm) wird Denjenigen beschützen, den er so erhabener Gesichte von der zukünftigen Erlösung des Landes der wahren Kirche, von der Freiheit und dem Glücke seiner Kinder gewürdigt hat! Das hoffe ich; schon sind viele toskanische Städte in Unterhandlungen wegen dem Abschlusse dieses Bundes getreten; auch nicht

von einem einzigen Tyrannen, Giovanni di Vico ausgenommen, habe ich etwas Anderes, als freundliche Worte und schmeichelhafte Versprechungen erhalten. Die Zeit scheint für den Hauptstreich reif."

„Und worin besteht dieser?" fragte Nina verwundert.

„In der Verwerfung aller fremden Einmischung. Mit welchem Rechte gibt eine Versammlung fremder Fürsten Rom einen König in der Person eines deutschen Kaisers? Roms Volk allein sollte Roms Regenten wählen; — und sollen wir über die Alpen gehen, um den Titel unseres Gebieters den Abkömmlingen der Gothen zu übertragen?"

Nina schwieg. Die Gewohnheit, den Oberherrn durch einen Reichstag jenseits des Rheines zu wählen, mit Vorbehalt und der Ceremonie seiner nachfolgenden Krönung, als der scheinbaren Zustimmung der Römer, so entwürdigend sie auch für dieses Volk, so zuwider sie allen Begriffen von wirklicher Unabhängigkeit war, war doch zu jener Zeit so unbestritten, daß Rienzi's kühner Wink sie überraschte und ihr den Athem raubte, so sehr sie auf einen noch so ausschweifend kühnen Plan gefaßt war.

„Wie!" sagte sie nach einer langen Pause, „verstehe ich recht? Kannst Du Trotz gegen den Kaiser meinen?"

„Nun, höre mich an: im gegenwärtigen Augenblicke haben wir zwei Prätendenten auf den römischen Thron — auf die Kaiserkrone Italiens — einen Böhmen und einen Baiern. Zu ihrer Wahl wird unsere Beistimmung — Roms Beistimmung — nicht

nachgesucht — wir werden nicht darum gebeten. Können wir frei genannt werden — können wir uns einer republikanischen Verfassung rühmen, — wenn uns ein Fremder, und ein Barbar, so auf den Nacken gesetzt wird? Nein, wir wollen in Wirklichkeit, wie dem Namen nach frei sein. Ueberdies (fuhr der Tribun in ruhigerem Tone fort) scheint mir dieses ebenso politisch zu sein, als es klug ist. Das Volk verlangt unaufhörlich Wunder von mir: wie kann ich sie edler blenden, sie auf eine rechtmäßigere Weise gewinnen, als wenn ich ihr unveräußerliches Recht, selbst ihre Regenten zu wählen, vertheidige? Die Kühnheit wird die Barone einschüchtern; ganz Italien wird sie ein aufregendes Beispiel geben; sie wird der erste Brand zur allgemeinen Flamme sein. Es soll geschehen, und mit einem Gepränge, wie es sich für eine solche That schickt!"

„Cola," sagte Nina zögernd, „Dein Adlergeist erhebt sich oft so weit, daß der meinige zu folgen erlahmt; aber sei nicht allzukühn."

„Nein, predigtest Du nicht noch vor einem Augenblicke eine ganz andere Lehre? Um stark zu sein, sollte ich nicht stark zu scheinen suchen?"

„Möge das Schicksal Dich behüten!" sagte Nina mit einem ahnenden Seufzer.

„Das Schicksal?" rief Rienzi; „es gibt kein Schicksal! Zwischen dem Gedanken und seinem Gelingen ist Gott das einzige wirkende Wesen; und (setzte er mit tiefer Feierlichkeit in seiner Stimme hinzu) Er wird mich nicht verlassen. Nächtliche Gesichte,

selbst während Deine Arme mich umschlingen, ermunternde und göttliche Vorbedeutungen und Aufforderungen bei Tag, sogar mitten in dem lebhaftesten Volksgewühle, ermuthigen meinen Schritt und bezeichnen mir mein Ziel. Jetzt, gerade jetzt, scheint mir eine Stimme ins Ohr zu flüstern: — „„Zögere nicht; zittere nicht; wanke nicht; — denn das Auge des Allsehenden ist über Dir, und die Hand des Allmächtigen wird Dich beschützen.““

Als Rienzi so sprach, wurde sein Angesicht blaß, seine Haare schienen sich zu sträuben, seine schlanke, stolze Gestalt zitterte sichtbar; er sank jetzt auf einen Sitz und bedeckte sein Antlitz mit den Händen.

Ein Schauder überkam Nina, obgleich sie nicht ungewohnt an solch seltsame und übernatürliche Aufregungen war, welche an einem Manne, der im gewöhnlichen Leben so ruhig, stolz und Herr seiner selbst war, um so auffallender erschienen. Aber mit jeder Zunahme an Glück und Macht schienen diese Aufregungen auch an Heftigkeit zuzunehmen, wie wenn der fromme, überschwängliche Aberglaube des Tribuns in einem solchen Zuwachse einen weiteren Beweis eines geheimnißvollen Schutzes, mächtiger als Kraft und Kunst des Menschen, erkennte.

Sie näherte sich ihm furchtsam und umschlang ihn mit ihren Armen, doch ohne zu sprechen.

Ehe sich jedoch der Tribun wieder ganz gesammelt hatte, hörte man ein leises Klopfen an der Thüre und dieser Ton schien auf einmal seine Selbstbeherrschung zurückzurufen.

„Herein," rief er, indem er das Angesicht erhob, dem seine gewöhnliche Farbe allmählig wiederkehrte.

Ein Diener öffnete die Thüre halb und meldete, daß die Person, nach welcher er geschickt, seine Befehle erwarte.

„Ich komme! — Herz meines Herzens" (flüsterte er Nina zu), „wir wollen heute allein zu Nacht essen und weiter über diesen Gegenstand sprechen;" nach diesen Worten verließ er mit nicht ganz der ihm gewöhnlichen Hoheit in seiner Miene das Zimmer und begab sich in sein Kabinet, das auf der andern Seite des Empfangsaales lag. Hier fand er Cecco del Vecchio.

„Nun, mein tapferer Geselle," sagte der Tribun mit bewundernswerther Leichtigkeit, die Miene freundschaftlicher Gleichheit annehmend, wie er immer gegenüber von Leuten der niederen Klasse zu thun pflegte, und die einen auffallenden Contrast zu der ihm nicht weniger natürlichen Majestät bildete, die sein Benehmen gegenüber von den Großen bezeichnete. „Nun, wie geht es, mein Cecco? Du hältst Dich, wie ich sehe, wacker während dieser ungesunden Hitze; wir Arbeiter — denn wir beide arbeiten, Cecco — sind zu beschäftigt, um, wie die Müßiggänger, von dem römischen Sommer oder Herbste krank zu werden. Ich habe nach Dir geschickt, Cecco, weil ich gerne wissen möchte, wie Deine Mithandwerker die Hinrichtung des Orsini aufgenommen haben."

„O, Tribun," versetzte der Handwerker, der, jetzt vertrauter mit Rienzi, viel von seiner früheren Scheu vor ihm verloren hatte, und die Macht des Tribuns

theilweise als sein Werk betrachtete, „sie sind schon ganz außer sich vor Entzücken, daß Ihr den Muth habt, die Großen ebenso zu bestrafen, wie die Kleinen."

„So — ich bin belohnt! Aber hört, Cecco, es kann uns vielleicht noch heiße Arbeit bringen. Jeder Baron wird fürchten, die Reihe komme jetzt nächstens an ihn, und die Furcht wird sie kühn machen, wie verzweifelte Ratten. Wir können für den guten Staat noch zu fechten bekommen."

„Von ganzem Herzen, Tribun," antwortete Cecco trotzig. „Ich für meine Person bin keine Memme."

„Dann verbreitet, wo es nur immer Gelegenheit gibt, denselben Geist unter den Handwerkern. Ich fechte für das Volk. Das Volk muß im Falle der Noth mit mir fechten."

„Das wird es auch," erwiderte Cecco; „das wird es!"

„Cecco, diese Stadt steht unter der geistlichen Herrschaft des Papstes — so soll es bleiben — es ist dies eine Ehre, keine Last. Aber die weltliche Herrschaft, mein Freund, sollte allein bei den Römern bleiben. Ist es nicht eine Schande für das republikanische Rom, daß, während wir hier sprechen, einige Barbaren, von welchen wir nie hörten, jenseits der Alpen über die Verdienste zweier Oberherren entscheiden sollen, welche wir nie sahen? Ist dies nicht eine Sache, der man sich widersetzen muß? Eine italienische Stadt — was hat die mit einem böhmischen Kaiser zu schaffen?"

„Wenig genug, das weiß St. Paul!" sagte Cecco.

„Sollte dieses Anspruchsrecht nicht untersucht werden?"

„Ich denke wohl!" erwiderte der Schmied.

„Und wenn es sich herausstellt, daß es gegen unsere alten Rechte streitet, sollte man sich diesen Ansprüchen nicht widersetzen?"

„Ohne Zweifel."

„Nun, so hört! Die alten Urkunden geben mir die Gewißheit, daß nie ein Kaiser gesetzmäßig gekrönt wurde, außer durch die freie Stimme des Volkes. Wir wählen nie einen Böhmen oder Baiern."

„Aber umgekehrt, wenn diese Nordländer hierher kommen, um sich krönen zu lassen, suchen wir sie mit Steinen und Flüchen fortzutreiben — denn wir sind ein Volk, Tribun, das seine Freiheiten liebt."

„Geht zurück zu Euern Freunden — besuchet sie — sprecht mit ihnen, sagt, daß Euer Tribun diese Prätendenten wegen ihres Rechtes auf den römischen Thron zu Rechenschaft ziehen will. Laßt sie nicht verdutzt oder stutzig werden, sondern mich unterstützen, wenn die Gelegenheit kommt."

„Ich bin froh darüber," sagte der riesige Schmied; „denn unsere Freunde sind in der letzten Zeit ein wenig widerspänstig geworden und sagen — —"

„Was sagen sie?"

„Es sei wahr, Ihr habt die Banditen vertrieben, und haltet die Barone im Zaum und übt aufs Beste Gerechtigkeit!"

„Ist das nicht Wunder genug für den Zeitraum von zwei oder drei kurzen Monaten?"

„Nun, sie sagen, von einem Edelmanne wäre es mehr als genug; aber Ihr, aus dem Volke entsprossen, könntet mit solchen Gaben und so weiter doch noch mehr thun. Es sind jetzt drei Wochen, daß sie nichts Neues mehr zu reden haben; doch die Hinrichtung des Orsini heute wird sie ein wenig anfeuern."

„Gut, Cecco, gut," sagte der Tribun sich erhebend, „sie sollen bald mehr haben, um ihre Mäuler zu stopfen. So denkt Ihr wohl, sie lieben mich nicht ganz so sehr, als vor etwa drei Wochen?"

„Das will ich nicht sagen," antwortete Cecco. „Aber wir Römer sind ein ungeduldiges Volk."

„Ach, ja."

„Gleichwohl werden sie ohne Zweifel sich fest genug an Euch hängen, Tribun, vorausgesetzt, daß Ihr ihnen keine neue Steuer auflegt."

„Ha! wenn man aber, um frei zu sein, fechten muß — wenn man zum Fechten Soldaten braucht, die bezahlt werden müssen: wollte das Volk nicht zu seiner eigenen Freiheit etwas beitragen — für gerechte Gesetze und sicheres Leben?"

„Ich weiß nicht," erwiderte der Schmied und kratzte sich den Kopf, wie wenn er ein wenig in Verlegenheit wäre; „aber das weiß ich, daß arme Leute sich nicht gerne zu hoch besteuern lassen. Sie sagen, sie seien besser mit Euch daran, als früher mit den Baronen, und deßhalb lieben sie Euch. Aber Arbeitsleute, Tribun, arme Leute mit Familien müssen auf die Stimme ihres Magens hören. Nur Einer unter Zehn geht vor Gericht — nur Einer unter Zwanzig

wird durch den Soldaten eines Barons ermordet; aber Alle essen und trinken und fühlen eine Auflage."

„Dies kann aber nicht Eure Meinung sein, Cecco!" sagte Rienzi ernst.

„Nun, Tribun, ich bin ein ehrlicher Mann, aber ich habe eine große Familie zu ernähren."

„Genug, genug!" sagte der Tribun schnell, und dann sagte er zerstreut, wie zu sich selbst, aber laut: „ich glaube, wir sind zu verschwenderisch gewesen; dieses Gepränge und diese Schauspiele müssen aufhören."

„Was!" rief Cecco, „was, Tribun! — wollt Ihr den armen Burschen einen Feiertag versagen. Sie arbeiten hart genug, und ihr einziges Vergnügen ist der Anblick Eurer schönen Feierlichkeiten und Prozessionen; dann gehen sie nach Hause und sagen: Seht, unser Mann sticht alle Barone aus! Welchen Staat er macht!"

„Ah! so tadeln sie also meinen Glanz nicht?"

„Tadeln? nein! Ohne diesen würden sie sich an Euch schämen und den Buono Stato nur für ein schäbiges Ding halten."

„Ihr sprecht derb, Cecco, aber vielleicht klug. Die Heiligen seien mit Euch. Vergeßt nicht, was ich Euch gesagt!"

„Nein, nein. Es ist eine Schande, wenn wir uns einen Kaiser aufdrängen lassen — so ist es. Guten Abend, Tribun."

Als der Tribun allein war, blieb er einige Zeit in düstere, unglückweissagende Gedanken versunken.

„Ich liege mitten in dem Zauber eines Schwarz-

künstlers," sagte er; „wenn ich abstehe, so reißen mich die Teufel in Stücke. Was ich begonnen habe, muß ich vollenden. Aber dieser rohe Mensch zeigt mir nur zu gut, mit was für Werkzeugen ich arbeite. Für mich ist ein Fehlschlagen von keiner Bedeutung. Ich habe bereits eine Größe erreicht, welche das Hirn manches geborenen Fürsten schwindelig machen könnte. Aber mit mir fallen — Rom, Italien, Gerechtigkeit, Civilisation — Alles fällt in einen Abgrund von Jahrhunderten zurück!"

Er stand auf, und nachdem er einige Male durch das Zimmer gegangen, in welchem von vielen Säulen die Marmorbilder der großen Männer des Alterthums auf ihn herabstrahlten, öffnete er das Fenster, um die Luft des jetzt sich neigenden Abends einzuathmen.

Außer einer einzigen Schildwache war der Platz des Capitols verlassen. Aber noch hing dunkel und schrecklich der Leichnam des vornehmen Räubers an dem hohen Galgen, und die kolossale Gestalt des egyptischen Löwen erhob sich dicht neben demselben, schroff und finster in der ruhigen Atmosphäre.

„Furchtbares Bild!" dachte Rienzi, „wie viele spurlos vergangene und feierliche Gebräuche hast du an deinem heimathlichen Nil mit angesehen, ehe römische Hände dich hierher versetzten — alter Zeuge römischer Verbrechen! Sonderbar! wenn ich dich ansehe, ist es mir, als übtest du einen geheimen Einfluß auf mein eigenes Schicksal aus. Neben dir wurde ich als der republikanische Gebieter Roms begrüßt; neben dir steht mein Palast, mein Tribunal,

der Platz meiner Rechtspflege, meiner Triumphe, meines Gepränges — auf dich fallen meine Blicke von meinem Prachtbette aus, und wenn ich vom Schicksal dazu bestimmt bin, im Besitze der Macht und im Frieden zu sterben, so bist Du vielleicht der letzte Gegenstand, den meine Augen erkennen! Oder wenn ich selbst ein Opfer — —" er hielt inne — schrack zurück vor dem Gedanken, der vor sein Inneres trat — wandte sich gegen eine Vertiefung des Zimmers und zog einen Vorhang zurück, der ein Crucifix und einen kleinen Tisch verhüllte, auf welchem eine Bibel und die Mönchszeichen eines Schädels und der Todtenbeine lagen — wahrlich ernste und unwiderlegbare Sinnbilder von der Nichtigkeit der Macht und der Ungewißheit des Lebens. Vor diesen heiligen Mahnern zur Demuth oder zur Erhebung kniete der stolze, hochstrebende Mann, und als er aufstand, war sein Schritt leichter und seine Miene freundlicher, als sie den Tag über gewesen.

Drittes Kapitel.

Der Held ohne Maske.

Im Rausche, sagt das Sprüchwort, verräth der Mensch seinen wahren Charakter. Im Glücke liegt ein ebenso ehrlicher, die Wahrheit enthüllender Rausch, wie in dem Weine. Der Firniß der Macht fördert zugleich die Mängel und Schönheiten der menschlichen Gestalt zu Tage.

Die in ihrer Art einzige und beinahe wunderbare

Erhebung Rienzi's von dem Range eines päpstlichen Beamten zum Herrn von Rom wäre von einem noch größeren Wunder begleitet gewesen, hätte sie nicht den so Erhöhten einigermaßen verblendet und verführt. Wenn, wie in wohlgeordneten Staaten und ruhigen Zeiten, Männer langsam, Schritt für Schritt, steigen, so gewöhnen sie sich an ihr wachsendes Glück. Aber der Sprung vom Bürger zum Regenten in einer Stunde — von dem Opfer der Unterdrückung zu dem Verwalter der Gerechtigkeit — ist ein so plötzlicher Uebergang, der auch das nüchternste Gehirn schwindeln machen könnte. Und vielleicht wird im Verhältnisse mit der Einbildungskraft, der Begeisterung, dem Genie des Mannes der plötzliche Wechsel gefährlich werden — zu ausschweifenden Hoffnungen veranlassen — und einen zu chimärischen Ehrgeiz nähren. Die Eigenschaften, durch die er stieg, beschleunigen seinen Fall, und der Sieg bei dem Marengo seines Glückes drängt ihn zu dem Untergange bei seinem Moskau.

Während seiner Größe erwarb Rienzi nicht sowohl neue Eigenschaften, sondern setzte die schon entwickelten nur in ein helleres Licht und tieferen Schatten. Einerseits war er gerecht — entschlossen — der Freund der Unterdrückten — der Schrecken der Unterdrücker. Sein wunderbarer Verstand erleuchtete Alles, was er berührte. Durch Ausrottung von Mißbräuchen, durch genaue Prüfung und weise Ordnung hatte er die Einkünfte der Stadt ohne eine einzige neue Auflage um das Dreifache vermehrt. Getreu seinem Idol von Freiheit, war er durch den Wunsch des Volkes nicht zu

Annahme einer despotischen Gewalt verführt worden, sondern hatte den parlamentarischen Rath der Stadt wieder förmlich ins Leben gerufen und mit neuer Gewalt ausgerüstet. Wie ausgedehnt auch seine Macht war, stellte er die Ausübung derselben doch der Entscheidung des Volkes anheim; er erklärte, daß er nur im Namen des Volkes regiere, und führte nie etwas Wichtiges aus, ohne diesem dessen Gründe oder Rechtfertigung vorzulegen. Ebenso getreu seinem Wunsche, wie die Freiheit, so auch den Wohlstand Roms wieder herzustellen, hatte er die erste, blendende Epoche dazu benützt, den großen Bund mit den italienischen Staaten in Vorschlag zu bringen, der, wie er richtig sagte, Rom zum unbestreitbaren Oberhaupt der europäischen Völker gemacht hätte. Unter seiner Regierung waren die Gewerbe sicher, die Wissenschaften wurden begünstigt und die Kunst fing an, sich zu heben.

Andererseits hob der glückliche Fortgang, der seine Gerechtigkeit, seine Redlichkeit, seinen Patriotismus, seine Tugenden und sein Genie in ein helleres Licht setzte, ebenso offenbar das anmaßende Bewußtsein seiner Ueberlegenheit, seine Prachtliebe und den wilden, kühnen Uebermuth seines Ehrgeizes hervor. Obgleich zu gerecht, um sich durch Wiedervergeltung ihrer eigenen Gewaltthaten an den Patriciern zu rächen, obgleich ihm während seines unruhigen und stürmischen Tribunals nicht eine unverdiente oder ungesetzliche Hinrichtung eines Barons oder Bürgers selbst nicht von seinen Feinden vorgeworfen werden konnte, so theilte er doch in einer kaum zu entschuldigenden Weise die Schwäche Nina's;

er konnte seinem stolzen Herzen das Vergnügen nicht versagen, Diejenigen zu demüthigen, welche ihn als einen Lustigmacher verlacht, als einen Plebejer verachtet hatten, und die noch jetzt, in seinen Augen Sklaven, hinter seinem Rücken spotteten. „Sie standen vor ihm, während er saß," sagt sein Biograph, „alle diese Barone — mit entblößtem Haupte, die Hände auf der Brust gekreuzt, die Blicke niedergeschlagen — o, wie erschrocken waren sie da!" — eine Schilderung, beschimpfender für die knechtische Feigheit der Adeligen, als für den übermüthigen Trotz des Tribuns. Vielleicht hielt er es für klug, den Geist seiner Feinde zu brechen und Diejenigen zu schrecken, mit welchen sich zu versöhnen er nicht hoffen durfte.

Für seine Pracht läßt sich leichter eine Entschuldigung finden; sie war zu jener Zeit Sitte, sie war das Abzeichen und Zeugniß der Macht, und wenn der neuere Geschichtschreiber ihm vorwirft, daß er die Einfachheit der alten Tribune nicht nachgeahmt habe, so verräth dieser höhnische Vorwurf eine Unkenntniß des Geistes der Zeit und des eiteln Volkes, das der oberste Magistrat zu regieren hatte. Ohne Zweifel trugen seine prächtigen Feste, seine feierlichen Prozessionen, gehoben und veredelt — wenn die Schaustellung so veredelt werden kann — durch einen großartigen Reichthum verfeinerten Geschmackes, immer mit populären Sinnbildern verbunden, darauf berechnet, die Idee der Freude über die Wiederherstellung der Freiheit zu erwecken und die Herrlichkeit und Majestät des wieder auflebenden Roms darzuthun — ohne Zweifel trugen

diese Schauspiele, wenn auch in einem aufgeklärteren Zeitalter und von Stubengelehrten anders beurtheilt, viel dazu bei, das Ansehen des Tribuns im Auslande zu vergrößern und den Stolz eines wankelmüthigen, prahlerischen Volkes zu kitzeln. Der Geschmack verfeinerte sich, der Luxus nahm die Arbeit in Anspruch, und Fremde von allen Staaten wurden durch den Glanz eines Hofes herbeigezogen, an welchem unter republikanischem Namen ein fürstliches Paar regierte, jung* und glänzend, das Eine berühmt wegen seines Geistes, das Andere wegen seiner Schönheit. Es war wirklich ein glänzender, königlicher Traum in Roms langer Nacht, das seines Papstes und dessen üppiger Hofhaltung entbehrte — diese Feiertagsregierung des Cola di Rienzi! Oft nachher erinnerte man sich mit einem Seufzer, der nicht nur bei den Armen seiner Gerechtigkeit, bei dem Kaufmann der unter ihm herrschenden Sicherheit, sondern auch bei dem Galanten der da=

* Rienzi spricht in einem seiner Briefe von seinem großen Unternehmen und schreibt es der Hitze der Jugend zu. Das genaue Datum seiner Geburt ist nicht bekannt; gewiß aber war er zu der Zeit, von der wir sprechen, ein junger Mann. Sein Bildniß in dem Museo Barberino, nach welchem in dem ersten Buch des vorliegenden Werkes seine Schilderung entworfen wurde, stellt ihn ohne Bart dar und, so viel man urtheilen kann, etwa in einem Alter von dreißig Jahren — alt genug, um einen Bart zu haben; sieben Jahre später trug er einen langen Bart, der seinem naiven Biographen sehr mißfiel, welcher es als ein Verbrechen anzusehen scheint. Der Kopf ist sehr merkwürdig wegen seiner ernsten Schönheit und bleibt wenig, wenn überhaupt, hinter dem von Napoleon zurück, mit dem er, wie ich schon oben bemerkte, einige Aehnlichkeit im Ausdrucke, wenn nicht in den einzelnen Zügen hat.

maligen Pracht, bei dem Dichter der idealen, geistigen Anmuth jener Zeit galt!

Wie wenn er zeigen wollte, daß er nicht eine gemeine, sinnliche Lüsternheit befriedige, beobachtete der Tribun mitten in seiner Pracht, wenn die Tafel unter den Leckerbissen aller Zonen seufzte, wenn die Becher munter kreisten, eine gemäßigte, sogar strenge Enthaltsamkeit.*

Während die Prunkgemache und das Zimmer seiner Gattin mit verschwenderischem Luxus und Kostbarkeit geschmückt waren, so nahm er in seine eigenen Zimmer genau die Ausstattung mit, an die er sich während seines eingezogenen Lebens gewöhnt hatte. Die Bücher, die Kästen, die Reliefs, die Wappen, welche ihn früher mit Gesichten der Vergangenheit begeistert hatten, waren ihm durch Erinnerungen lieb geworden, die er nicht gern verlor.

Was aber den sonderbarsten Zug seines Charakters ausmachte und noch immer Alles um ihn her in ein gewisses Geheimniß hüllt, war sein religiöser Enthusiasmus. Die kühnen, aber verworrenen Lehren Arnolds von Brescia, der einige Jahre vorher die Reformation gepredigt, aber auf Mysticismus hingearbeitet hatte, waren zu Rom noch immer im Andenken und hatten sich in Rienzi's früher Jugend seinem Geiste eingeprägt; und wie ich schon oben bemerkte, sein jugendlicher Hang zu träumerischen Gedanken, der traurige Tod seines Bruders,

* Vita di Cola di Rienzi. — Der Biograph rühmt die Enthaltsamkeit des Tribuns.

sein eigenes wechselndes, doch günstiges Geschick, dies Alles hatte dazu beigetragen, die schwärmerische, aber feierliche Sehnsucht dieses merkwürdigen Mannes zu bestärken. Wie bei Arnold von Brescia hatte sein Glaube eine auffallende Aehnlichkeit mit dem heftigen Fanatismus unserer Puritaner im Bürgerkriege, wie wenn ähnliche politische Verhältnisse zu gleichen religiösen Ansichten führten. Er glaubte sich durch ehrwürdige und mächtige Gemeinschaft mit Wesen einer besseren Welt inspirirt. Heilige und Engel dienten seinen Träumen, und ohne diesen tieferen und heiligeren Enthusiasmus hätte er wohl nie aus einem bloß menschlichen Patriotismus hinreichend Muth zu seinem beispiellosen Unternehmen geschöpft; viele seiner großen Thaten — viele seiner Verirrungen sind aus demselben zu erklären. Wie bei allen Menschen, welche sich so durch einen eiteln, an sich nicht unrühmlichen Aberglauben täuschen, der damit einen, jenem seine irdische Färbung mittheilenden Ehrgeiz verbinden, ist es auch bei ihm unmöglich, zu bestimmen, in wie weit er wirklich Geisterseher war und wie weit er sich bisweilen erlaubte, zum Betrug zu greifen. Bei den Ceremonien seiner Schaugepränge, bei dem Schmuck seiner Person wurden beständig mystische und bildliche Zeichen gebraucht. In Zeiten der Gefahr bekannte er öffentlich, er sei durch göttliche Träume gestärkt und gelenkt worden, und da bei manchen Gelegenheiten seine prophetischen Verkündigungen sonderbarer Weise durch den Erfolg bestätigt wurden, so wurde sein Einfluß auf das Volk noch

durch einen Glauben an die Gunst und den Beistand des Himmels gestärkt. So mochte ihn Selbsttäuschung versuchen und verleiten, auch Andere zu täuschen, und er nahm wohl keinen Anstand, sich des Vortheiles zu bedienen, das zu scheinen, was er selbst zu sein glaubte. Doch verleitete ihn ohne Zweifel diese berauschende Leichtgläubigkeit zu einer seines nüchternen Verstandes unwürdigen und mit demselben seltsam contrastirenden Ausschweifung und ließ ihn das Verhältniß seines unsicheren Mittels zu seinen ungeheuren Zwecken außer Augen setzen, in der stolzen Täuschung, daß, wo der Mensch zu schwach sei, Gott ins Mittel trete. Cola di Rienzi war kein fehlerfreier Romanheld. In ihm lagen, in sich bekämpfendem Ueberflusse, die reichsten und widerstreitendsten Charakterelemente; hoher Verstand, von Gesichten geplagter Aberglaube, eine Beredsamkeit und eine Thatkraft, die Alle bezwangen, denen er sich nahte, ein blinder, ihn selbst überwältigender Enthusiasmus; Ueppigkeit und Enthaltsamkeit, Trotz und Empfänglichkeit, Stolz gegen die Großen, Freundlichkeit gegen die Niederen; der hingebendste Patriotismus und das gierigste Verlangen nach persönlicher Macht. Wie wenige Männer ohne außerordentliche Körperkraft große und verzweifelte Entwürfe unternehmen, so kann man auch bei den Meisten, die sich zu einer bedeutenden Höhe über den gewöhnlichen Haufen emporgeschwungen haben, bisweilen einen Hang zur Ausgelassenheit und eine Elasticität des Humors bemerken, welche oft nüchterne und geregeltere Geister,

„die wirklichen Mittelklassen des Lebens," in Erstaunen setzt; zu der theatralischen Größe Napoleons, der strengen Würde Cromwells bildet eine häufige, nicht immer zeitgemäße Possenreißerei, die so schwer mit den Idealen an ihrem Charakter, mit dem düsteren und Unheil verkündenden Interesse ihrer Laufbahn zu vereinigen ist, einen seltsamen Gegensatz. Und dies, gleichfalls ein Zug in Rienzi's Gemüthsart, bezeichnete die Stunden der Erholung und trug zu der wunderbaren Geschmeidigkeit bei, mit welcher seine härtere Natur sich in alle Launen und in alle Menschen schickte. Oft kam er als ein veränderter Mensch von seinem strengen Richterstuhle an die gesellige Tafel; und selbst die mürrischen Barone, die mit Widerwillen zu seinen Festen gingen, vergaßen seine politische Größe über seinem vertraulichen Witze; gleichwohl konnte sich sein sorgloser Humor nicht immer enthalten, die Kränkung seiner niedergeschlagenen Feinde zu seiner Zielscheibe zu wählen — ein Vergnügen, auf welches großmüthig zu verzichten, klüger gewesen wäre. Und vielleicht war es zum Theil die Schnelligkeit seines sarkastischen und ungezügelten Humors, die ihn oft ebenso seine Freude am Schrecken, als am In=Staunen=setzen finden ließ. Aber selbst diese Heiterkeit, wenn man es so nennen darf, nahm den Anschein vertraulicher Offenheit an und trug viel dazu bei, ihn bei den niederen Ständen beliebt zu machen, und war, wenn auch ein Fehler an dem Herrscher, ein Vorzug an dem Demagogen.

Zu diesen verschiedenen, jetzt vollständig entwickel=

ten Charakterzügen denke sich nun der Leser einen Geist voll so kühner Plane, so riesenhafter, erhabener Entwürfe, vereint mit jener genaueren, gewöhnlicheren Gewandtheit, welche das Einzelne beherrscht, daß mit einem tapferen, edeln, einsichtsvollen, ergebenen Volke die Erhebung des Tribuns der Schluß für die Knechtschaft Italiens und die scharfe Grenzlinie für das dunkle Zeitalter Europa's gewesen wäre. Bei einem solchen Volke wäre seinen Fehlern unmerklich Einhalt gethan, seine minder zuträgliche Macht bedeutend gebändigt worden. Erfahrung hätte ihn vertrauter mit dem Besitze der Gewalt gemacht und ihn nach und nach von dem Uebermaß in deren Anwendung entwöhnt; die thätige, männliche Kraft seines Verstandes hätte nie Feld für die rastloseren Geister gefunden, wie seine Gerechtigkeit den ruhigeren Schutz gewährt hätte. Fehler hatte er, ob aber diese seine Fehler, oder die Fehler des Volkes seinen Sturz vorbereiteten, ist jetzt zu untersuchen.

Unter einem mißvergnügten Adel, einem wankelmüthigen Volke, von der Gefahr der Ruhe zu der Gefahr des Unternehmens gedrängt, theils geblendet durch seine Macht nach Außen, theils angetrieben von der Furcht, nach Innen sich zu schwächen; durch sein Genie und seinen Fanatismus zu sanguinischen Hoffnungen gestimmt und unruhig wegen der Erwartungen des Volkes, — stürzte er sich indessen ungestüm in den Strudel der brausenden Zeit, und überließ seinen erhabenen Geist keiner andern Führung, als der Ueberzeugung von seiner natürlichen

Schwimmkraft und dem Himmel, der ihn zu dem Hafen geleiten würde.

Viertes Kapitel.

Das feindliche Lager.

Während Rienzi, vielleicht in Uebereinstimmung mit den Gesandten der tapferen toskanischen Staaten, deren Vaterlandsstolz und Freiheitsliebe sie wohl befähigte, dergleichen zu verstehen, oder auch zu theilen, seine Entwürfe vorbereitete, die alte Königin und den ewigen Garten der Welt von allem fremden Joche zu befreien, brüteten die Barone rastlos und im Geheimen über Planen zu Wiederherstellung ihrer Macht.

Eines Morgens versammelten sich die Häupter der Savelli, der Orsini und der Frangipani in dem seiner Festungswerke beraubten Palaste Stephan Colonna's. Ihre Besprechung war warm und ernst — bald entschlossen, bald schwankend in ihrem Gegenstande — je nachdem Entrüstung oder Furcht vorherrschte.

„Ihr habt gehört," sagte Luca di Savelli mit seiner gewöhnlichen sanften und weibischen Stimme, „daß der Tribun verkündigen ließ, er werde übermorgen die Ritterwürde annehmen und die Nacht vorher in der Kirche des Lateran wachen; er hat mich mit der Bitte beehrt, ihm bei dieser seiner Wache Gesellschaft zu leisten."

„Ja, ja, der Schurke. Was will er wohl mit diesem neuen Einfall?" sagte der wilde Fürst Orsini.

„Wenn es ihm nicht um das Recht des Ritters ist, einen Adeligen zu fordern," sagte der alte Colonna, „so kann ich mir nichts denken. Wird Rom dieses Narren nie satt werden?"

„Rom ist noch ein größerer Narr, als er," sagte Luca die Savelli; „aber mich dünkt, der Tribun hat in seiner Ausgelassenheit einen Fehler begangen, den wir in Avignon gut benützen können."

„Ha," rief der alte Colonna, „das muß unser Spiel sein; hier unthätig, laßt uns in Avignon fechten."

„Mit einem Worte denn, er hat befohlen, man solle ihm ein Bad in dem heiligen Porphyrgefäß bereiten, in welchem einst der Kaiser Constantin badete."

„Entweihung! Entweihung!" rief Stephan. „Dies ist genug, um eine Bannbulle zu rechtfertigen. Der Papst soll es erfahren. Ich werde sogleich einen Boten abschicken."

„Besser, wir warten und sehen die Ceremonie mit an," sagte der Savelli; eine noch größere Thorheit wird die Feierlichkeit schließen, das seid versichert."

„Hört Ihr, meine Herren," sagte das grimmige Oberhaupt der Orsini; „Ihr seid für Aufschub und Vorsicht, ich bin für Eile und Wagniß; das Blut meines Vetters schreit laut und duldet keine Unterhandlungen."

„Und was thun?" fragte Savelli mit sanfter Stimme, „ohne Soldaten fechten gegen zwanzigtausend wüthende Römer? — ich nicht!"

Orsini dämpfte seine Stimme zu einem bedeutungsvollen Flüstern. „In Venedig," sprach er, „würde man mit diesem Emporkömmling ohne ein Heer fertig. Glaubt Ihr, in Rom trage Niemand einen Dolch?"

„Bst," sagte Stephan, der von weit edlerer und besserer Natur war, als seine Standesgenossen, und der, jeden anderen Widerstand gegen den Tribun vor sich selbst rechtfertigend, sein Gewissen sich gegen Meuchelmord empören fühlte; „das darf nicht sein — Euer Eifer führt Euch zu weit."

„Ueberdies, wen könnten wir dazu verwenden? es ist kaum noch ein Deutscher in der Stadt, und gegen einen Römer nur davon flüstern, hieße mit dem armen Martino den Platz tauschen — der Himmel nehme ihn auf, denn er ist jetzt dem Himmel näher, als je zuvor," sagte der Savelli.

„Scherzt nicht," rief der Orsini wild. „Scherze über einen solchen Gegenstand! Bei St. Francisko, ich wollte, da Du solchen Witz liebst, Du müßtest ihn allen für Dich behalten; und mich dünkt, ich habe Dich an der Tafel des Tribuns über seine plumpen Einfälle lachen sehen, als ob Du keines Strickes bedürftest, Dich zu ersticken."

„Besser lachen als zittern," versetzte der Savelli.

„Wie, Du wagst zu behaupten, ich zittere?" rief der Baron.

„Stille, stille," sagte der alte Colonna mit ungeduldiger Würde. „Wir leben nicht in solchen Feiertagszeiten, wo man sich unter einander zanken darf. Unterlaßt das, meine Herren."

„Eure größere Klugheit, Signor," sagte der sarkastische Savelli, „entspringt aus Eurer größeren Sicherheit. Euer Haus steht im Begriffe, unter demjenigen des Tribuns Schutz zu suchen, und wenn der Signor Adrian von Neapel zurück ist, wird des Schenkwirths Sohn der Bruder Eures Vetters werden."

„Ihr könntet mich mit diesem Spotte verschonen," sagte der alte Nobili mit einiger Bewegung. „Der Himmel weiß, wie schmerzlich ich bei diesem Gedanken gelitten habe; doch wünschte ich, Adrian wäre bei uns. Sein Wort ist sehr wirksam, den Tribun zu mäßigen und meine Handlungsweise zu leiten, denn die Leidenschaft blendet meine Vernunft, und seit seiner Abreise, dünkt mich, sind wir viel mürrischer, ohne stärker zu sein. Laßt das gut sein. Wenn mein eigener Sohn die Schwester des Tribuns geheirathet hätte, so würde ich noch einen Schlag für die alte Verfassung thun, wie es einem Edelmann geziemt, wenn ich nur sähe, daß der Streich nicht mein eigenes Haupt träfe."

Savelli, welcher mit Rinaldo Frangipani bei Seite leise gesprochen hatte, sagte jetzt:

„Edler Fürst, hört mich an. Ihr seid durch die herannahende Verbindung Eures Vetters, durch Euer ehrwürdiges Alter und durch Euer vertrautes Verhältniß zu dem Papste zu größerer Vorsicht genöthigt, wie wir. Ueberlaßt uns die Leitung des Unternehmens und seid unserer Besonnenheit versichert."

Ein junger Knabe, Stephanello, der später Vertreter der direkten Linie der Colonna wurde, und dem

der Leser vor dem Schlusse dieser Geschichte noch einmal begegnen wird, spielte auf den Knieen seines Großvaters. Er sah Savelli scharf an und sagte: „Mein Großvater ist zu nachgiebig und Orsini einem gereizten Stier zu ähnlich. Ich wollte, ich wäre ein Jahr oder zwei älter."

„Und was würdest Du dann thun, mein hübscher Tadler?" fragte der sanfte Savelli und biß sich in die lächelnde Lippe.

„Den Tribun mit meinem eigenen Dolche erstechen und dann eiligst nach Palestrina!"

„Aus dem Ei wird eine tüchtige Schlange werden," sagte der Savelli. „Aber warum so erbittert gegen den Tribun, mein kleiner Basilisk?"

„Weil er einem unverschämten Krämer gestattete, meinen Oheim Agapet wegen Schulden zu verhaften. Die Schuld war vor zehn Jahren gemacht worden, und obgleich man sagt, daß kein Haus in Rom mehr Geld schuldig sei, als das der Colonna, so hörte ich doch hier zum ersten Male, daß einem Schufte von Gläubiger erlaubt war, seine Schuld anders, als mit abgenommener Mütze und gebeugten Knieen einzufordern. Und ich sage, ich möchte kein Baron sein, wenn man mir mit solcher bauernhafter Unverschämtheit begegnen dürfte."

„Mein Kind," sagte der alte Colonna, herzlich lachend, „ich sehe, unser edler Stand wird in Deinen Händen sicher genug sein."

„Nun," fuhr der Knabe, durch den geernteten Beifall dreist gemacht, fort, „wenn ich, nachdem ich

den Tribun erstochen, noch Zeit hätte, würde ich gern noch einen zweiten Stoß führen nach — —"

„Wem?" fragte der Savelli, als er den Knaben schweigen sah.

„Nach meinem Vetter Adrian. Schande über ihn, daß er sich nur träumen läßt, eine zu einer Frau zu machen, deren Geburt sie kaum zu der Geliebten eines Colonna befähigt!"

„Gehe spielen, mein Kind, gehe spielen," sagte der alte Colonna, indem er den Knaben von sich drängte.

„Genug von diesem Geplapper," rief der Orsini heftig. „Sagt mir, alter Herr, als ich eben eintrat, sah ich einen alten Freund (einen Eurer früherer Söldlinge) den Palast verlassen; darf ich nach seinem Geschäfte fragen?"

„Ach, ja; ein Bote von Fra Moreale. Ich schrieb dem Ritter, warf ihm seine Abtrünnigkeit bei unserer Rückkehr von Corneto vor und gab ihm zu verstehen, daß fünfhundert Lanzen gerade jetzt sehr theuer bezahlt würden."

„Ha," sagte Savelli, „und was ist seine Antwort?"

„O, schlau und ausweichend; er ist verschwenderisch mit Complimenten und guten Wünschen, aber er sagt, er stehe in Diensten des Königs von Ungarn, dessen Sache vor Rienzi's Richterstuhl liege; er könne seine jetzige Fahne nicht verlassen, er fürchte, Rom sei so gleich vertheilt, zwischen den Patriciern und dem Volke, daß die Partei, welche für die Dauer die Oberhand behalten wolle, einen Podesta berufen müsse;

diese Würde allein, gibt der Provenzale zu verstehen, würde ihm anstehen."

„Montreal unser Podesta!" rief der Orsini.

„Und warum nicht?" fragte Savelli; „eben so gut ein edel geborner Podesta, als ein niedrig geborner Tribun? Aber ich hoffe, wir brauchen keinen von Beiden. Colonna, hat dieser Bote Fra Moreale's die Stadt schon verlassen?"

„Ich glaube ja."

„Nein," sagte Orsini; „ich begegnete ihm unter dem Thore und kannte ihn von früher her; es ist Rudolph, der Sachse (früher ein Miethling der Colonna), der in den guten alten Tagen mehre Weiber meiner Anhänger zu Wittwen gemacht hat. Er ist jetzt ein wenig entstellt; gleichwohl erkannte ich ihn und redete ihn an, denn ich dachte, er könnte doch ein Freund werden und befahl ihm, mich in meinem Palaste zu erwarten."

„Ihr habt wohl gethan," sagte der Savelli nachdenklich, und seine Blicke begegneten denen Orsini's. Bald darauf wurde eine Besprechung aufgehoben, in der viel geredet und Nichts festgesetzt wurde; aber Luca di Savelli wartete an dem Portal und bat den Frangipani, wie die übrigen Barone, sich in Orsini's Palast einzufinden.

„Der alte Colonna," sagte er, „ist nahe am Kindischwerden. Wir werden bald ohne ihn zu einem Entschlusse kommen und können uns seiner durch seinen Sohn als Stellvertreter versichern."

Und es war dies eine richtige Prophezeihung,

denn die Berathung einer halben Stunde mit Rudolph dem Sachsen reichte hin, den Gedanken zum Beschluß zu reifen.

Fünftes Kapitel.

Die Nacht und ihre Vorfälle.

Mit dem Anbruche der nächsten Dämmerung wurde Rom zu dem Beginn des prachtvollsten Schauspieles zusammengerufen, das die kaiserliche Stadt seit dem Falle der Cäsaren gesehen. Es war ein besonderes von dem römischen Volke sich angemaßtes Vorrecht, ihren Bürgern die Ritterwürde zu ertheilen. Zwanzig Jahre früher hatte ein Colonna und ein Orsini diese Ehre vom Volke empfangen. Rienzi, der es als das Vorspiel zu einer wichtigeren Ceremonie betrachtete, verlangte von den Römern dieselbe Auszeichnung für sich. Vom Capitol bis zum Lateran zog in langer Prozession alles, was Rom Edles, Schönes und Tapferes aufzuweisen hatte. Zuerst kamen zahllose Reiter aus allen Nachbarstaaten Italiens in einer für die Gelegenheit passenden Tracht. Trompeter und Spielleute aller Art folgten — die Trompeten waren von Silber; Jünglinge trugen die mit Gold eingelegte Rüstung des ritterlichen Streitrosses, und ihnen folgte ein Zug der vornehmsten Frauen Roms, deren Schaulust und vielleicht auch Bewunderung des triumphirenden Ruhmes (der bei den Weibern manchen Anstoß ausgleicht) sie die gedemüthigte Größe ihrer Gatten vergessen ließ; unter diesen verdunkelten alle andern

Nina und Irene; dann kam der Tribun und der Vikar des Papstes, umgeben von allen Großen der Stadt, die Erbitterung, Haß und Rache kochten, aber gleichwohl sich stritten, wer dem Helden des Tages zunächst gehen dürfe. Allein der hochmüthige alte Colonna hielt sich ferne und folgte auf kleinem Abstande in einer absichtlich einfachen Kleidung. Aber sein Alter, sein Stand, seine frühere Berühmtheit in Krieg und Staatsgeschäften waren nicht hinreichend, seinen grauen Locken und seiner vornehmen Miene auch nur einen der Freudenrufe zuzuwenden, welche dem niedrigsten Manne zu Theil wurden, den der große Tribun anlächelte. Savelli ging zunächst bei Rienzi, der Geschmeidigste unter der höfischen Schaar; unmittelbar vor dem Tribun gingen zwei Männer, deren einer ein gezogenes Schwert, der andere den Pendone oder die Fahne trug, welche gewöhnlich königliche Würde bezeichnet. Der Tribun selbst trug ein langes Gewand von weißer Seide, deren schneeweißen Glanz (miri candoris) der Geschichtschreiber besonders erwähnt, reich mit Gold verziert, während auf seiner Brust viele jener mystischen Symbole hingen, von denen ich oben gesprochen, deren eigentliche Bedeutung vielleicht allein demjenigen bekannt war, der sie trug. In seinem dunkeln Auge und auf der breiten, ruhigen Stirne, in welcher die Gedanken gleich einem Sturme zu schlummern schienen, konnte man lesen, wie wenig Antheil sein Geist an dem ihn umgebenden Pomp nehme; aber hie und da nahm er sich zusammen und sprach abwechselnd mit Raimund oder Savelli.

„Es ist dies ein schmuckes Spiel," sagte der Orsini, als er bei dem alten Colonna zurückblieb; „aber es könnte tragisch enden."

„Mich dünkt, dies könnte der Fall sein, antwortete der alte Mann, „wenn der Tribun Dich hörte."

Orsini erblaßte. „Wie — nein — wenn dies auch wäre, so ahndet er nie Worte, sondern verlacht unsere geäußerte Wuth. Erst vor wenigen Tagen hinterbrachte ihm ein Schurke, was einer der Annibaldi über ihn gesagt hatte — Worte, wofür ein echter Cavalier das Blut desjenigen, der sie ausgesprochen, verlangt hätte; er ließ den Annibaldi rufen und sagte: Mein Freund, nehmt diesen Beutel mit Gold — treffende Witze müssen belohnt werden."

„Nahm Annibaldi das Geld?"

„Nun, nein; der Tribun fand Gefallen an seinem Geiste und lud ihn zum Abendessen ein, und Annibaldi versicherte, er habe nie einen fröhlicheren Abend zugebracht und er wundere sich nicht mehr, daß sein Vetter Ricardo den Spaßmacher so liebe."

Am Lateran angekommen, blieb Luca di Savelli zurück und flüsterte mit Orsini; die Frangipani und einige andere Edelleute wechselten bedeutungsvolle Blicke; Rienzi trat in das heilige Gebäude, in dem er, der Sitte gemäß, seine Waffenwache halten sollte, sagte der Menge Lebewohl und berief sie auf den nächsten Morgen, um Dinge zu hören, die, wie er hoffe, dem Himmel und der Erde angenehm sein würde.

Die unermeßliche Menschenmenge vernahm diese

Andeutung mit Neugierde und Freude, während Diejenigen, welche durch Ceeco del Vecchio schon einigermaßen vorbereitet waren, sie als ein Vorzeichen von der unwandelbaren Entschlossenheit ihres Tribuns begrüßten. Die Menge zerstreute sich mit ausnehmender Ruhe und Ordnung; bemerkenswerth war, daß unter einem so großen Zusammenlaufe von Menschen aller Art keinerlei Zügellosigkeiten oder Streitigkeiten vorkamen. Einige von den Baronen und Rittern, unter ihnen Luca di Savelli, dessen geschmeidige Höflichkeit und sarkastische Laune dem Tribunen gefiel, blieben nebst einigen untergeordneten Dienern und Pagen allein da; und außer einer einzigen Schildwache an dem Thore bot der große Platz vor dem Palaste, der Basilika und der Quelle Constantins, dem traurigen Mondlichte bald eine schweigende verlassene Oede dar. In der Kirche empfing nach der Sitte der damaligen Zeit der Abkömmling der teutonischen Könige den Orden des heiligen Geistes. Sein Stolz, oder ein ebenso unmännlicher, obwohl mehr entschuldbarer Aberglaube verleitete ihn, in dem Porphyrgefäße zu baden, das eine abgeschmackte Legende dem Constantin zuschrieb, und dies kam ihm, wie Savelli vorhersagte, theuer zu stehen. Nachdem die vorgeschriebenen Ceremonien beendigt waren, wurden seine Waffen in den Theil der Kirche zwischen den Säulen des heiligen Johannes gebracht. Hier wurde auch sein Prachtbett aufgeschlagen*.

* In einem mehr nördlichen Lande hätte man den Abend vor der Ritterweihe ohne Schlaf zugebracht; — in Italien scheint die Ceremonie der Waffenwache nicht so streng beobachtet worden zu sein.

Das Gefolge von Baronen, Pagen und Kämmerlingen zog sich in eine kleine Seitenkapelle der Kirche zurück, wo sie von Rienzi, der allein blieb, nicht gesehen werden konnten. Eine einzige neben seinem Bette stehende Lampe kämpfte mit den düstern Strahlen des Mondes, der durch die hohen Fenster über Flügel und Pfeiler sein „dämmernd frommes Licht" goß. Die heilige Stätte, die feierliche Stunde und das einsame Schweigen umher waren ganz geeignet, die hohe, ernste Stimmung dieses Sohnes des Glückes noch zu heben. Viele erhabene Ideen schwebten an seinem Geiste vorüber — die bald auf weltliche Bestrebungen, bald auf erhabenere, aber ungebildete Vorstellungen sich bezogen, bis er endlich, ermüdet von seinen eigenen Gedanken sich auf das Bett warf. Eine Vorbedeutung, welche zu erwähnen die ernstere Geschichte nicht verabsäumte, war, daß in dem Augenblick, wo er sich auf das neu für diese Gelegenheit bereitete Lager legte, ein Theil desselben unter ihm zusammenbrach; der Vorfall ergriff ihn, er sprang bleich auf und murmelte einige Worte; aber, als ob er sich seiner Schwäche schämte, legte er sich nach einer kleinen Weile wieder zur Ruhe und zog die Vorhänge um sich her zusammen.

Die Mondstrahlen wurden mit der vorrückenden Zeit immer schwächer und schwächer, und die scharfe Unterscheidung von Licht und Schatten verschwand gänzlich auf dem Marmorboden, als hinter einer Säule in der fernsten Ecke des Gebäudes hervor ein seltsamer Schatten plötzlich das krankhafte Licht durch-

kreuzte — er schlich herbei — er bewegte sich, aber ohne ein Geräusch, — er huschte von Pfeiler zu Pfeiler — endlich blieb er hinter der dem Bette des Tribunen zunächst befindlichen Säule stehen — und hielt hier stille.

Rings umher wurden die Schatten immer dunkler; die Stille schien immer tiefer zu werden; der Mond war verschwunden, und außer dem kämpfenden Strahl der Lampe neben Rienzi, bedeckte schwarze Nacht die feierliche, geisterhafte Stätte.

In einer der Seitenkapellen, die bei den vielen Veränderungen, welche die Kirche erlitten, wahrscheinlich längst zerstört wurde, waren, wie ich schon oben bemerkte, die wenigen Begleiter des Tribuns. Savelli allein schlief nicht; athemlos und horchend blieb er aufrecht sitzen, während die hohen Kerzen der Kapelle den raschen Wechsel seiner Züge noch auffallender machten.

„Jetzt gebe der Himmel," sagte er, daß es dem Burschen nicht mißglückt! Eine solche Gelegenheit kehrt nicht leicht wieder! Er hat einen starken Arm und ohne Zweifel eine geübte Hand; aber der Andere ist ein kräftiger Mann. Ist die That einmal vollbracht, so gilt es mir gleichviel, ob der Thäter entkommt, oder nicht; im letzteren Falle, nun da müssen wir ihn erdolchen! Todte Männer erzählen Nichts weiter. Im schlimmsten Falle — wer kann Rienzi rächen? Es gibt keinen zweiten Rienzi! Wir und die Frangipani besetzen den Aventin, die Colonna und Orsini die übrigen Stadttheile, und

ohne den lenkenden Geist können wir den tollen Pöbel verlachen. Wird er aber entdeckt — —" und Savelli, dessen Nerven zum Glücke für seine Feinde weniger stark waren als sein Wille, bedeckte schaudernd sein Antlitz — „ich meine, ich höre ein Geräusch! — nein — ist es der Wind? — stille, es muß der alte Vico di Scotto sein, der in seinem Panzerhemde umgeht! — Schweigen — ich habe dieses Schweigen nicht gerne? Kein Schrei — kein Laut! kann der Schurke falsches Spiel mit uns getrieben haben? oder konnte er das Fenster nicht erklettern? Es ist ja kinderleicht; — oder entdeckte ihn die Schildwache?"

Die Zeit verstrich; der erste Strahl des Tageslichtes brach langsam herein, als er die Kirchthüre verschließen zu hören glaubte. Savelli's Ungewißheit wurde unerträglich; er schlich aus der Kapelle und näherte sich so weit, daß er das Bett des Tribun sehen konnte — Alles war still.

„Vielleicht die Stille des Todes," sagte Savelli und schlich zurück.

Unterdessen war der Tribun, der sich vergebens bemühte, die Augen zu schließen, durch die unbequeme Lage, zu der er sich genöthigt sah, immer wacher geworden — denn da der Theil des Bettes gegen das Kopfkissen hin gewichen war, während das Uebrige fest blieb, hatte er, der gewöhnlichen Art zu liegen, zuwider, sich in dem untern Theile des Bettes, so gut es gehen wollte, eingerichtet, der Schein der Lampe, obwohl von den Vorhängen beschattet, fiel

ihm so gerade in das Gesicht. Ungeduldig über seine Schlaflosigkeit, dachte er endlich, es sei dieses trübe, flackernde Licht, das seinen Schlummer verscheuche, und wollte eben aufstehen, um es weiter zu entfernen, als er am andern Ende des Bettes den Vorhang leicht aufheben sah; er blieb ruhig und gespannt; — ehe er zum zweiten Male athmete, trat eine dunkle Gestalt zwischen das Licht und das Bett und er fühlte, daß ein Stoß nach dem Theile des Bettes geführt wurde, der ohne den Zufall, der ihm unglückverkündend geschienen, seine Brust dem Dolche dargeboten hätte. Rienzi wartete nicht auf einen zweiten, besser gezielten Stoß, als der Mörder sich jetzt bückte, und bei dem unsicheren Lichte herumtappte, stürzte er sich mit dem ganzen Gewichte und der Kraft seines starken, muskulösen Körpers auf ihn, entwand den Dolch seiner erschrockenen Hand, warf ihn auf das Bett und setzte ihm das Knie auf seine Brust. — Der Dolch erhob sich — blitzte — sank herab — der Mörder wich aus, und so drang er nur durch seinen rechten Arm. Der Tribun erhob den rächenden Stahl zu einem tödtlicheren Stoße.

Der so überwundene Mörder war ein an Gefahren jeder Art und Gestalt gewohnter Mann und verlor auch jetzt seine Geistesgegenwart nicht.

„Halt!“ sagte er; „wenn Ihr mich tödtet, seid Ihr selbst verloren. Schonet mein, so will ich Euch retten.“

„Verräther!“

„Stille — nicht so laut, oder Ihr weckt Eure

Begleiter, und einer derselben könnte das thun, was mir mißlungen. Schonet mein, sage ich, so will ich Euch Entdeckungen machen, die mehr werth sind, als mein Leben; aber ruft nicht — sprecht nicht laut, ich warne Euch!"

Der Tribun fühlte, wie sein Herz stille stand; an diesem einsamen Orte, fern von dem ihn vergöttternden Volke — seinen ergebenen Wächtern — nur mißvergnügte Barone oder vielleicht treuloses Gesindel in der Nähe, konnte da nicht die Warnung des verwirrten Mörders eine wohlgemeinte sein? — diese Worte, diese Bedenklichkeiten schienen plötzlich ihr gegenseitiges Verhältniß umzukehren und den Sieger wieder in die Gewalt des Mörders zu geben.

„Du willst mich täuschen," sagte er, aber mit leiser, unsicherer Stimme, welche dem Schurken den Vortheil sogleich erkennen ließ, den er gewonnen; „Du möchtest, daß ich Dich loslieβe, ohne meinen Leuten zu rufen, damit Du einen zweiten Angriff auf mein Leben machen könntest!"

„Du hast meinen rechten Arm unbrauchbar gemacht und mich meiner einzigen Waffe beraubt."

„Wie kamst Du hierher?"

„Durch Einverständniß."

„Woher dieser Angriff?"

„Das Geheiß von Anderen."

„Wenn ich Dich begnadige — —"

„Sollst Du Alles erfahren!"

„Stehe auf," sagte Rienzi, indem er seinen Gefangenen, obwohl mit großer Vorsicht, loslieβ und

ihn noch immer mit der einen Hand an der Schulter festhielt, immer noch aber den Dolch an seine Kehle setzte. „Ließ Dich meine Schildwache ein? Die Kirche hat, dünkt mich, nur einen Eingang."

„Nein, diese nicht; folge mir, so will ich Dir mehr sagen."

„Hund! Du hast Mitschuldige?"

„Wenn auch, so hälst Du ja den Dolch an meine Kehle?"

„Möchtest Du entwischen?"

„Ich kann nicht, wenn ich auch möchte".

Rienzi betrachtete bei dem matten Schein der Lampe den Mörder scharf. Sein rohes, gemeines Gesicht, seine grobe Kleidung und ausländische Sprache schienen ihm hinlängliche Beweise, daß er nur von Anderen gedungen war! und es war vielleicht klug, einer gewissen, vorhandenen Gefahr zu trotzen, um vielen zukünftigen und unvorhergesehenen Gefahren vorzubeugen. Ueberdies war Rienzi bewaffnet, stark, behend, in voller Jugendkraft; — und im schlimmsten Falle war kein Ort in der Kirche, von wo aus nicht seine Stimme die Leute in der Kapelle erreichen konnte — wenn er sich auf sie verlassen konnte.

„So zeige mir denn die Stelle und Mittel, durch welche Du hereingekommen," sagte er; „und wenn ich den geringsten Verdacht schöpfe, während wir dahin gehen — so stirbst Du? Nimm die Lampe auf."

Der Schurke nickte mit dem Kopfe; mit seiner linken Hand faßte er die Lampe, wie ihm befohlen war; Rienzi's Faust hielt seine rechte Schulter ge-

packt; aus der Wunde an seinem rechten Arme träufelte im Gehen Blut herab; geräuschlos schritt er die Kirche entlang — er kam an den Altar — links von demselben war ein kleines Zimmer zum Dienste, oder Abtreten des Priesters. Dahin nahm er seinen Weg. Rienzi's Herz erfüllte sich einen Augenblick mit Zweifeln.

„Nimm Dich in Acht," flüsterte er; „das geringste Zeichen von Verrath, und Du bist das erste Opfer!"

Wieder nickte der Mörder und schritt weiter. Sie traten in das Gemach, und dann deutete der seltsame Führer des Tribuns auf ein offenes Fenster. „Seht, hier kam ich herein," sagte er; „und gehe, wenn Ihr erlaubt, auch wieder da hinaus — —"

„Der Frosch kommt nicht so leicht aus dem Brunnen, wie hinein, Freund," erwiderte Rienzi lächelnd. „Und wenn ich nun meine Wächter nicht rufen soll, was soll ich mit Dir thun?"

„Laß mich gehen, so werde ich Dich morgen aufsuchen, und wenn Du mich schön bezahlst und mir versprichst, daß Du mir Nichts an Leib und Leben thun willst, so liefere ich Deine Feinde, die mich gedungen, in Deine Gewalt."

Rienzi konnte sich bei diesem Vorschlage eines leichten Lächelns nicht enthalten, faßte sich aber und sagte: „Und wie, wenn ich meine Leute rufe und Dich ihrer Obhut übergebe?"

„So übergibst Du mich Deinen Feinden und denen, die mich gedungen; und in der Verzweiflung

werden sie, damit ich sie nicht verrathen kann, mir oder Dir die Gurgel abschneiden."

„Mich dünkt, Bursche, ich habe Dich früher schon gesehen."

„So ist es. Ich schäme mich weder meines Namens, noch meines Vaterlandes, und bin Rudolph der Sachse!"

„Ich erinnere mich; — in Diensten Walters von Montreal. Der also ist der Anstifter?"

„Nein, Römer! dieser edle Ritter verachtet jede andere Waffe, als das offene Schwert, und seine eigene Hand erschlägt seine Feinde. Eure elenden, erbärmlichen, feigen Italiener allein benützen den Muth und miethen den Arm Anderer."

Rienzi schwieg. Er hatte seinen Gefangenen losgelassen und stand ihm gegenüber; jeden Augenblick betrachtete er sein Gesicht und versank dann wieder in Nachdenken. Als er endlich seine Augen in dem kleinen Zimmer umherlaufen ließ, in welches sie auf eine so sonderbare Weise gekommen waren, bemerkte er eine Art von Kabinet, worin die Priesterröcke und einige Gegenstände für den heiligen Dienst enthalten waren. Dieses bot ihm auf einmal einen Ausweg aus seiner Verlegenheit; er deutete darauf hin —

„Hier, Rudolph von Sachsen, sollst Du einen Theil dieser Nacht zubringen — eine kleine Buße für Dein beabsichtigtes Verbrechen, und morgen, wenn Dir Dein Leben lieb ist, wirst Du Alles entdecken."

„Hört, Tribun," versetzte der Sachse mürrisch, „meine Freiheit ist in Eurer Gewalt, aber weder meine

Zunge, noch mein Leben. Wenn ich mich in dieses Loch einsperren lasse, mußt Du mir auf den Kreuzgriff des Dolches in Deiner Hand schwören, daß Du mich, nachdem ich Alles, was ich weiß, bekannt, begnadigen und in Freiheit setzen willst, derer, die mich gedungen, sind genug, um Deine Wuth zu befriedigen, und wärest Du ein Tiger. Wenn Du nicht hierauf schwörest — —"

„Ach, mein bescheidener Freund! — was dann?"

Dann zerschmettere ich mir das Hirn an der steinernen Mauer! Besser ein solcher Tod, als die Folter!"

„Thor, an Leuten, wie Du, brauche ich mich nicht zu rächen. Sei aufrichtig, so schwöre ich Dir, daß Du zwölf Stunden nach Deinem Geständnisse wohlbehalten und unverletzt außerhalb der Mauern Roms stehen sollst. So wahr mir Gott helfe und seine Heiligen."

„Ich bin zufrieden! — Donner und Hagel, ich habe lange genug gelebt, um nur für mein eigenes Leben zu sorgen und dann gleich für das des großen Capitäns; — im Uebrigen frage ich nicht darnach, ob Ihr Südländer Euch die Gurgeln abschneidet und ganz Italien zu einem Grabe macht."

Mit diesen wohlwollenden Worten trat Rudolph in das Kabinet; aber ehe Rienzi die Thüre schließen konnte, trat er wieder heraus —

„Halt," sagte er; „das Blut fließt stark. Helft mir die Wunde verbinden, oder ich verblute mich vor meinem Bekenntnisse."

„Per fede," sagte der Tribun, dessen seltsamer Humor an der kalten Kühnheit des Mannes sich ergötzte; aber abgesehen von dem Dienste, den Du mir gerne geleistet hättest, bist Du der angenehmste, geduldigste, unerschrockenste Bursche, den ich seit vielen Jahren gesehen. Gib mir Deinen Gürtel. Ich hätte wohl nicht gedacht, daß ich am ersten Abende meiner Ritterschaft ein so menschenfreundliches Werk verrichten würde!"

„Ich meine diese Röcke wären ein besserer Verband," sagte Rudolph und deutete auf die an den Wänden aufgehängten Priestergewänder.

„Schweige, Schurke," sagte der Tribun stirnrunzelnd; „keine Entheiligung! Da Du aber so sehr um Dich besorgt bist, so sollst Du meine Schärpe haben, Dich zu verbinden."

Hiemit verband ihm der Tribun, nachdem er den Dolch auf den Boden gelegt und vorsichtig den Fuß darauf gesetzt hatte, das verwundete Glied, eine Herablassung, für welche ihm Rudolph kurz dankte, dann nahm er Waffe und Lampe wieder auf, schloß die Thüre, schob den langen schweren Riegel außen vor und kehrte voll tiefer und entrüsteter Gedanken über den Verrath, dem er so glücklich entgangen war, auf sein Lager zurück.

Bei dem ersten grauen Strahl der Morgendämmerung ging er zu der großen Thüre der Kirche hinaus, rief die Schildwache, einen seiner eigenen Leibwächter, und befahl ihm, geheim und jetzt, ehe die Leute auf den Beinen wären, den Gefangenen in

einen der geheimen Kerker des Capitols zu bringen. „Sei verschwiegen," sagte er; „äußere gegen Niemand ein Wort davon; gehorche und Du sollst befördert werden. Wenn Du dies besorgt, suche den Rath Pandulpho di Guido und sage ihm, er möchte zu mir hierher kommen, ehe die Menge sich versammelt."

Hierauf ließ er den Soldaten seine schweren Eisenschuhe ablegen, führte ihn durch die Kirche, übergab Rudolph seiner Obhut, sah sie abgehen und nach wenigen Minuten hörten die Männer in der nahe gelegenen Kapelle seine Stimme und er sah sich von seinem Gefolge umgeben.

Er stand schon in ein weites, mit Pelz verbrämtes Gewand gehüllt auf dem Estrich: sein durchdringender Blick prüfte genau und sorgfältig das Angesicht eines Jeden, der sich nahte. Zwei von den Baronen aus der Familie Frangipani verriethen einige Zeichen von Bestürzung und Verlegenheit, sammelten sich aber bei der unbefangenen Begrüßung des Tribuns gleich wieder.

Aber alle Kunst Savelli's konnte es nicht verhindern, daß seine Züge dem gleichgültigsten Auge den Schrecken seiner Seele verrathen hätten; — und als er Rienzi's durchdringenden Blick auf sich ruhen fühlte, zitterte er an allen Gliedern. Indessen schien Rienzi allein seine Unruhe nicht zu bemerken, und als Vico di Scotto, ein alter Ritter, aus dessen Händen er sein Schwert empfing, ihn fragte, wie er die Nacht zugebracht, erwiderte er heiter:

„Gut, gut — mein tapferer Freund! Ueber einem neuen Ritter wacht immer ein guter Engel. Signor

Luca di Savelli, ich fürchte, Ihr habt schlecht geschlafen; Ihr scheint blaß. Doch, das hat nichts zu bedeuten! — unser heutiges Bankett wird Euer munteres Blut bald wieder in Umlauf bringen."

„Blut, Tribun!" sagte di Scotto, der keine Schuld an dem Anschlage hatte; „Du sprachst von Blut und siehe! auf dem Boden sind große, noch nicht trockene Tropfen Blutes."

„Nun, fort mit Dir, alter Held, daß Du meine Ungeschicklichkeit verräthst! Ich ritzte mich beim Entkleiden mit meinem Dolche. Dank dem Himmel, daß seine Spitze nicht vergiftet war!"

Die Frangipani wechselten Blicke — Luca di Savelli lehnte sich an eine Säule, um sich zu halten — das übrige Gefolge schien ernst und überrascht.

„Denkt nicht daran, meine Herren," sagte Rienzi, „es ist eine gute Vorbedeutung und eine wahre Prophezeihung. Es bedeutet, daß derjenige, welcher sein Schwert für das Wohl des Staates umgürtet, bereit sein muß, sein Blut für ihn zu vergießen; das bin ich. Nichts mehr davon — ein bloßer Ritz; es blutete stärker, als ich von einer so unbedeutenden Wunde vermuthet hätte, und erspart dem Arzte die Anwendung der Lanzette. Wie schön der Tag anbricht! Wir müssen uns bereiten, unsere Mitbürger zu empfangen — sie werden bald hier sein. Ha, mein Pandulpho — willkommen! Du mein alter Freund, sollst mir diesen Mantel umlegen!"

Und während Pandulpho hiemit beschäftigt war, flüsterte ihm der Tribun einige Worte in das Ohr,

die nach seiner lächelnden Miene zu urtheilen, seinen Begleitern einer der vertraulichen Scherze zu sein schienen, welche Rienzi in seine Unterredung mit seinen vertrauteren Freunden zu mischen pflegte.

Sechstes Kapitel.

Die feierliche Vorladung.

Die Glocke der großen Laterankirche ertönte gellend und laut, als die ungeheure Menschenmasse, größer noch, als am vorhergehenden Abende, heranwogte. Die hiezu aufgestellten Diener machten mit Mühe Platz für die Edeln und Gesandten, und kaum waren diese vornehmeren Besucher eingelassen, so drängte sich die Menge ihnen nach, stürzte sich hastig in die Kirche und eilte nach der Kapelle Bonifacius VIII. Indem sie hier jeden Winkel anfüllten und den Eingang versperrten, sahen die Glücklicheren von dem Gedränge den Tribun, umgeben von dem glänzenden Hofe, den sein Geist um ihn versammelt, sein Glück ihm unterworfen hatte. Als endlich die feierliche heilige Musik, als Vorspiel für die feierliche Messe, durch das Gebäude zu schwellen anfing, trat der Tribun vor, und der Eindruck, welchen das Verstummen der Musik, machte, wurde noch größer durch die gänzliche Todtenstille der Zuhörer. Seine Größe, seine Haltung, seine Züge waren diejenigen, welche immer der Menge Aufmerksamkeit gebieten, und damals wurden sie noch weit mehr gehoben durch das Interesse der Veran-

lassung und den eigenthümlichen Ausdruck tiefen, aber zurückgedrängten Eifers, vielleicht die einzige Gabe des Redners, welche nur die Natur verleihen kann.

„Es sei hiemit verkündigt," sagte er langsam und bedächtlich, „kraft der Autorität, Macht und Jurisdiktion, welche das römische Volk im allgemeinen Parlament uns übertragen und der Papst als Oberherr bestätigt hat, daß wir, nicht undankbar weder gegen das Geschenk und die Gnade des heiligen Geistes — dessen Ritter wir jetzt sind — noch gegen die Gunst des römischen Volkes, erklären, daß Rom, die Hauptstadt der Welt und der Grundpfeiler der christlichen Kirche, sowie alle Städte, Staaten und Völker Italiens von nun an frei seien. Kraft dieser Freiheit und derselben geheiligten Autorität verkündigen wir, daß die Wahl, Jurisdiktion und Monarchie des römischen Reiches Rom, dem römischen Volke und dem gesammten Italien zusteht. Wir laden daher ein und fordern persönlich auf, die erlauchten Fürsten: Ludwig, Herzog von Baiern, und Karl, König von Böhmen, welche sich selbst Kaiser von Italien zu nennen pflegen, vor uns oder den anderen Magistraten Roms zwischen heute und Pfingsten zu erscheinen, um ihre Ansprüche zu vertheidigen und zu beweisen. Ebenso laden wir innerhalb derselben Zeit vor: den Herzog von Sachsen, den Fürsten von Brandenburg und Jeden — Monarch, Fürst oder Prälat — der sich ein Wahlrecht für den Kaiserthron anmaßt — ein Recht, das, wie wir seit alten, undenklichen Zeiten aufgezeichnet finden, allein dem römischen Volke zusteht — und zwar zur Wah-

rung unserer bürgerlichen Freiheiten ohne Schmälerung der geistlichen Gewalt der Kirche, des Papstes und des heiligen Collegiums.* Herold, verkündige die Vor-

*Il tutto senza derogare all' autorità della Chiesa, del Papa e del Sacro Collegio. — So schließt diese außerordentliche Vorladung, diese kühne und wunderbare Behauptung der klassischen Unabhängigkeit Italiens in der feudalsten Zeit des vierzehnten Jahrhunderts. Der anonyme Biograph Rienzi's behauptet, der Tribun habe auch den Papst und die Cardinäle aufgefordert, ihren Sitz in Rom zu nehmen. De Sade widerlegt diesen Zusatz zu Rienzi's Kühnheit oder Abenteuerlichkeit gründlich und unbestreitbar. Gibbon indessen, der das Uebrige der Citation in abgebrocheneren und unhöflicheren Ausdrücken gegeben hat, als er durch irgend eine Autorität ermächtigt war, wiederholt den groben Mißgriff des Biographen und stichelt auf De Sade, welcher Beweise beibringe, „mehr des Anstandes halber, als daß ihnen wirkliches Gewicht innwohne." Ohne den Leser mit all den Beweisen des gelehrten Abbé zu ermüden, möge die Anführung der beiden Ersten genügen.

1. „Alle anderen gleichzeitigen Geschichtschreiber, welche dieses Ereigniß abgehandelt haben, G. Villani, Hofsemius, die Handschriften des Vatican und andere Chronikenschreiber, welche die Vorladung des Kaisers und der Churfürsten anführen, sagen nichts von einer solchen des Papstes und der Cardinäle, und der Papst (Clemens VI.) schweigt in seinen späteren Anklagen Rienzi's, während er doch sehr erbittert über die Vorladung des Kaisers ist, gänzlich über das, was für den Papst eine viel bedeutendere Beleidigung gewesen wäre, über seine und der Cardinäle Vorladung."

2. „Die wörtliche Akte dieser Citation, wie sie förmlich im Lateran verkündigt wurde, ist bei Hofsemius noch vorhanden (von wo auch, obgleich nicht in ihrer ganzen Ausdehnung, die Rede in dem Texte unserer gegenwärtigen Erzählung entnommen ist), und in diesem Dokumente sind der Papst und die Kardinäle nicht namentlich vorgeladen."

Gibbons ganzer Bericht über Rienzi ist oberflächlich und

ladung in ihrer vollen Ausdehnung und regelmäßigen Form, wie sie geschrieben und Deinen Händen übergeben wurde, außerhalb dem Lateran."

Als Rienzi diese kühne Proklamation von Italiens Freiheit schloß, murmelten die Gesandten von Toskana und einigen andern freien Staaten leise Beifall. Die Gesandten der Staaten, welche anscheinend zur Partei des Kaisers hielten, sahen sich schweigend in Verwunderung und Bestürzung an. Die römischen Barone standen mit stummem Munde und niedergeschlagenen Augen da; nur über das greise Antlitz Stephan Colonna's zog sich ein Lächeln, halb der Verachtung, halb des Triumphs. Aber die große Masse der Bürger war von Worten hingerissen, die eine so großartige Aussicht, wie die Emancipation Italiens eröffneten, und ihre Ehrfurcht vor der Macht und dem Glücke des Tribuns war beinahe die, welche man einem überirdischen Wesen schuldig ist, so daß sie sich nicht bei der Berechnung der Mitttel aufhielten, welche mit dieser Prahlerei im Verhältniß standen.

Während sein Auge über die Menschenmenge, die

ungetreu. Dem kalten und höhnischen Skepticismus, welcher so oft die riesenhaften Werke dieses großen Schriftstellers verunstaltet, jenem aufrichtigen und drängenden Enthusiasmus nichts zugesteht und in Sachen der Freiheit oder der Religion die gewöhnliche Quelle kühner Thaten ist, erscheint der große Römer nur als ein ehrgeiziger und phantastischer Narr. Was würde in Gibbons Händen Cromwell geworden sein? was Vane? was Hampden? Der Pedant Julian mit seiner schmutzigen Persönlichkeit und seiner prahlerischen Affektation war Gibbons Ideal von einem großen Manne.

schimmernde Versammlung in seiner Nähe, die ihm ergebene Masse in der Ferne hinflog — als das Gemurmel von Tausenden und Zehntausenden auf dem äußern Raume vor dem Palaste Constantins (jetzt dem seinigen!) zu seinem Ohr drang, welche Gut und Blut seiner Sache zu weihen schworen; in der Flut des Glückes, das bis jetzt noch keine Hemmung erfahren hatte; in dem Zenith der Macht, die bis jetzt nichts von Widerwärtigkeiten wußte, schwoll das Herz des Tribuns stolz auf; Träume von unermeßlichem Ruhme und grenzenloser Herrschaft — Ruhm und Herrschaft, wie sie früher sein geliebtes Rom besessen und die er wiederherstellen wollte, schwebten vor seinen trunkenen Blicken, und in der wahnsinnigen leidenschaftlichen Aufregung des Augenblickes schwang er sein Schwert nacheinander gegen die drei Gegenden der damals bekannten Welt und sagte mit zerstreuter Stimme, wie ein Mann, der träumt: „Im Namen des römischen Volkes — alles dieses ist mein!“ *

So leise seine Stimme hiebei war, so wurde doch die abenteuerliche Prahlerei von allen Umstehenden so deutlich verstanden, als hätte sie der Donner ihnen zugetragen. Und vergebens versuchte man, die verschiedenen Gefühle, die sie erregt, zu beschreiben; die Ueberspanntheit hätte den Hohn seiner Feinde, die Betrübniß seiner Freunde erregt, ohne das Wesen des Redners, das, feierlich und gebieterisch, Vernunft und Haß zur Ehrfurcht vereinigte; nachher ins Gedächtniß zurückgerufen und wiederholt, entblößt von dem Zau-

* Questo e mio.

ber, den ihnen derjenige, der sie gesprochen, verlieh, erfuhren diese Worte die kalte Verdammung der Richtigurtheilenden; aber in diesem Augenblicke schien für den Helden des Volkes alles möglich. Er sprach wie ein Begeisterter — sie zitterten und glaubten, und wie von dem Schauspiel hingerissen, stand er einen Augenblick schweigend da, den Arm noch immer ausgestreckt — sein dunkles, weitgeöffnetes Auge in die Weite stierend, der Mund offen, sein stolzes Haupt hoch und erhaben über die Menge hervorragend — seine Begeisterung entzündete die der niederer stehenden und entfernteren Zuschauer, und ein tiefes Gemurmel von Einem angefangen, verbreitete sich und tönte laut von allen Seiten: „Der Herr ist mit Italien und Rienzi!"

Der Tribun wandte sich um und sah den päpstlichen Vikar erstaunt und verwirrt, der eben aufstand, um zu sprechen. Besinnung und Vorsicht kehrten ihm plötzlich zurück, und entschlossen, die gefährliche Mißbilligung seiner Kühnheit durch die Autorität des Papstes niederzuschlagen, die schon auf Raimunds Lippen schwebte, gab er schnell den Musikern einen Wink, und der feierlich erschallende Gesang der heiligen Ceremonie benahm dem Bischof von Orvieto alle Gelegenheit zu einer Erwiderung oder Entbürdung seiner selbst.

In dem Augenblicke, wo die Ceremonie vorüber war, berührte Rienzi den Bischof und flüsterte ihm zu: Wir wollen dies zu Eurer Zufriedenheit erklären. Ihr speiset mit uns im Lateran. — Euern Arm."

Auch ließ er den Arm des guten Bischofs nicht eher wieder los oder vertraute ihn anderer Gesellschaft an, als bis unter dem stürmischen Schmettern von Hörnern und Trompeten, Trommeln und Cymbeln und unter einem Volkszusammenlaufe, wie er vielleicht an derselben Stelle bei Constantins legendenhafter Taufe stattgefunden hatte, der Tribun und seine Edeln durch die großen Thore des Lateran, damals des Palastes der Welt, eingetreten waren.

So endete diese merkwürdige Ceremonie und die stolze Herausforderung der nordischen Mächte zu Gunsten der Freiheit Italiens, die, wäre sie von einem glücklichen Erfolge begleitet gewesen, als eine erhabene Kühnheit gepriesen worden wäre, die aber, da sie ohne Erfolg blieb, von dem Pöbel als toller Uebermuth ausgelegt wurde; die aber gleichwohl, wenn man alle den Tribun drängenden Verhältnisse und alle ihn umgebende Macht ins Auge faßt, vielleicht noch nicht ganz so unklug war, als sie erschien. Und selbst diese Unklugheit im strengsten Sinne genommen — wird sie dem durchdringenden Beobachter großartiger Charaktere wahrscheinlich als die glänzende Thorheit einer kühnen Natur erscheinen, welche durch Verhältnisse und Glück, durch religiöse Leichtgläubigkeit, patriotische Bestrebungen, gelehrte Gesichte, welche zu schnell aus dem Traume zur Wirklichkeit geworden, hinausgeführt wurde über die Grenzen der klugen, irdischen Politik, welche die Waffe schärft, ehe sie den Handschuh hinwirft.

Siebentes Kapitel.

Das Fest.

Das Fest an diesem Tage war bei weitem das prächtigste, das man bis jetzt gesehen. Der Wink des Cecco del Vecchio, der den Charakter seiner Mitbürger, wie er noch jetzt, nur nicht in so hohem Grade, ist, hinsichtlich ihrer Vorliebe für festliches Gepränge und prächtige Schauspiele so treffend schilderte, war für Rienzi nicht verloren. Nur ein Beispiel von dem ungeheuren Bankett, in der That mehr für das Volk, als für die höheren Stände berechnet, möge die mehr als königliche Verschwendung darthun, welche dabei herrschte. Vom Morgen bis zum Abend flossen Ströme von Wein, wie ein Brunnen, aus den Nüstern des Pferdes an der großen Reiterstatue Constantins. Die ungeheuern Säle des Lateranpalastes, allen Ständen geöffnet, waren aufs Reichlichste mit Speisen aller Art besetzt; Spiele, Belustigungen und Gauklereien jener Zeit waren in Fülle vorhanden. In einem abgesonderten Saale bewirthete die Tribunessa, wie man Nina etwas unklassisch nannte, die Damen Roms, und der Tribun hatte Raimund so vollkommen beschwichtigt oder versöhnt, daß der gute Bischof — der Einzige, dem diese Ehre widerfuhr — seinen besonderen Tisch mit ihm theilte. Wenn das Auge durch alle Säle und Hallen streifte, so sah es die Räume gefüllt von all dem Adel und der Ritterschaft — dem Reichthum und der Macht

— der Gelehrsamkeit und Anmuth von Italiens Hauptstadt, vermischt mit Gesandten und edeln Fremden, sogar von jenseits der Alpen; * — Abgeordneten nicht nur von den Freistaaten, welche die Erhebung des Tribuns mit Jubelgeschrei aufnahmen, sondern auch von den hochgeborenen und hochmüthigen Tyrannen, welche im Anfange seine Anmaßung verlacht hatten und jetzt vor seiner Macht sich bückten. Da waren nicht nur die Gesandten von Florenz, von Sienna, von Arezzo, das sich zuletzt der Herrschaft des Tribuns unterwarf, von Lodi, von Spoleto und zahllosen anderen kleineren Städten und Staaten, sondern auch von dem finstern und schrecklichen Visconti, Fürsten von Mailand, von Obizzo von Ferrara und den tyrannischen Regenten von Verona und Bologna; sogar der stolze und verschlagene Malatesta, Herrn von Rimini, dessen Arm später für eine Weile die Macht Walters von Montreal, an der Spitze seiner großen Compagnie, brach, hatte seinen Stellvertreter in der Person seines geehrtesten Edelmannes geschickt. Johann von Vico, der schlimmste und bösartigste Despot seiner Zeit, der ernstlich den Waffen des Tribuns Trotz geboten, war jetzt, unterworfen und gedemüthigt, in Person zugegen; und die Gesandten von Ungarn und Neapel mischten sich unter die von Baiern und Böhmen, deren Fürsten an jenem Tage vor den römischen Gerichtshof geladen worden waren.

* Der einfältige und leichtgläubige Biograph Rienzi's sagt, sein Ruf sei bis zu den Ohren des Sultans von Babylon gedrungen.

Das Schwanken von Federn, das Blitzen der Juwelen und Goldstoffe, das Rauschen von Seidestoffen und das Klingen von goldenen Sporen, das Wehen der Banner von der Decke, die Töne der Musik von den Gallerien oben, Alles bot ein Gemälde von solcher Macht und Herrlichkeit — einen Hof und eine Ritterschaft von solchem Glanze dar, daß die größten der feudalen Könige es vielleicht mit funkelndem Auge und schwellender Brust mit angesehen hätten. Aber in diesem Augenblicke saß der Schöpfer und Herr all dieses Glanzes, von seiner kürzlichen Fröhlichkeit zu sich gekommen, trübsinnig und zerstreut da, erinnerte sich mit gedankenvoller Stirne an das Abenteuer der vergangenen Nacht und dachte, daß unter seinen frohesten Gästen der Mann lauere, der ihm nach dem Leben getrachtet. Mitten unter dem Wogen der Musik und dem Gepränge der Menge fühlte er sich von Verrath bedroht, und das Bild eines Skelettes, das wie in alten Zeiten seinen schaurigen Gedanken dem Feste aufdrang, verdunkelte des Weines Purpurfarbe und erstarrte den Glanz des Schauspieles.

Während des lärmendsten Festgetöses sah man Rienzi's Pagen durch den Bankettsaal schlüpfen und einigen der Edelleute etwas zuflüstern; Jeder verbeugte sich tief, wechselte aber die Farbe, als er die Botschaft erhielt.

„Mein Herr Savelli," sagte Orsini, selbst zitternd, „zeigt doch mehr Muth. Nicht sich rächen, eine Ehre will man uns erweisen. Ich denke, Eure Einladung lautet wie die meinige."

„Er — er — bittet — bittet mich, auf dem Capitol zu Nacht zu speisen; ein freund — schaftliches Mahl — (die Pest über seine Freundschaft!) nach dem geräuschvollen Tag."

„Dasselbe ist auch mir entboten!" sagte Orsini, zu einem der Frangipani sich wendend.

Diejenigen, welche die Einladung erhalten hatten, brachen bald von dem Feste auf, sammelten sich in eine Gruppe und besprachen sich lebhaft. Einige waren für Flucht, aber Flucht hieß mit anderen Worten Geständniß; ihre Anzahl, ihr Rang, ihre lange unangetastete Straflosigkeit gab ihnen wieder Muth und sie beschlossen, zu gehorchen. Der alte Colonna, der einzige schuldlose Baron unter den geladenen Gästen, war auch der Einzige, der die Einladung ablehnte. „Pah!" sagte er mürrisch, „es ist hier des Schmausens genug für einen Tag! Sagt dem Tribun, ich hoffe, ehe er zu Nacht speist, schon zu schlafen. Graue Haare können nicht das ganze Lustbarkeitsfieber durchmachen."

Als Rienzi aufstand, um sich zu entfernen, was er bald that, denn das Bankett hatte noch Morgens angefangen, begann Raimund, begierig, sich loszumachen und mit einigen seiner geistlichen Freunde über den dem Papste zu machenden Bericht sich zu besprechen, sein Lebewohl auszudrücken, aber der unbarmherzige Tribun sagte ernst zu ihm: „Mein Herr, wir haben Euch bei einem dringenden Geschäfte auf dem Capitol nöthig. Ein Gefangener — eine Untersuchung — vielleicht (setzte er mit unglückschwan-

gerem, prophetischem Stirnrunzeln hinzu) eine Hinrichtung wartet auf uns! Kommt."

„Wahrhaftig, Tribun," stammelte der gute Bischof, „dies ist eine seltsam gewählte Zeit für eine Hinrichtung!"

„Die vergangene Nacht war eine noch seltsamere Zeit. — Kommt!"

In der Art, wie die letzten Worte ausgesprochen wurden, lag etwas, dem Raimund nicht zu widerstehen vermochte. Er seufzte, murmelte, zupfte an seinen Kleidern und folgte dem Tribun. Als dieser durch die Hallen schritt erhob sich die Gesellschaft auf allen Seiten. Lächelnd und durch Zuflüsterungen offener Höflichkeit und gewinnender Freundlichkeit erwiderte Rienzi ihre Begrüßungen. Jung, wie er war, und von schönem, edlem Aeußern, das durch den glänzenden Anzug und noch mehr durch den Ausdruck geistiger Ueberlegenheit in Stirn und Auge hervortrat, welch letzterer natürlich die weniger gebildeten Herren jenes dunkeln Zeitalters entbehrten, — glänzte er unter dem versammelten Hofe, wie ein Mann, würdig, denselben zu bilden, und geschickt, ihn zu beherrschen; und seine angebliche Abstammung von dem deutschen Kaiser, die seit seiner Größe im Auslande überall verbreitet und geglaubt wurde, schien den fremden Herren unverkennbar in der Hoheit seiner Miene und der leichten Anmuth seiner Anrede.

„Mein Herr Präfekt," sagte er zu einem düsteren, verdrießlichen, in schwarzem Sammt gekleideten Manne, dem mächtigen und anmaßenden Johann di

Vico, Präfekt von Rom, „wir sind erfreut, einen so edeln Gast in Rom zu treffen; wir müssen die Artigkeit dadurch erwidern, daß wir in Kurzem Euch in Eurem Palaste überraschen, — auch werdet Ihr, Signor (wandte er sich zu dem Gesandten von Tivoli), uns ein Obdach unter Euern Höhlen und Wasserfällen nicht versagen, ehe die Weinlese beginnt. Mich dünkt, Rom söhnt sich, vereint mit dem lieblichen Tivoli, wieder mit den Musen aus. Euer Prozeß ist gewonnen, Meister Venoni; der Rath anerkennt Euer Recht; aber ich behielt die Neuigkeit für den Feiertag auf — Ihr tadelt mich deßhalb nicht, hoffe ich." Diese Worte wurden mit halb herzlicher Offenheit einem würdigen Bürger zugeflüstert, der mitten unter so vielen Großen leicht der Beachtung des Tribuns hätte entgehen können; aber es war Politik bei Rienzi, denjenigen, welche Handelsgeschäfte trieben, eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu beweisen. Als er, nachdem er einige Augenblicke mit dem Kaufmann gesprochen, weiter ging, fiel sein Blick auf die hohe Gestalt des alten Colonna.

„Signor," sagte er mit einer tiefen Verbeugung, aber auch mit einem gewissen Nachdruck im Ton, „Ihr werdet uns diesen Abend nicht fehlen."

„Tribun — —" begann der Colonna.

„Wir nehmen keine Entschuldigung an," unterbrach ihn der Tribun hastig und ging weiter.

Einige Augenblicke blieb er bei einer kleinen Gruppe von einfach gekleideten Männern stehen, die ihn mit gespannter Aufmerksamkeit betrachteten; denn auch sie

waren Gelehrte und sahen in Rienzi's Erhebung einen neuen Beweis der wunderbaren und plötzlichen Macht, welche der Geist über thierische Kraft zu erringen anfing. Bei diesen ließ der Tribun, als wäre er plötzlich unter ihm verwandten Geistern, allen Ernst von seiner Stirne verschwinden. Glücklicher vielleicht wäre seine Laufbahn — unzweifelhafter sein Nachruhm gewesen — hätte sein Geist das gleiche Ziel verfolgt!

„Ah, carissime!" sagte er zu Einem, indem er dessen Arm in den seinigen legte, — „wie geht es mit Deiner Erklärung der alten Marmorbilder? — halb in Ordnung? Das freut mich zu hören! Besuche mich doch, wie früher, ich bitte Dich. Morgen — nein, auch übermorgen nicht, aber kommende Woche — werden wir einen ruhigen Abend haben. Geliebter Dichter, Eure Ode versetzte mich in die Zeit des Horaz: doch dünkt mich, wir thun Unrecht, wenn wir unsere eigene Sprache gegen die lateinische zurücksetzen. Ihr schüttelt den Kopf? Nun, Petrarka denkt, wie Ihr; sein großer Epos schreitet mit Riesenschritten voran — so höre ich von seinem Freund und Boten, — doch hier ist er. Mein Laelius — ist dies nicht Euer Name bei Petrarka! Wie soll ich mein Entzücken über seinen trostreichen, begeisternden Brief ausdrücken? Ach! er überschätzt nicht meine Absichten, aber meine Kräfte. Doch hievon später."

Ein leichter Schatten verdunkelte bei diesen Worten die Stirne des Tribuns; und als er zwischen einer langen Reihe von Edelleuten und Fürsten zu beiden Seiten weiter ging, kehrten ihm Selbstbeherrschung

und Würde wieder, die er bei seinen früheren Standesgenossen abgelegt hatte. So schritt er durch die Menge und verschwand nach und nach.

„Er benimmt sich würdig," sagte Einer, als die Gäste sich wieder setzten. „Habt Ihr das Wir bemerkt — die königliche Sprechart?"

„Aber das muß man zugeben, daß er sie trefflich beherrscht," sagte der Gesandte des Visconti; „weniger stolz wäre bei seinem übermüthigen Hof Kriecherei."

„Nun," sagte ein Professor aus Bologna, „warum heißt man denn den Tribun stolz? Ich sehe keinen Stolz an ihm."

„Auch ich nicht," sagte ein reicher Goldschmied.

Während diese und noch widersprechendere Bemerkungen dem Tribun während seines Weggehens folgten, trat er in den Saal, in welchem Nina den Vorsitz führte; und hier gewannen ihm seine schöne Persönlichkeit und seine Silberzunge (Suavis coloratae-que sententiae nach Petrarka's Beschreibung) eine mehr allgemeine Gunst bei den Damen, als ihm bei ihren Männern zu Theil geworden; er bildete keinen geringen Gegensatz zu den förmlichen und kraftlosen Complimenten des guten Bischofs, der ihm bei solchen Gelegenheiten zur herrlichen Folie diente.

Aber sobald diese Ceremonien abgethan waren und Rienzi sein Pferd bestieg, änderte sich sein Wesen plötzlich in strengen, bedeutungsvollen Ernst.

„Vikar," sagte er mit großer Kürze zu dem Bischof, „wir möchten Eurer Gegenwart sehr bedürftig

sein. Wisset, daß auf dem Capitol jetzt ein Rath sitzt, um über einen Mörder zu richten. In der vergangenen Nacht wäre ich ohne die Gnade des Himmels unter dem Dolche eines gedungenen Mörders als Opfer gefallen. Wißt Ihr etwas davon?"

Und er sah den Bischof so scharf an, daß der arme Canonist vor Verwunderung und Schrecken beinahe von seinem Pferde gesunken wäre.

„Ich! —" sagte er.

Rienzi lächelte. — „Nein, mein guter Herr Bischof! Ich sehe, Ihr seid nicht zum Mörder geboren. Aber, um fortzufahren: — damit es nicht den Anschein gewinne, als handle ich in einer mich selbst betreffenden Sache, so befahl ich, daß man den Gefangenen in meiner Abwesenheit verhöre. In seinem Verhör (Ihr bemerktet den Brief, der mir während des Bankettes gebracht wurde?) — —"

„Ja, und Ihr wechseltet die Farbe."

„Nicht ohne Grund; in seinem Verhör, sage ich, hat er gestanden, daß neun der vornehmsten Barone Roms ihn gedungen hatten. Sie essen heute mit mir zu Nacht! — Vikar, vorwärts!"

Herausgegeben von der
„Gesellschaft zur Verbreitung guter und wohlfeiler Bücher"
erschien in demselben Verlage:

Populäre Mythologie

oder

Götterlehre aller Völker.

Von **F. Nork.**

Zehn Theile

mit einer Menge von Abbildungen.

Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 27 Ngr.

Dieses höchst anziehend geschriebene Werk, welches sich vor ähnlichen gar wesentlich vortheilhaft unterscheidet, kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden.

Volks-
Conversationslexikon.

Umfassendes Wörterbuch

des

sämmtlichen Wissens.

Bearbeitet

von

Gelehrten, Künstlern, Gewerbe- und Handeltreibenden,

und herausgegeben von der „Gesellschaft zur Verbreitung guter und wohlfeiler Bücher."

18 Bände. 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Im gleichen Verlage sind so eben erschienen:

Die

Frithjofs-Sage

von

Esaias Tegnér,

Bischof in Weriö in Schweden.

Aus dem Schwedischen

von

G. Berger.

Zweite verbesserte Auflage.

Mit Titelbildern.

Gebunden mit Goldschnitt. Preis 1 fl. oder 18 Sgr.

Lord Byron's sämmtliche lyrische Gedichte.

Uebersetzt

von

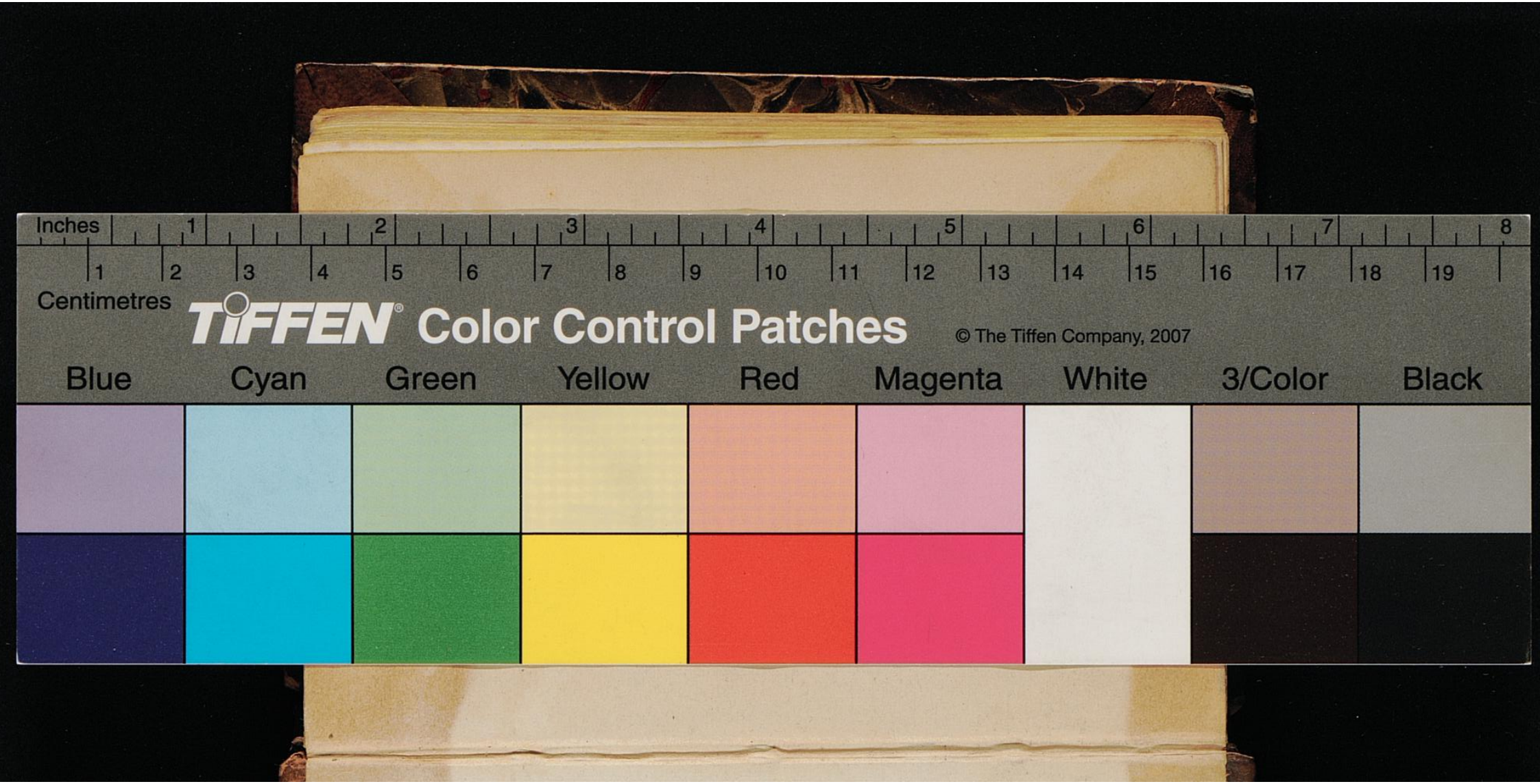
Dr. Franz Kottenkamp.

Dritte verbesserte Auflage

Mit zwei Stahlstichen.

kl. 8. Prachtvoll gebunden mit Goldschnitt.

Preis 1 fl. 30 kr. oder 27 Sgr.


Inches
1
2
3
4
5
6
7
8
Centimetres
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
TIFFEN® Color Control Patches
© The Tiffen Company, 2007
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black